HANS WEINERT

Die Rassen der Menschheit

LEIPZIG · B. G. TEUBNER · BERLIN

Die Rassen der Menschheit

von

Dr. Hans Weinert
Professor für Anthropologie an der Universität Kiel

Dritte Auflage

Mit 101 Abbildungen



1941
Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Mit der „Rassenkunde des deutschen Volkes" und der „Rassenkunde Europas" hat H. F. K. Günther den weitesten Kreisen die Augen dafür geöffnet, daß es überhaupt Menschenrassen gibt.

Wir können aber aus einem langedauernden Entwicklungsvorgang, durch den auch die Rassen unseres Erdteils und unseres Vaterlandes entstanden sind, nicht einen kleinen Teil herausgreifen, wenn wir das Ganze verstehen wollen. Die bewohnbare Erde trägt Menschenrassen, die — einmal aus einheitlichem Ursprung entstanden — sich nach verschiedenen Richtungen hin entwickelt haben und trotzdem fortdauernde Vermischungen eingingen, wo die Gelegenheit dazu gegeben war. Eine Rasse bedingt die andere, keine ist für sich allein richtig zu bewerten.

Nach E. Fischers Rassenbeschreibungen in den Sammelwerken „Anthropologie" in „Kultur und Gegenwart" und im I. Band der „Menschlichen Erblichkeitslehre" hat neuerdings E. von Eickstedt in seinem großen Werke „Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit" alle Rassen der gesamten Art „Mensch" eingehend behandelt. Wir brauchen diese Kenntnisse besonders in der heutigen Zeit!

Potsdam, im Januar 1935. **Hans Weinert.**

Aus dem Vorwort zur zweiten Auflage.

Für die neue Auflage konnten meine früher noch nicht veröffentlichten Untersuchungen über Entstehung der Menschenrassen, die als gleichnamiges Buch 1938 im Verlag F. Enke, Stuttgart, erschienen sind, verwandt werden. Soweit der Raum es zuließ, sind die darin erörterten Fragen und Ergebnisse auch hier genannt worden; man kann nicht über Rassen sprechen, ohne an ihre Herkunft und Entstehung zu denken. Für genauere Auseinandersetzungen über diese noch ganz in Fluß befindlichen Probleme mußte natürlich auf das größere Buch öfter verwiesen werden.

Als wichtigstes Ergebnis dieser Untersuchung wird auffallen, daß jetzt in der Verteilungstabelle die Tasmanier, Melanesier und im Anschluß an sie auch die Negritos zu dem dunklen Teil der Mittleren Linie gestellt worden sind. Ihre stammesgeschichtlichen Beziehungen zu der zwar „schwarzen", aber sonst fraglos zur Mittleren Linie gehörigen Gruppe der Australiden und Weddiden ist wichtiger als äußerliche Merkmale, die an Neger der Schwarzen Linie erinnern. Wenn damit die Mittlere Linie in einen dunklen und einen hellen Teil gegliedert ist, kann man die ganze Übersicht auch in vier Rassenlinien darstellen, so wie Eugen Fischer es schon immer getan und in der neuen Auflage in Baur-Fischer-Lenz noch einmal erbtheoretisch begründet hat. Auch dabei bleibt ja der stammesgeschichtliche Zusammenhang zwischen australidem und europidem Rassenzweig gewahrt.

Kiel, im Herbst 1938. **Hans Weinert.**

Vorwort zur dritten Auflage.

Für die neue Auflage sind keine wesentlichen Veränderungen auf dem Gebiete der Rassenkunde nachzutragen. Wohl aber sind in den zwei Jahren zahlreiche uns wichtige Funde vorzeitlicher Menschenreste gemacht worden. Für unser Thema ist es bedeutungsvoll, daß alle Schädel- und Skelettfunde sich unseren Ansichten über die Entwicklung der Menschheit einfügen. In allen Stücken aus der ältesten Zeit erkennen wir die „Mittlere Rassenlinie" und müssen immer wieder sehen, daß die Kennzeichen der moderen Hauptrassen verhältnismäßig spät, gegen Ende der letzten Eiszeit, auftreten.

Daß auch trotz des Krieges die neue Auflage so bald erscheinen mußte, mag als ein Zeichen dafür bewertet werden, daß bei uns Forschung und Lehre nicht zurückgedrängt worden sind.

Kiel, im Herbst 1940.

Hans Weinert.

Inhaltsverzeichnis.

Quellennachweis der Abbildungen.

Zeichnungen und photographische Aufnahmen stammen von folgenden Stellen:

Weinert 1, 6, 17a, b, 21, 33, 38, 47, 55, 56, 59, 65, 69, 70, 71, 73, 74a, 82, 83, 89, 92, 93 — Bildarchiv des Zoologischen Gartens, Berlin 2, 4, 5 — v. Koenigswald 14, 15 — Mc. Gregor (Weinert) 19 — Mc. Gregor 20 — W. K. Gregory (1924) 22 — Oppenoorth 29 — Station Lake Tyers 31 — Dr. med. Külz 39 — K.-W.-Inst. für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik, Berlin 50, 84 — Kolonialkriegerdank, Berlin 51 — Heck 57 — Filmserie Manoli AG. 72 — Carl Weinert (Chile) 78 — Museum für Völkerkunde, Berlin 88 — Bauermeister 94 — Borofska-Niemeyer, Potsdam 96 — Ehrhardt 101.

Weiterhin wurden Bilder folgenden Werken entnommen:

Natur und Museum, Zoologischer Garten, Frankfurt (Main) 3 — Weinert, Ursprung der Menschheit. Verlag Enke, Stuttgart 7 — Weinert in der Sammlung „Volk und Wissen", Band 4. Verlag Stenger, Erfurt 8, 9, 10, 11 a—c — Weinert, Pithecantropus. Verlag Schweizerbarth, Stuttgart 13 — Weinert, Entstehung der Menschenrassen, Verlag Enke, Stuttgart 16, 18 — Kultur der Gegenwart III. V. Anthropologie von Schwalbe und Fischer. Verlag B. G. Teubner, Leipzig 23 (Fürst), 24 (Toldt), 25, 26, 27, 28, 66 und 86 (Sarasin), 75 (Gordon), 77 (Bur. Americ. Etnol.), 98 (Günther), 99 (Röse) — Klaatsch, Werdegang der Menschheit. Dtsch. Verlagshaus Bong & Co., Berlin 30 — von Eickstedt, Rassenkunde und Rassengeschichte. Verlag Enke, Stuttgart 32, 43, 44, 76, 79, 85 — von Eickstedt, Archiv für Rassenbilder. J. F. Lehmanns Verlag, München 34, 35, 45 und 46 (Schebesta), 60 (Weise), 67 (Ferras und Heine Geldern), 68 (Wastl) — Berlin hört und sieht, Scherl-Verlag, Berlin 36 — Montandaon, La race les Races. Payot, Paris 37 (Ling Roth) — Bernatzik, Südsee, Bibliograph. Inst., Leipzig 40 — Koralle 1928, Heft 11/12. Verlag Ullstein, Berlin 41 (Koch) — Colin Roß, Haha Whenua — das Land, das ich gesucht. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 42 — Johnson, Congorilla. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 48, 49 — E. Fischer, Rehobother Bastards. Jena 52 — Steinhardt, Ehombo. Neumann-Verlag, Neudamm 53, 54 (Michatz) — Bernatzik, Zwischen weißem Nil und Belgisch-Kongo. Wien 61 — Buschan, Im Anfang war das Weib. Verlag Reißner, Dresden 62 — Stratz, Naturgeschichte des Menschen. Verlag Enke, Stuttgart 63 (Sammlung ten Kate) — Y. Koya, Rassenkunde der Ainu, Japan 64 — Weinert, Menschen der Vorzeit. Verlag Enke, Stuttgart 87 — Fürst-Hansen, Crania Grönlandica 74 b — Gusinde, Die Feuerlandindianer. Mödling, Wien 80 — Wegener, Zum Sonnentor durch altes Indianerland. Darmstadt 81 — L. F. Clauß, Der germanische Mensch, in Zeitschrift „Rasse" 1934, Heft 1. Verlag B. G. Teubner, Leipzig 90 — L. F. Clauß, Die nordische Seele. 4. Auflage. J. F. Lehmanns Verlag, München 91 — L. F. Clauß, Rasse und Seele. J. F. Lehmanns Verlag, München 97.

I. Einleitung.

Rassenkunde als nationale Wissenschaft.

Mit den Umwälzungen, die unsere nationale Erhebung mit sich brachte, schien eine neue Wissenschaft aufgetreten zu sein: die Rassenkunde. Das große Wissensgebiet, das wir „Naturwissenschaft" nennen, zerfällt in die beiden Abteilungen „angewandte" und „beschreibende" Naturwissenschaften. Und in der letzteren gab es wieder zwei Unterabteilungen: „Pflanzenkunde und Tierkunde." Das war so geläufig, daß auch die wissenschaftlichen Namen „Botanik und Zoologie" dafür allgemein bekannt waren. Nur der Mensch selbst kam in der beschreibenden Naturwissenschaft nicht vor. Der angehende Arzt lernte den Menschen kennen als Objekt für seine Heilkunst; und etwas aus den dazu nötigen Gebieten der Anatomie und Physiologie fiel auch für den Schulunterricht ab als „Lehre vom Bau und der Tätigkeit des menschlichen Körpers".

Daß der Mensch ein Lebewesen war wie Pflanze und Tier, kam kaum zum Bewußtsein — und die Folgen davon spüren wir jetzt, wo die Anwendung der aus der Menschenkunde gewonnenen wissenschaftlichen Ergebnisse zur Erbgesundheits- und Rassenpflege durchgeführt werden soll. Jetzt sieht man, was für widersinnige Anschauungen die Nichtbeachtung einer Wissenschaft, die uns am dringlichsten anging, hat aufkommen lassen. Und so mußte der Staat, der zielbewußt Rassenhygiene treiben will, zuerst dafür sorgen, daß der Begriff „Rasse" den Staatsbürgern bekannt wird.

Vielleicht hat die Generation vor uns mehr von den Menschenrassen gelernt als wir im 20. Jahrhundert, wo der grundlegende Irrtum eintreten konnte, daß die Rassenkunde als ein Nebengebiet der — meist politischen — Erdkunde aufgefaßt wurde. Daß aber der Mensch als zoologische Art in seiner Abwandlung in Unterarten und Rassen auch rein naturwissenschaftlich, zoologisch, zu verstehen war, blieb unbeachtet. Diese wirkliche Menschenkunde, die kaum etwas mit der medizinischen Erfassung des menschlichen Leibes zu tun hat, blieb so unbekannt, daß heute erst der wissenschaftliche Name „Anthropologie" dafür Eingang findet.

Und auch diese neue Erkenntnis kommt uns erst auf dem Umweg über die Vererbungslehre. Mit der Einsicht, daß es Menschenrassen gibt, die erblich bedingt sind, und daß diese Rassen Eigenschaften — körperliche und seelische — haben, durch die sie zwangsweise verschieden sein müssen, sind wir erst dazu gekommen, die Menschheit auch einmal als einen Teil der irdischen Lebewesen biologisch zu betrachten. Heute wissen wir endlich, daß die Beschäftigung mit den Rassenunterschieden der Menschheit keine belanglose Liebhaberei ist, so wie man sich früher ein Herbarium oder eine Schmetterlingssammlung anlegte; wir brauchen die gesamte Anthropologie als eine politisch wichtige, nationale Wissenschaft.

Daß die Anthropologie als Wissenschaft nicht erst jetzt neu aufgetreten ist, braucht wohl nicht ausgeführt zu werden. Vor nunmehr 200 Jahren erfaßte Carl von Linné die Menschheit als ein besonderes „Reich" im „System der Natur"; vor 160 Jahren entstand Joh. Friedr. Blumenbachs Buch über die Menschenrassen, das lange Zeit als maßgebend gegolten hat; vor mehr als 80 Jahren wagte Graf Arthur Gobineau den „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen".

Eine Geschichte der Anthropologie soll hier nicht gegeben werden; geschichtlich interessant ist dabei nur die Tatsache, daß trotz aller wissenschaftlichen Errungenschaften auf diesem Gebiet und trotz der dringendsten Mahnungen der Forscher, die politische Tragweite der menschlichen Rassen- und Vererbungslehre nicht zu verkennen, daß trotzdem unser Jahrhundert mit fast völliger Nichtachtung der Menschenkunde als Lehrfach beginnen konnte.

Seit 1923 haben nun die Bücher Hans F. K. Günthers den Erfolg, dem deutschen Volke die Bedeutung der Menschenrassen Deutschlands und Europas vor Augen geführt zu haben; und dem nationalsozialistischen Staat blieb es vorbehalten, die Folgerungen aus Gobineaus Lehre von der Ungleichheit der Menschenrassen auch mit praktischer Rassenhygiene in die Tat umzusetzen. Wir stehen damit auch auf diesem Gebiet am Beginn einer neuen Zeit; mit der Annahme des von der Rassenhygiene längst geforderten Gesetzes „zur Verhütung erbkranken Nachwuchses" — das als „Sterilisierungsgesetz" überall bekannt geworden ist — hat sich die Staatsregierung dazu bekannt, den Menschen biologisch, als Lebewesen, aufzufassen und die von der Forschung erkannten biologischen Gesetze sinngemäß auch auf den Menschen anzuwenden.

So mußte die Anthropologie und damit die gesamte Biologie zu einem „Kernfach der nationalsozialistischen Weltanschauung" werden.

Es ist einmal gesagt worden, Günthers Verdienst läge darin, die Rassenkunde von einer Geheimwissenschaft einiger zünftiger Gelehrten zu einer Angelegenheit des ganzen Volkes gemacht zu haben; jedenfalls war es der Fachwissenschaft nicht gelungen, das Interesse der gesamten Öffentlichkeit so auf die Rassenkunde zu lenken, wie es durch Günthers Bücher geschehen ist. Und man soll nicht vergessen, daß das noch unter einer Regierung geschah, die an sich keinen Gebrauch von der Ungleichheit der Menschenrassen machen wollte.

Es war verständlich, daß die neu erwachte Rassenlehre mit den Rassen des eigenen Volkes begann. Heute braucht ja wohl kaum noch gesagt zu werden, daß Rasse und Volk etwas Verschiedenes ist. Das Volk ist ein politischer Begriff, es umfaßt eine Gemeinschaft von Menschen, die denselben Gesetzen, den gleichen Umgangsformen und Gebräuchen unterworfen sind; Menschen mit gleicher Amtssprache und gleicher Geschichte und Kultur. Die Rasse dagegen ist ein biologischer Begriff wie Familie, Gattung oder Art. Rasse ist also erblich bedingt, sie umfaßt Wesen — Pflanze, Tier oder Mensch —, die durch gleiche Erbmerkmale untereinander verbunden und von anderen unterschieden sind. So ist die Rasse eine Unterabteilung der Art; und da die heutige Menschheit zu einer großen „Art" (Spezies: Homo sapiens) zusammengefaßt wird, bilden die verschiedenen Menschenrassen Unterabteilungen der Art „Mensch". Wieviel gemeinsame Merkmale zur Aufstellung einer Rasse nötig sind, steht natürlich nicht fest; und so gibt es auch keine Vorschriften für die Rassenabgrenzungen. Mit dem Wort „Rasse" werden innerhalb der Menschheit deshalb oft sehr verschiedene Gruppen umfaßt. Wir sprechen von einer Negerrasse gegenüber Europäern, aber innerhalb der europäischen

Rasse stellt man die „Nordische Rasse" der alpinen, der dinarischen u. a. mehr gegenüber. Man müßte also genauer von Unterarten, Hauptrassen, Unterrassen usw. ausgehen. Da aber jede Rasseneinteilung fast immer etwas Willkürliches an sich hat, muß die Unterscheidung um so schwieriger werden, je enger man die Begriffe zieht.

Und damit kommen wir zu einem Punkt, der heute besondere Beachtung verdient. Wir können bei der „Rassenkunde" nicht nur die Rassen, die das deutsche Volk zusammensetzen, herausnehmen; man würde von selbst durch ihre räumliche Ausdehnung dazu kommen, die Rassen Europas zu erfassen. Und da „Europa" ein mit künstlichen Grenzen festgelegter politischer Begriff ist, sprechen wir biologisch lieber von den „europiden Rassen", die weit östlich nach Asien hineingreifen und die Küsten des Mittelmeers in Kleinasien und Nordafrika mit umziehen.

Aber auch dabei können wir nicht stehen bleiben. Da die Rassen Erbgemeinschaften sind, die sich durch Auslese und Isolierung gebildet haben, liegt in der Bezeichnung „Rasse" zugleich etwas Gewordenes, das Ergebnis eines Entwicklungsvorganges. Wir können also keine Rassen*kunde* treiben, ohne dabei dieser Entwicklung — also der Rassen*geschichte* oder „Rassen-*Stammesgeschichte*" — zu gedenken. Und damit werden wir zwangsläufig auf die übrigen Menschenrassen verwiesen. Man kann wohl zur ersten Aufklärung dieses für die meisten neuen Gebietes die Kenntnis der Rassen des eigenen Volkes vermitteln; aber dann greift die Wissenschaft ebenso wie die Politik doch über diese engeren Grenzen hinaus. Die Rassenzusammensetzung des eigenen Volkes wird erst dann verständlich, wenn man die Rassengeschichte der ganzen Menschheit zu erkennen sucht.

Versuch eines Rassenstammbaumes.

Wir haben heute wohl gelernt, daß es keine „deutsche Rasse", ebenso keine französische, englische usw. gibt. Volksnamen sind heute keine Rassenbezeichnungen mehr. Aber es gibt auch keine germanische, keine romanische oder slawische Rasse; diese Namen bezeichnen Sprachstämme — und auch die Sprachstämme haben verschiedene Rassengruppen umfaßt. Genau genommen gibt es auch keine indogermanische oder arische Rasse, denn selbst das sind Bezeichnungen für Sprach- und Kulturverbände, deren Eigentümlichkeiten nicht erblich bedingt sind. Wenn wir heute auch in unserer Gesetzgebung das Wort „arisch" im rassischen Sinne gebrauchen, dann ist das eine Gewöhnung an einen Ausdruck, der seine Berechtigung dadurch erhält, daß man weiß, was damit gemeint ist. Ursprünglich werden sich ja die Sprach- und Kulturgruppen mit dem Rassenbegriff gedeckt haben, in einer uns geschichtlich interessierenden Zeit war es aber nicht mehr der Fall.

Wir mögen wohl als Kernfach der gesamten Rassenlehre die Rassenkunde des deutschen Volkes besonders berücksichtigen, aber wir können nicht aus einem organischen Entwicklungsvorgang ein kleines Stückchen herausschneiden, wenn das Ganze nicht zusammenhangslos bleiben und so zu schweren Mißverständnissen führen muß. So wird sich auch die Schule — aller Stufen — dazu verstehen müssen, im Rahmen des *biologischen* Unterrichts endlich auch die Anthropologie als wenigstens gleichberechtigt neben Botanik und Zoologie zu stellen.

Anthropologie ist aber die Geschichte der ganzen Menschheit, begonnen von ihrem Ursprung aus menschenäffischen Ahnen und fortgeführt bis zur Spaltung und Wieder-

vermischung aller heutigen Menschenrassen. Darin liegt also die Begründung für die hier schon angedeutete Auffassung einer zeitgemäßen Rassenkunde. Die Rassen bilden die Äste und Zweige am Stammbaum der Menschheit; die Rassenlehre müßte versuchen, die Rassenbeschreibung als einen naturwissenschaftlichen Entwicklungsvorgang darzustellen.

So soll auch die vorliegende Arbeit der Versuch sein, die Menschenrassen nach stammesgeschichtlichen Gesichtspunkten zu ordnen, mit der „niedrigsten" und urtümlichsten Rasse beginnend und mit der „höchsten" endend. Absichtlich sind die Bezeichnungen „niedrigste" und „höchste" in „. . ." gesetzt. Denn heute leben ja alle gleichzeitig nebeneinander. Eine „Rasse" kann nicht von einer anderen, heute lebenden Rasse abstammen. Die Systembenennungen Rasse, Art, Gattung usw. geben einen Horizontalschnitt durch den Stammbaum und bezeichnen gleichzeitig nebeneinander lebende Gruppen. Wenn auch die Menschheit von menschenäffischen Ahnen abstammt, dann sind doch *heute* lebende Schimpansen nicht die Vorfahren *heute* lebender Menschen. Das ist selbstverständlich.

Der Begriff „niedrigste" Menschenrasse darf auch nicht ohne weiteres kulturell verstanden werden. Es ist sehr wohl möglich, daß eine auf niedrigster *Kulturstufe* stehende Menschengruppe durchaus nicht stammesgeschichtlich auf tiefster *Entwicklungsstufe* stehen geblieben ist. Sie kann sehr wohl durch ungünstige Umstände nachträglich auf einen scheinbar urtümlichen Kulturzustand zurückgedrängt sein.

Und dann ist die gesamte Menschheit heute noch *eine Art*; d. h. alle Menschenrassen sind untereinander dauernd fruchtbar. Die Rassenbastarde haben also sowohl untereinander wie auch mit anderen Rassen Nachkommen. Wo verschiedene Menschenrassen aufeinanderstoßen, da gibt es außer Mord und Totschlag auch Vermischung und neues Leben. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, wie dieses Rassendurcheinander die Aufstellung eines Rassenstammbaumes erschwert. Schließlich haben wir — als Veranlassung zu dieser Rassenvermischung — mit dem Ausdehnungsbedürfnis und dem Wandertrieb der Menschheit zu rechnen. Er betrifft ja nicht alle Rassen und alle Zeiten gleichmäßig, aber die Tatsache besteht, und wir haben sie beim Rassenstammbaum zu berücksichtigen.

Solche Wanderungen haben vom Ursprung der Menschheit an zu allen Zeiten stattgefunden bis auf den heutigen Tag. Wo sie im Licht der Geschichte ausgeführt wurden, können wir sie berücksichtigen; alles, was vorgeschichtlich geschah, ist aber nur aus Skelett- und Kulturresten zu erschließen. Derartige Funde sind aber immer Zufallssache, und sie werden um so spärlicher, je weiter sie zurückliegen. Sucht man nach Beweisen für vorzeitliche Rassenverschiebungen, so wird man immer etwas finden — man ist also stets der Versuchung ausgesetzt, mehr zu behaupten, als man mit wirklicher Sicherheit nachweisen kann. Das soll aber hier nach Möglichkeit vermieden werden. Wo also Wissen aufhört und Mutmaßung anfängt, soll es offen gesagt sein; so kann es auch nicht ausbleiben, daß die stammesgeschichtliche Anordnung der Rassenbeschreibung Lücken aufweisen muß. Denn diese Lücken in unserem Wissen bestehen nun einmal und viele von ihnen werden wohl auch kaum jemals ganz verschwinden.

Die eingehenderen Untersuchungen darüber und die Ergebnisse, die zu den verschiedenen Schlußfolgerungen führten, habe ich in meinem Buche „Entstehung der Menschenrassen" niedergelegt. Dort finden sich vor allem die Belege, die uns die fossilen Menschenrassen aus allen Zeiten und allen Teilen der Erde geben, um, auf Tatsachen gestützt, auch die Rassenentwicklung zu verstehen.

„Mit dem Denken begann die Entwicklung des Menschseins." Dr. Karl Jaspers - Basel

II. Entstehung und Entwicklung der Menschheit.

Vor der Bildung der Menschenrassen lag die Entstehung der Menschheit selbst — jede Rassenkunde muß also auf den wichtigsten Akt in der Entwicklung der Lebewesen zurückgehen, auf den Ursprung der Menschheit. So hängen Rassenlehre und menschliche Stammesgeschichte sachlich voneinander ab. In der Erforschung beider Gebiete sind wir aber verschieden weit vorgedrungen; aber nicht so, wie die meisten glauben. Wie die Menschheit entstand, das können wir heute so sicher nachweisen, wie es überhaupt menschlichem Wissen möglich ist; wie aber aus der Urmenschheit heraus sich die heutigen Rassen spalteten, ist oft mit Sicherheit nicht zu behaupten; was wir dazu bringen können, sind vielfach Hypothesen, mehr oder weniger gut gestützt.

Es gibt wohl keine Tierart, deren Stammbaum wir so gut wiederherstellen können wie den des Menschen. Das liegt an der besonderen Stellung, die der Mensch unter allen Lebewesen einnimmt. Er wurde das einzige Wesen, das sich selbst begreift. Seine Gehirnentwicklung ermöglichte ihm die Erfindung von Werkzeug und Maschinen, die seinen Körper von dem Zwange der Arbeitsleistung enthob. So wurde der Mensch zum Kulturwesen, das sich von allen anderen unterschied.

Wenn nun trotz dieser einseitigen Entwicklungsrichtung im menschlichen Körper noch Organbildungen vorhanden sind, die sich auch bei bestimmten Tieren vorfinden, dann gibt uns der Vergleich solcher Organe die Möglichkeit, alte Verwandtschaftsbeziehungen wieder zu entdecken. Denn wir wissen heute, auf welche Weise alle Körperbildungen zustande kommen. Die ungeahnten Erfolge der Vererbungslehre haben die letzten Zweifel beseitigt, die man am Ende des vorigen Jahrhunderts etwa den Lehren Lamarcks, Darwins und Haeckels entgegenbringen konnte. Alle Pflanzen und alle Tiere erhalten Form und Tätigkeit ihres Körpers dadurch, daß winzige Kernteilchen, die die Erbanlagen enthalten, von ihren Vorfahren von Generation zu Generation weitergegeben wurden. Es ist nicht nur selbstverständlich, sondern jeder Versuch und jede Beobachtung zeigt es uns, daß es beim Menschen nicht anders ist. Es gäbe nur eine Möglichkeit, die an eine andere Erklärung denken ließe: wenn zwei verschiedenartige Wesen unter ganz gleichen Bedingungen dieselbe Lebensweise angenommen hätten, dann würden vielleicht ihre Körperorgane auch gleichmäßig ausgebildet werden müssen. Wir wissen, daß wohl Ähnlichkeiten entstehen können, daß aber niemals das Gleiche mit gleicher Erbanlage wiederholt wird. Die Kernteilchen der elterlichen Fortpflanzungszellen bestehen aus Kohlenhydrat- und Eiweißmolekülen, die Zusammensetzung dieser Moleküle ist so mannigfaltig, daß es unmöglich ist, daß zweimal der völlig gleiche Aufbau erreicht wird.

Wenn nun umgekehrt Körperorgane auch dort gleichmäßig ausgebildet sind, wo gar kein gleicher Gebrauch vorliegt, dann können sie — soweit sie erblich bedingt sind — nur dadurch erklärt werden, daß ihre Erbanlagen ebenfalls von Generation zu Genera-

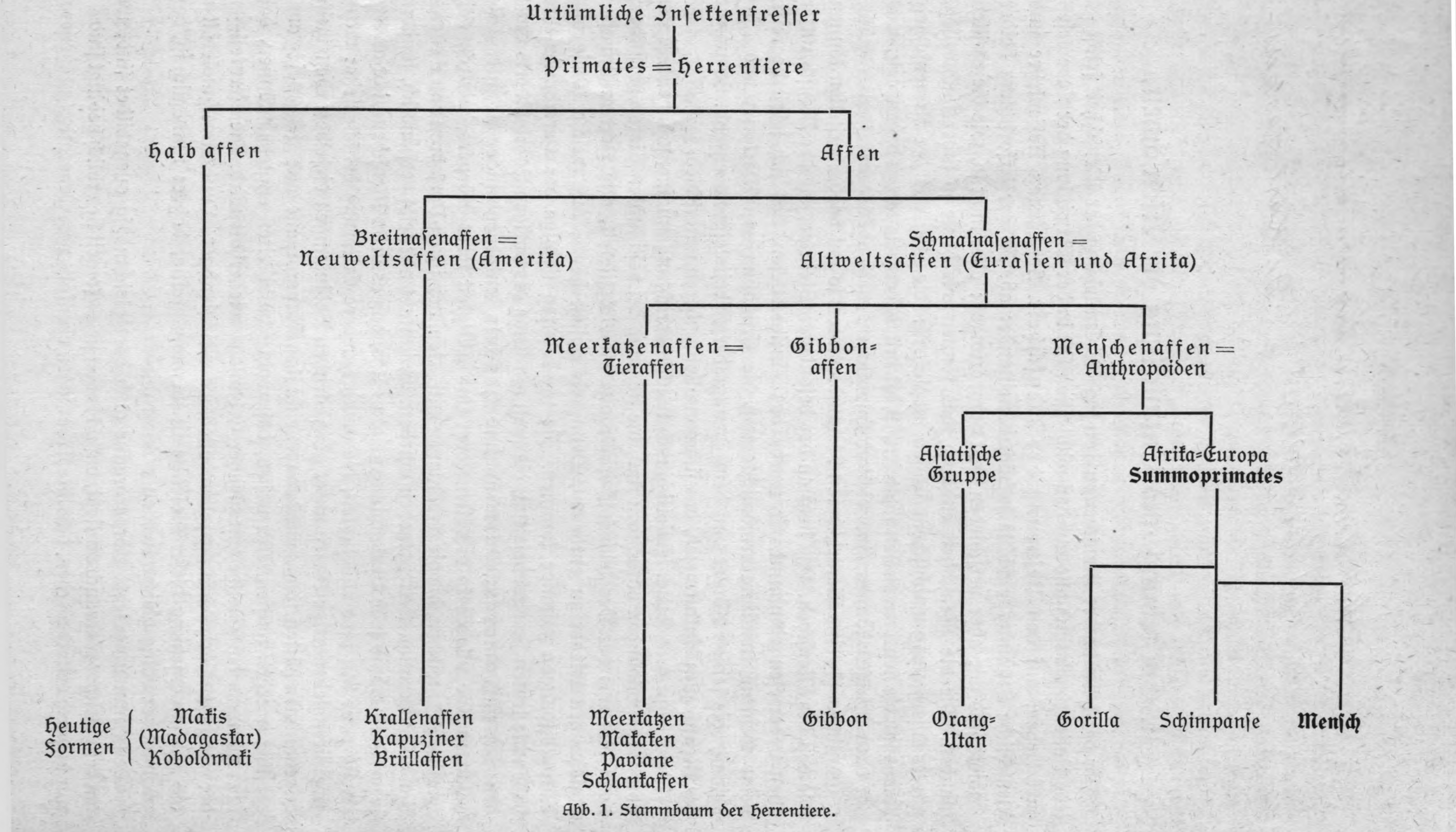


Abb. 1. Stammbaum der Herrentiere.

tion weitergegeben wurden. Oder mit anderen Worten: beide Lebewesen sind stammesgeschichtlich miteinander verwandt. Da kein Tier dieselbe Lebensweise hat wie der Mensch, so gibt es auch für Übereinstimmungen, die der menschliche Körper mit dem anderer Tiere zeigt, nur die eine Erklärung: die gemeinsame Abstammung.

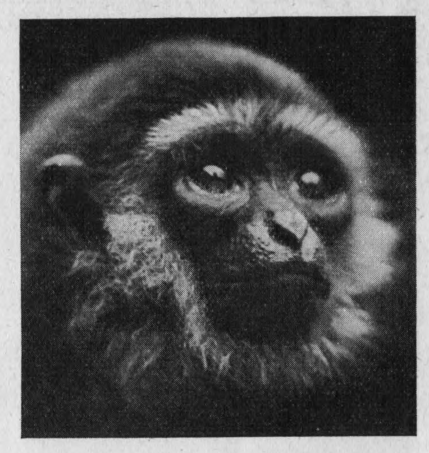


Abb. 2. Gibbon.

Die Beweise können hier nur angedeutet werden (ich brachte sie in „Ursprung der Menschheit", Verlag F. Enke, Stuttgart 1932), aber das Ergebnis steht fest.

Schon Linné, der dem Menschen den wissenschaftlichen Namen „Homo sapiens" gab, faßte — ohne gleich an Abstammung zu denken — die Fledermäuse, Halbaffen, Affen und Menschen in der Ordnung „Primates = Herrentiere" zusammen. Linnés Gedanke war richtig; wenn wir auch heute die Fledermäuse nicht mehr dazurechnen, — Halbaffen, Affen und Menschen sind auch jetzt noch die „Primaten" im Tierreich. Und wir kennen ihre Entwicklung. Sie beginnt, wie bei allen echten Säugetieren, im Tertiärzeitalter. Früh zweigen sich die Halbaffen ab, ein gemeinsamer großer Stamm bleibt übrig: die eigentlichen Affen. Auch dieser Stamm spaltet sich in zwei Äste, bedingt durch geographische Trennung. Der in Südamerika abgetrennte Teil bleibt in der Entwicklung stecken, mit den amerikanischen Affen schließt er seine Ausbildung ab. Der andere Ast, dem die Alte Welt mit Europa, Asien und Afrika zur Verfügung steht, entwickelt sich weiter; immer deutlicher treten menschliche Merkmale auf. Aber noch einmal gibt es eine große Trennung. In der Mitte des Tertiärs tritt sie ein, diesmal nicht geographisch verteilt, sondern nur körperlich bedingt. Der eine Teil — an Arten zahlreicher — bleibt ganz Tier, ganz „Affe"; der andere schreitet zu höherer Entwicklung. Eine kleine Gruppe, die Gibbon- oder Langarmaffen, ist auf einer Mittelstufe stehen geblieben, die anderen aber werden so menschenähnlich, daß man ihnen von alters her nur den Namen „Menschenaffen" geben konnte. Sie leben heute noch in drei Arten; als Orang-Utan auf den südostasiatischen Sundainseln Sumatra und Borneo; die beiden anderen als Gorilla und Schimpanse im tropischen Urwald Afrikas. Mag es einstmals noch andere Arten gegeben haben, eins ist heute doch sicher. Diese Menschenaffen oder Anthropoiden sind nicht einheitlich; ihre Abtrennung auf Afrika und Europa und auf das östliche Asien formt zwei deutlich unterscheidbare Gruppen. Die asiatische, heute also im Orang-Utan verkörpert, ist im Menschenaffen stecken geblieben oder sogar mit ihren langen Armen und Händen, mit dem kurzen Rumpf und kurzen

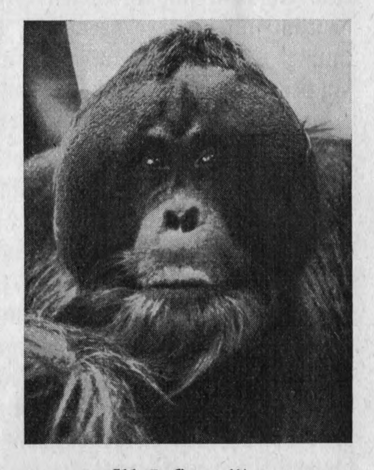


Abb. 3. Orang Utan.

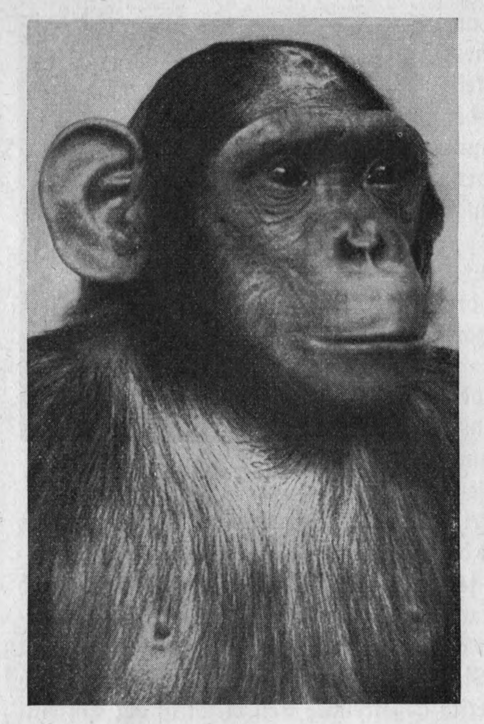


Abb. 4. Schimpanse.

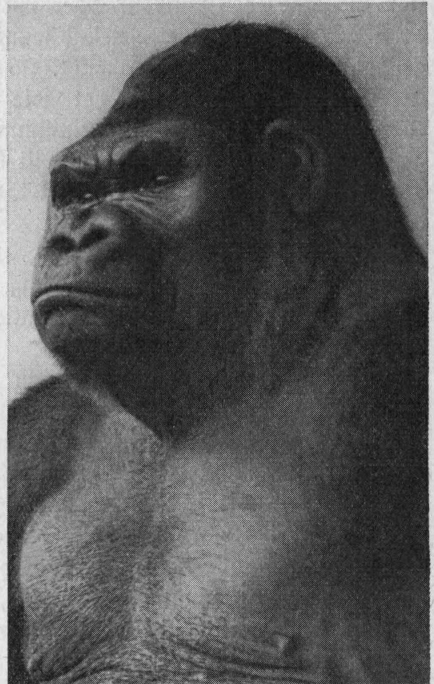


Abb. 5. Gorilla („Bobby").

Beinen erst recht Menschenaffe geworden. Die andere Gruppe aber — heute also Gorilla und Schimpanse — ist weiter entwickelt. Beide stimmen in vielen erblichen Merkmalen so mit dem Menschen überein, daß es unmöglich ist, diese Zusammengehörigkeit zu übersehen. Zwar sind auch heute noch Orang-Utan, Gorilla und Schimpanse Menschenaffen, also Tiere; ihnen steht der Mensch allein als Mensch gegenüber. Und trotzdem sind in vielen Organbildungen Gorilla, Schimpanse und Mensch so deutlich miteinander verwandt, daß ich dieser Gruppe einen neuen Namen geben mußte. Als „Summoprimates", also als die „höchsten Herrentiere" der heutigen Zeit soll der gemeinsame Name die Zusammengehörigkeit ausdrücken und zugleich an Linné erinnern, der schon vor 200 Jahren wagte, Tiere und Menschen mit einem Ordnungsnamen zu bezeichnen.

Eine ausführliche Beschreibung der Verwandtschaftsbeweise ist also hier nicht am Platze; sie würde auch zu weit ausgedehnte anatomische und physiologische Erörterungen nötig machen. Bedingung ist für alle diese Beweise, daß die Merkmale erblich und für den Gebrauch unwichtig sind. Es sind alles Bildungen, die zur Menschwerdung keineswegs notwendig sind, ja meistens mit ihr gar nichts zu tun haben. Alle Affen Afrikas und Asiens haben massive Knochenplatten als Stirnbeine, auch die Gibbonaffen und Orang-Utans; nur Gorilla, Schimpanse und Mensch haben im vorderen Teile des Stirnbeins die bekannten lufthaltigen Stirnhöhlen. Wir wären auch ohne diese Stirnhöhlen zu „Menschen" geworden. Alle Affen bis zum Orang-Utan einschließlich haben schmale Nasenwurzeln und dadurch engstehende Augen; nur bei

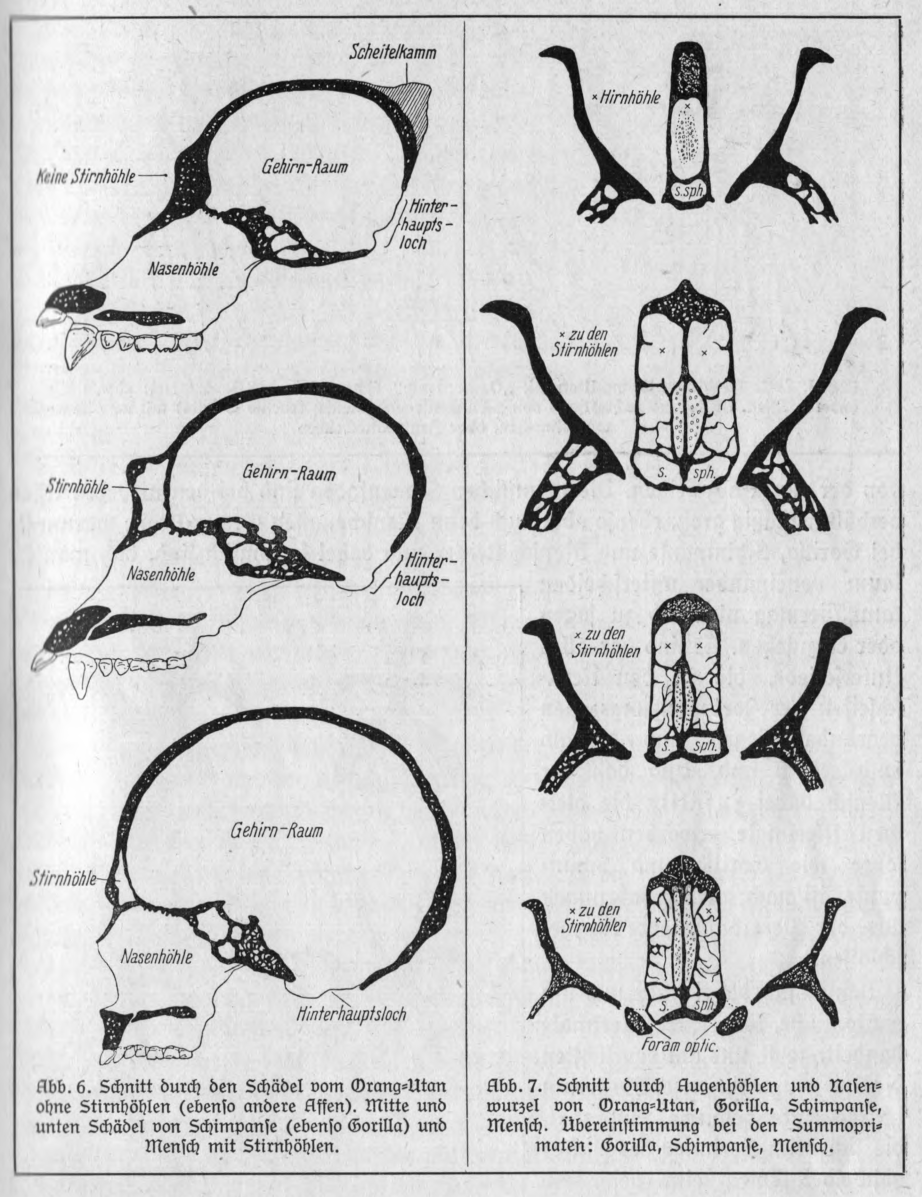


Abb. 6. Schnitt durch den Schädel vom Orang-Utan ohne Stirnhöhlen (ebenso andere Affen). Mitte und unten Schädel von Schimpanse (ebenso Gorilla) und Mensch mit Stirnhöhlen.

Abb. 7. Schnitt durch Augenhöhlen und Nasenwurzel von Orang-Utan, Gorilla, Schimpanse, Mensch. Übereinstimmung bei den Summoprimaten: Gorilla, Schimpanse, Mensch.

Gorilla, Schimpanse und Mensch ist durch die Siebbeinzellen die Zwischenaugenbreite so vergrößert, daß sich ein „normal breiter" Augenabstand ergibt. Alle Affen bis zum Orang-Utan einschließlich haben in jeder Hand neun Handwurzelknochen; nur die drei Summoprimaten haben acht. Wir wären ebenso zu Menschen geworden, wenn wir das uns jetzt fehlende „Zentralknöchelchen" behalten hätten. In der Abzweigung der großen Schlagadern vom Aortenbogen, der das Blut aus der linken Herzkammer in den Körper sendet, stimmen wieder Gorilla, Schimpanse und Mensch überein — für die Blutversorgung ist es aber ganz gleichgültig, ob zwei oder drei große Arterien

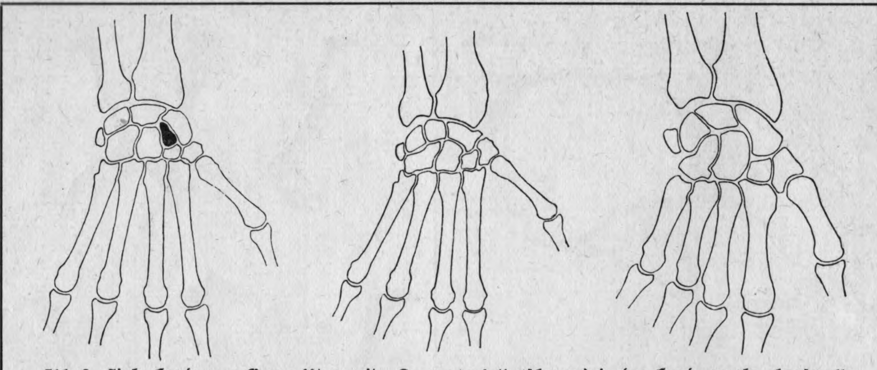


Abb. 8. Links Hand vom Orang-Utan mit „Os centrale“ (schwarz) in der Handwurzel; ebenso alle anderen Affen. Mitte und rechts Hand von Schimpanse und Mensch (ebenso Gorilla) mit acht Handwurzelknochen, ohne Zentralknöchelchen.

von der Aorta abzweigen. Die männlichen Samenfäden sind bei den niederen Affen verhältnismäßig groß, ebenso aber auch beim Menschenaffen Orang-Utan; warum sie bei Gorilla, Schimpanse und Mensch kleiner und dabei so ähnlich sind, daß man sie kaum voneinander unterscheiden kann, vermag niemand zu sagen oder einzusehen. Es sind das alles Unterschiede, die in den Kernschleifen der Fortpflanzungszellen begründet liegen und deshalb auch erblich sind. Und daß der Mensch dabei zufällig die gleichen Merkmale erworben haben sollte wie Gorilla und Schimpanse, ist nach allen Erfahrungen aus der Vererbungslehre ausgeschlossen.

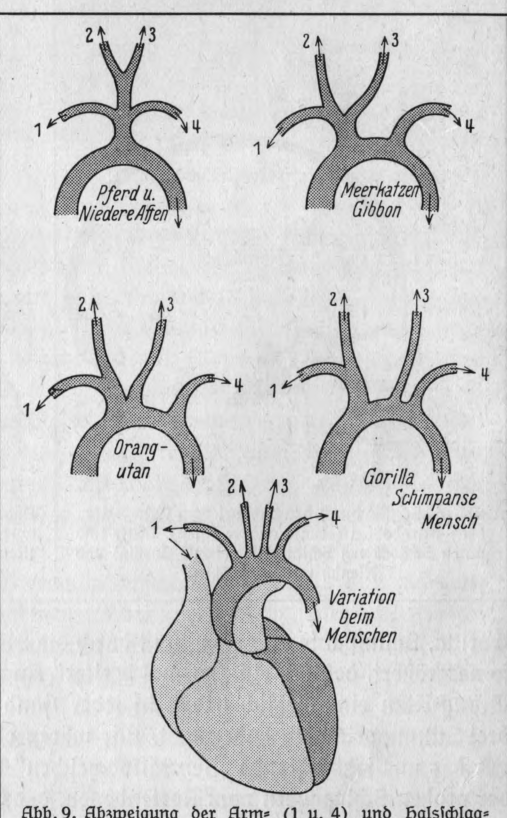


Abb. 9. Abzweigung der Arm- (1 u. 4) und Halsschlagadern (2 u. 3) vom großen Aortenbogen über dem Herzen. Übereinstimmung bei Gorilla, Schimpanse, Mensch.

Daß es sich dabei nicht nur um anatomische, körperliche Merkmale handelt, zeigt uns am deutlichsten die Blutserumsdiagnose. Blutserum ist die klare gelbliche Flüssigkeit, die sich beim Gerinnen des Blutes abscheidet. Durch eine besondere Untersuchungsmethode mit dem Serum lebender Tiere können wir das Blut aller Tiere von dem des Menschen unterscheiden; nur das Blutserum des Schimpansen — und wahrscheinlich auch das des Gorilla — reagiert genau so wie das menschliche Serum.

Es lassen sich noch manche andere Merkmale und Tätigkeiten der Organe anführen, die immer wieder den Menschenaffen Orang-Utan von den anderen Menschenaffen trennen und dagegen diese — Gorilla und Schimpanse — mit dem Menschen verbinden. Daher gibt es nur die eine Erklärung, daß der Ast des Orang-Utan vom gemeinsamen Stamme der Menschenaffen schon abgezweigt war, als der andere Ast die neuen erblichen Merkmale erwarb.

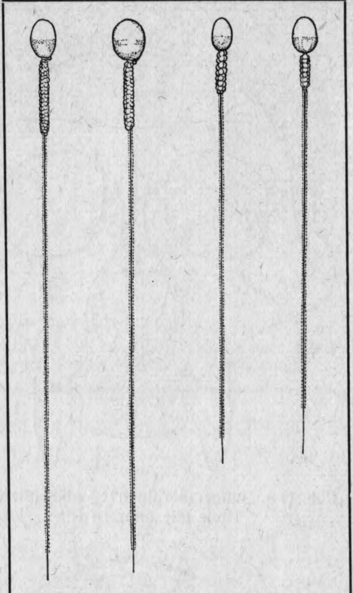


Abb. 10. Männliche Samenfäden von Affen und von Menschen. Von links nach rechts: 1. Makakaffe, 2. Orang-Utan, 3. Schimpanse, 4. Mensch.

So gab es also am Ende des Tertiärzeitalters zwei Gruppen von Menschenaffen: die Orang-Utan-Gruppe im Osten und die Summoprimaten im Westen der Alten Welt — aber Menschen gab es noch nicht!

Damit klärt sich auch die ebenso heiß wie überflüssig umstrittene Frage, „ob der Mensch vom Affen abstammt." Gorilla und Schimpanse sind die Namen der heute lebenden Menschenaffen; ob die am Ende des Tertiärs lebenden Menschenaffen diese Namen schon verdient hatten, können wir nicht sagen. Aber wir mögen sie nennen, wie wir wollen, auf jeden Fall waren sie „Affen" und keine „Menschen".

Es gibt nun immer noch Erbmerkmale, die selbst so nahe Verwandte wie Gorilla und Schimpanse trennen und den Schimpansen mit dem Menschen verbinden. In der Erblehre würde das bedeuten: als sich die beiden letzten Stammeslinien der heute lebenden Menschenaffen Gorilla und Schimpanse in ihre beiden Zweige trennten, da enthielt nur der eine Zweig — der des Schimpansen — die Merkmale, die zur Bildung des Menschen nötig waren. — Selbst hier ist es wieder so, daß wir auch ohne die Schimpansenausbildungen hätten Menschen werden können; daß wir aber trotzdem schimpansenartig darin geblieben sind, läßt sich nur mit gemeinsamer Abstammung erklären.

Der menschliche Schädel ist nur durch Umwandlung schimpansenhafter Verhältnisse erklärlich; am deutlichsten zeigt das der bei allen Säugetieren noch vorhandene Zwischenkieferknochen — dessen Fehlen beim Menschen schon Goethe so lange keine Ruhe ließ, bis er ihn doch beim menschlichen Fötus vor der Geburt nachweisen konnte. Aber diese Besonderheit hat nicht der Mensch allein! Beim Schimpansen ist es genau so. Mensch und Schimpanse sind also die einzigen Wesen, die schon beim Eintritt ins Leben einen gemeinsamen Oberkieferknochen für alle Zähne besitzen. Selbst der mit dem Schimpansen so eng verwandte Gorilla hat noch für seine Schneidezähne die besonderen Zwischenkieferknochen wie alle anderen Affen und gar wie alle Säugetiere.

In der Niere aller Altweltsaffen befindet sich eine große Nierenpapille, in der die Harnkanälchen münden; beim Schimpansen teilt sich diese Papille in 6—7 Einzelpapillen — nur von hier aus ist die erbliche Erwerbung der menschlichen Nierenpapillen (es sind 3—20, meistens 10—12) zu erklären.

Bei anderen Organen zeigen Schimpanse und Mensch die gleichen Rückbildungsbestrebungen, z. B. in der Abschaffung der Gaumenhautfalten am Gaumendach.

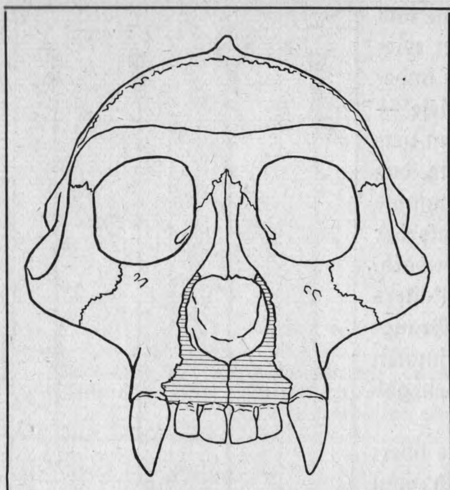


Abb. 11 a. Junger Gorilla mit Zwischenkieferknochen, wie alle anderen Affen.

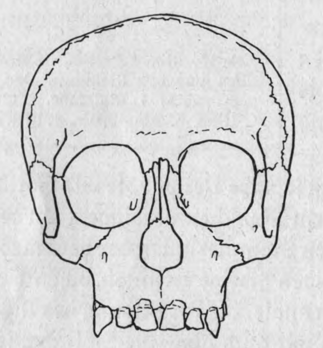


Abb. 11 b. Kindlicher Schimpanse, ohne Zwischenkieferknochen.

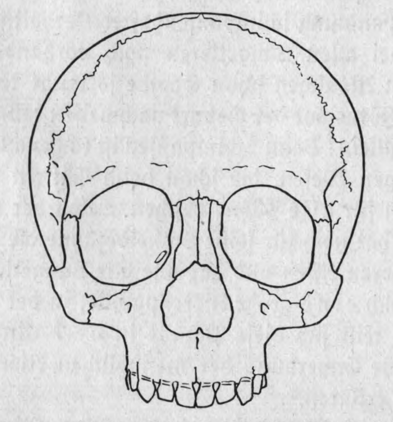


Abb. 11 c. Menschenkind, ohne Zwischenkieferknochen.

Oder in der Verkümmerung des Gebisses, das schon beim Schimpansen verkleinerte Weisheitszähne zeigt. Es mag hier daran erinnert werden, daß alle Affen der Alten Welt die gleiche Anzahl und Anordnung der Zähne besitzen wie der Mensch.

Dann gibt es Organe, deren Rückbildung Schimpanse und Mensch nicht mitgemacht haben. Orang-Utan und Gorilla sind längst dazu übergegangen, die zum Hören so gut wie überflüssigen äußeren Ohrmuscheln abzubauen und zu verkleinern. Nur Schimpanse und Mensch haben noch die großen Ohren mit übereinstimmender Einrollung und Fältelung.

Ein neugeborener Mensch ist mehr als doppelt so schwer wie ein neugeborener Schimpanse — aber bei beiden dauert die Embryonalzeit im Mutterleib neun Monate. Und wenn wir einmal einen etwa nach sieben Monaten, zu früh geborenen Schimpansen sehen können, dann würde man immer wieder erstaunt sein, wie schwer der von einem Menschlein gleichen Alters zu unterscheiden wäre.

Das sind nur Merkmale, die sich ohne längere anatomische Beschreibungen hier anführen lassen; es gibt noch viele andere Vergleichsmöglichkeiten, aus denen sich immer wieder die gleiche enge erbliche Verbundenheit des Schimpansen- und Menschenastes am Stammbaum der Herrentiere ergibt. Das Ergebnis aller Untersuchungen faßte ich deshalb in den Satz zusammen:

„Es gibt heute noch eine Tierart, die mit keinem anderen Tier, wohl aber mit uns Menschen durch den gemeinsamen Besitz vieler Erbmerkmale verbunden ist. Das ist der Schimpanse Afrikas. — Das heißt also nicht: Wir stammen vom Schimpansen ab. Aber es bedeutet, daß es einmal einen Menschenaffenstamm gab, von dessen Nach-

kommen heute noch Schimpanse und Mensch leben, während alle anderen heutigen Anthropoiden schon vor dieser Teilung sich abgesondert und dadurch die Schimpanse = Mensch = Merkmale nicht mehr erworben hatten."

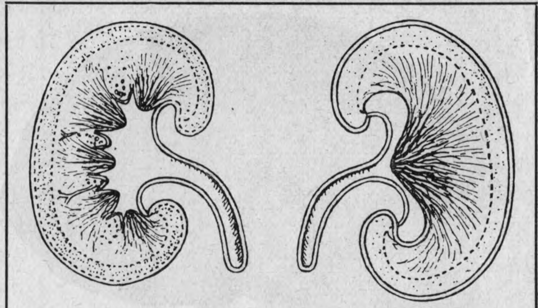


Abb. 12. Schnitt durch die Niere vom Menschen (links) mit mehreren Nierenpapillen; ebenso Schimpanse. Rechts Niere vom Gorilla mit einer Papille, ebenso andere Affen.

Wann, warum und wie dann mit den Wirkungen der Eiszeit aus diesem Schimpansenzweig die Menschheit entstand, das ist heute ebenfalls gut zu erklären. Zwischen Tier und Mensch steht als einziges sicheres Unterscheidungsmerkmal in der Entwicklung der bewußte Gebrauch des Feuers. Einmal muß diese Erfindung geglückt sein — und das war die Geburtsstunde der Menschheit!

Alle alten Knochenfunde, die wir der Erde entrissen haben, zeigen für unseren Stamm denselben Weg. Wir haben Schädelfunde, über die man sich lange gestritten hat, ob sie Menschenaffen oder Menschen gehörten. Und der Menschenaffe, dem sie hätten gehören können, war immer wieder der Schimpanse, nicht der Gorilla; erst recht kein Orang=Utan. So entsteht als früheste Menschheitsstufe der „Affenmensch", der „Pithecanthropus"; wohl schon „Mensch", aber noch nicht Mensch wie wir, nicht „Homo" — deshalb klar und unmißverständlich die Bezeichnung „Affen=Mensch".

Es ist also kein Zufall, daß dieser Pithecanthropus Merkmale zeigt, die schimpansenähnlich sind; denn nur aus schimpansenähnlichen Vorfahren kann nach dem Zeugnis der Erbmerkmale der Mensch entstanden sein. Wohl ist es bei dem Mangel unserer Erkenntnis ein Zufall, daß gerade im Schimpansenstamm die Merkmale vorhanden waren, die später den Menschen ergeben. Es sind ja keineswegs immer wichtige oder zum Mensch=Werden nötige Organumbildungen gewesen. Aber als die Eiszeitwirkung die Menschwerdung erzwang, da waren schimpansenhafte Menschenaffen die Wesen, die auf die Bedürfnisse der Umweltsänderung mit der Bildung des Menschen antworten konnten.

Die Gruppe Gorilla=Schimpanse (man könnte sie ruhig „Gattung" nennen) gehört in den Westen der Alten Welt, also nach Afrika und Europa; in Europa — sogar in Deutschland — haben wir im letzten Abschnitt der Tertiär=

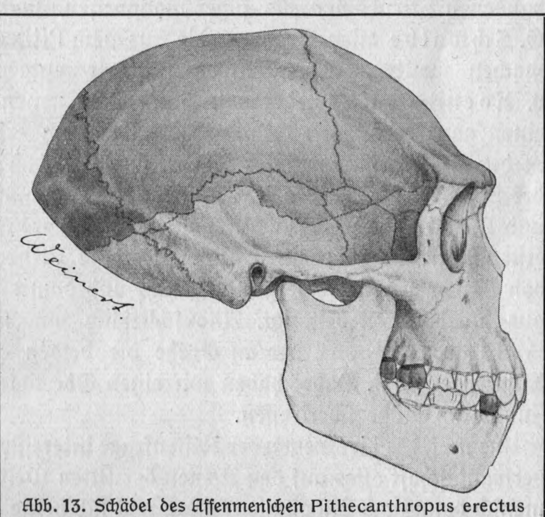
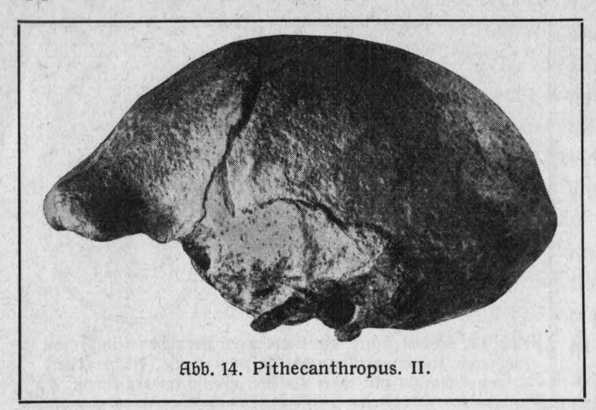


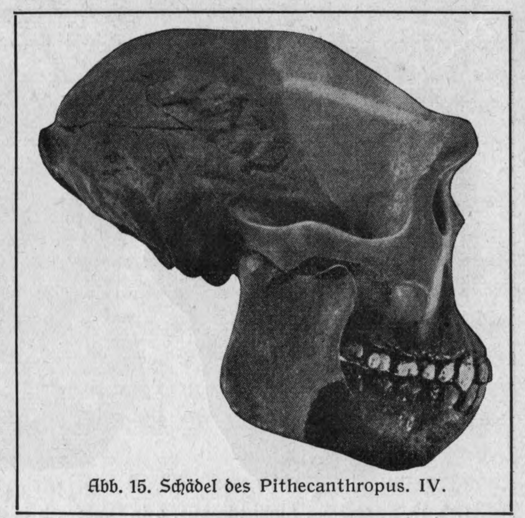
Abb. 13. Schädel des Affenmenschen Pithecanthropus erectus (Dubois). (Rekonstruktionszeichnung von Weinert.)


Abb. 14. Pithecanthropus. II.

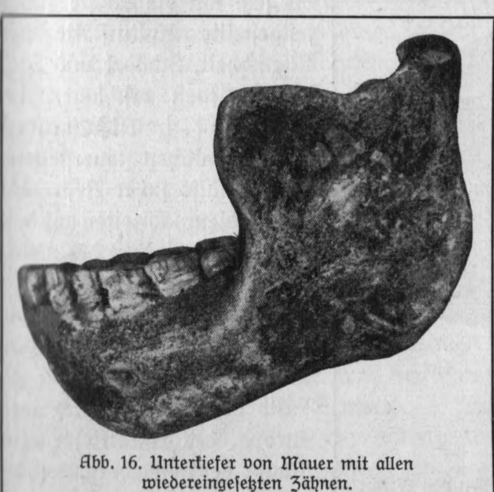
zeit, im Pliozän, bis jetzt die Funde von menschenäffischen Skelettresten, die am besten als Menschenvorfahren passen. Auch Südafrika hat uns Schädelfunde geliefert, die zwar noch als schimpansenähnliche Menschenaffen zu erkennen sind, aber an Menschenähnlichkeit alles bisher Bekannte übertreffen. Schon der 1924 bei Taungs (Betschuana-Land) entdeckte Schädel eines 4jährigen Kindes ließ vermuten, daß auch die erwachsenen Individuen menschenähnlicher sein mußten als heutige Schimpansen. Die Funde von 1936 bis 1938 bei Sterkfontein und Kromdrai übertrafen aber noch die Erwartungen, denn man kann wirklich sagen: es sind schimpansenähnliche Schädel mit fast menschlichem Gebiß. Leider ist der erste Name Australopithecus africanus (= afrikanischer Südmenschenaffe) bei den späteren Funden in Plesianthropus und Paranthropus umgewandelt worden, obwohl alle Stücke ersichtlich zum Australopithecus gehören. Die ersten Funde von Affenmenschen stammen aus Ostasien. Das beste Stück war bis 1937 das klassische missing link, der Pithecanthropus, das „Zwischenglied zwischen Affe und Mensch", das bis zu seiner Entdeckung „fehlte". Es wurde ja 1891/92 von Eugen Dubois nach planmäßigem Suchen bei Trinil auf Java gefunden, also ganz in der Nachbarschaft des heutigen Orang-Utans; und zur Zeit, als der Pithecanthropus lebte, gab es auch in seiner Umgebung noch Orang-Utans. Dubois hatte aber schon bei der Entdeckung erkannt, daß der Pithecanthropus zum Schimpansenstamm gehören mußte. 1922 und durch eine Untersuchung der Knochenreste selbst 1927 konnte ich diese Schimpansenverwandtschaft wegen der vorhandenen Stirnhöhlen als sicher nachweisen, nachdem in der Zwischenzeit bereits G. Schwalbe allen Gegnern, die aus dem Pithecanthropus einen großen Gibbon machen wollten, die Schimpansentheorie entgegengehalten hatte. Nun konnte v. Koenigswald wieder von Java einen neuen Pithecanthropus-Fund melden: einen ganz erhaltenen Gehirnschädel, der dem ersten völlig in der Gestalt gleicht, in der Größe aber so hinter ihm zurückbleibt, daß er mit 750 ccm nur drei Viertel der Schädelkapazität des Patenfundes erreicht und damit die Lücke zwischen „Affe und Mensch" wieder beträchtlich einengt. Weitere Ausgrabungen brachten dann zum ersten Male in Java einen Unterkiefer des Pithecanthropus, der dem Unterkiefer von Mauer bei Heidelberg sehr gleicht und damit auch für diesen die Pithecanthropus-Zugehörigkeit bestätigt. Und schließlich fand man 1938 noch Schädelteile eines IV. Pithecanthropus, der an Größe die beiden ersten übertrifft und eher zu dem Unterkiefer paßt. Dabei haben wir einen Oberkiefer, dessen Eckzähne alle bisherigen Funde an Größe übertreffen.

Uns muß das hier wegen der Rassenfrage interessieren. Denn wenn für die Stammesverwandtschaft alles auf den Westen der Alten Welt hindeutet, wie kommt der Affenmensch dann nach Südostasien? Man will sich heute vielfach noch nicht dazu verstehen, eine Wanderung dieser Urmenschen aus dem Westen — etwa von Europa aus —

bis nach dem Sunda-Archipel zuzugeben. Häufig nimmt man lieber Hochasien, Tibet und die Wüste Gobi als das Land der Menschheitswiege an und läßt von dort aus die verschiedenen Menschenrassen in ihre heutigen Wohngebiete ausstrahlen.


Abb. 15. Schädel des Pithecanthropus. IV.

Beweise dafür haben wir nicht; die Theorie ist alt, aber sie stützte sich immer nur auf Überlegungen. Irgend welche Funde an Skeletteilen oder Kulturhinterlassenschaften gibt es nicht. Anderseits haben wir in Europa nicht nur die Fossilfunde; es gibt auch manche Schlußfolgerung, die uns die Geburt der Menschheit in Mitteleuropa, nördlich des Alpenkammes, denkbar macht. Aber die ganze Frage ist gar nicht so wichtig. Bedeutungsvoller ist die Tatsache, daß wir uns die Urmenschheit als rassisch einheitlich vorzustellen haben. Da es körperlich überhaupt keine Grenze zwischen Menschenaffe und Affenmensch gegeben hat, läßt sich auch nicht darüber etwas aussagen, wieviel Personen zu den ersten Urmenschen zu rechnen waren. Ein Elternpaar, aus dem die Menschheit entstand, war es nicht; aber eine einheitliche Gruppe einer Rasse muß es gewesen sein. Das läßt sich an der heutigen Menschheit nachweisen. Trotz aller Rassenunterschiede gibt es nur Menschen, die schimpansenähnlich, keine, die mehr gorillaähnlich oder gar orang-utan-ähnlich sind. Neben ihren neu erworbenen Verschiedenheiten haben alle menschlichen Rassen und Unterrassen die schimpansischen Erbmerkmale gleichmäßig; ebenso gibt es rein menschliche Eigenschaften, die ebenfalls allen Rassen zukommen, und schließlich sind noch alle heutigen Menschen untereinander dauernd fruchtbar. Deshalb fassen wir die gesamte heutige Menschheit ja auch als eine Art „Homo sapiens" auf. Wenn man bedenkt, wie bald sich die Menschen über die ganze nur irgendwie bewohnbare Erde verbreitet haben, dann ist es eher verwunderlich, daß trotz dieser verschiedenen Umwelt dank der Zähigkeit des Keimplasmas alle Menschenformen heute doch noch beim Homo sapiens angekommen sind.


Abb. 16. Unterkiefer von Mauer mit allen wiedereingesetzten Zähnen.

Dieser einheitliche Ursprung der Menschheit ist nun durchaus kein Grund zu einer marxistischen Weltanschauung; seit ihrer Geburtsstunde

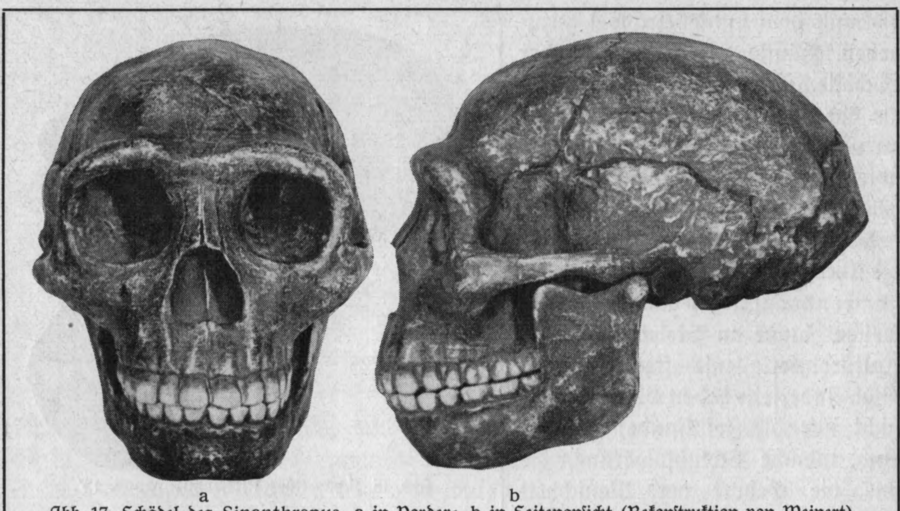
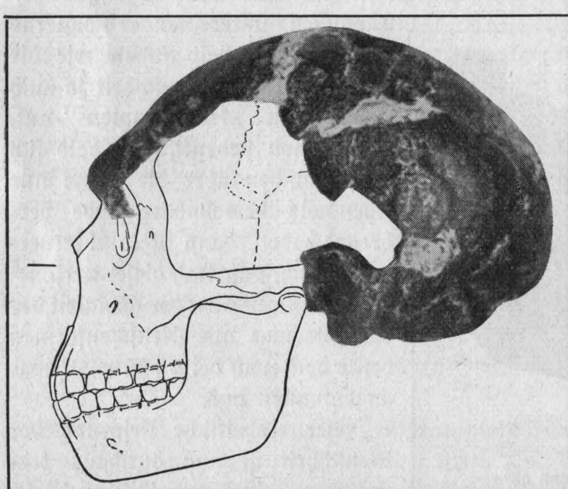


Abb. 17. Schädel des Sinanthropus. a in Vorder-, b in Seitenansicht (Rekonstruktion von Weinert).

hat die Menschheit Zeit genug gehabt, sich in geistig und körperlich verschiedene Rassen zu spalten.

Außer dem Pithecanthropus von Java haben wir seit 1930 ähnliche Schädelfunde von Chou Kou Tien bei Peking, den Sinanthropus pekinensis = Chinafrühmensch von Peking. Die Unterschiede des Sinanthropus I gegenüber dem Javafund sind so gering, daß man auch dem Pekingschädel den Namen Pithecanthropus pekinensis hätte geben können; aber Schädelreste anderer Personen aus demselben Fundort, deren Zahl jetzt auf über 40 angewachsen ist, sind höher entwickelt. Zur besonderen Kennzeichnung mag also der eigene Name Sinanthropus bleiben, wenn wir uns dabei bewußt sind, daß keine neue „Gattung", ja noch nicht einmal eine neue „Art" damit gemeint sein soll. Es handelt sich bei Chou Kou Tien bis jetzt um die älteste sicher festgestellte Kulturstätte der Menschheit. Schädel und Skeletteile liegen zerschlagen und angebrannt in Abfallgruben und urtümlichen Feuerstellen; sie sind also sicher Reste von Kannibalenmahlzeiten aus den frühesten Perioden des Diluviums. Einfache Stein- und Knochengeräte vervollständigen auch urgeschichtlich das anthropologische Bild.


Abb. 18. Afrikanthropus njarasensis (Rekonstruktion von Weinert).

Ob der älteste Fund aus Europa, der Unterkiefer von Mauer bei Heidelberg, noch in diese Gruppe Anthropus (grie-

chisch = Mensch, also im Sinne von Früh- oder Affenmensch) hineingehört, ist aus dem Kiefer selbst vergleichend-anatomisch nicht zu bestimmen. Geologisch wird frühestes Diluvium (Günz-Mindel-Interglazial) angenommen. Danach wäre kaum mit einem „Homo" zu rechnen, und wir hätten einen „Pithecanthropus heidelbergensis" anzunehmen. Eine Bestätigung dafür konnte ja darin erblickt werden, daß der neue Pithecanthropus-Unterkiefer von Java dem Heidelberger ähnlich ist.

Das beigefügte Bild des Mauer-Unterkiefers zeigt das Fossil in seitenrichtiger Aufnahme mit sämtlichen Zähnen der linken Seite, die ich ihm im Sommer 1937 wieder aufsetzen konnte; sie waren bei der Ausgrabung 1907 nur abgebrochen und sind also immer vorhanden gewesen.

Neuerdings ist die Pithecanthropus-Stufe auch aus Afrika belegt. Hier fand 1935 und 1938 Dr. Kohl-Larsen am Njarasa-See im alten Deutsch-Ostafrika die Reste mehrerer Schädel, die wir der Form nach mit dem Sinanthropus-Typus gleichsetzen können. Nach der eigenen Bearbeitung habe ich diese Fossilien als „Afrikanthropus njarasensis" bezeichnet.

Daß Menschengruppen, die in Europa, auf Java, in Ostafrika oder bei Peking wohnen, ganz gleich sein sollten, ist kaum zu erwarten. Und da die Unterscheidung in Rassen nicht nach festliegenden Vorschriften erfolgen kann, wird es auch nicht möglich sein, darüber volle Übereinkunft zu erzielen. Aber aus den vorliegenden Knochenresten kann man keine Rassenunterschiede erkennen; und wenn auch die leichter veränderlichen Weichteile schon verschieden waren, dann zeigen uns die Skeletteile doch, daß wir bestimmt nicht die Rassenunterschiede der heutigen Zeit haben. Der Sinanthropus ist also kein Chinese und der Pithecanthropus kein Malaie gewesen, so wie der Afrikanthropus kein Neger war; alle sind Vertreter einer frühen Menschheitsstufe, die — wenn sie auch ihre Verschiedenheiten gehabt haben mögen — doch etwas Einheitliches darstellten.

Ihre Zeit war die erste Hälfte der Eiszeit; wir wollen vorsichtig sein und nichts Genaueres darüber sagen; und es wird sicher zutreffen, daß die Entwicklung zuerst recht langsam vor sich gegangen ist.

Danach kommen wir in die letzte Zwischeneiszeit, also in die warme Zeit, die der letzten „Würm"vereisung vorausging. Zahlenmäßig mag das 200—100000 Jahre her sein, jedenfalls liegt die Periode näher an der Jetztzeit als an der des Pithecanthropus. Der Mensch, in seiner Körperform als solcher nicht mehr zu verkennen, ist uns bekannt als „Urmensch" oder „Neandertaler" = Homo primigenius oder neandertalensis nach dem Fundort des ersten erkannten Skeletts im Neandertal bei Düsseldorf.

Die Rassenfrage wird jetzt dringlicher. Einmal hat die Menschheit bis zum Neandertalerstadium ja sicher zwei Drittel — wenn nicht noch mehr — ihrer ganzen Entwicklungszeit hinter sich; es war also Zeit genug zu reicher Rassenentfaltung. Und dann ist ihre Verbreitung über die Alte Welt, soweit sie zu Lande möglich war, so ausgedehnt und uns auch durch vielfache Funde belegt, daß man nun mit größerer Erwartung an Rassenuntersuchungen herangehen kann. Wir kennen Neandertalerschädel und Skelette durch ganz Europa von Gibraltar bis zum Kaukasus — natürlich nur in Gebieten, die nicht von der Würmvereisung bedeckt waren —, ferner in Kleinasien, Mesopotamien, auch bei Peking, denn manche Sinanthropus-Schädel erreichen fast schon die Neandertaler-Form. Dann mit ganz neuen Funden auf Java, und schließlich wenigstens der Form nach in Südafrika, wenn auch hier die zeitliche Datierung nicht sicher ist. Was der

Mensch durch Wanderungen erreichen konnte auf der Erde, hat er besiedelt — von den Kontinenten bleiben nur beide Amerika und Australien noch frei.

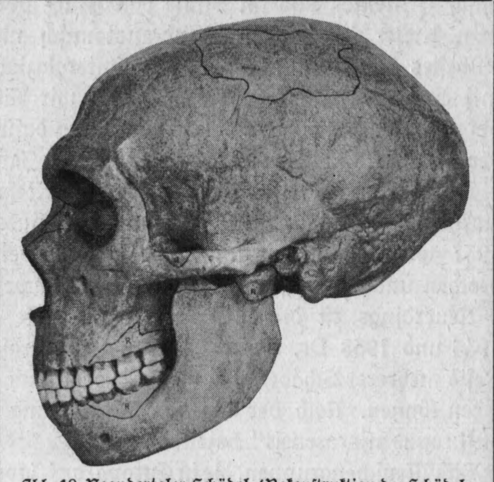


Abb. 19. Neandertaler-Schädel. (Rekonstruktion des Schädels von La Chapelle a. St. durch McGregor.)

Gemessen an dieser Verbreitung ist das Ergebnis einer Rassenforschung für dieses Menschheitsstadium überraschend gering. Wieder muß man daran erinnern, daß uns die Weichteile (einschließlich der Haare) nicht bekannt sind; und es muß zugegeben werden, daß hierin größere Rassenunterschiede zu erwarten wären. Das Skelettmaterial ist aber so einheitlich, daß man gut von einer Neandertaler*stufe* für die damalige Menschheit sprechen kann. Man sollte lieber nicht Neandertal*rasse* sagen und diese Rasse den heutigen Menschenrassen gegenüberstellen. Da der Neandertalmensch *vor* dem Jetztzeitmenschen lebte, kommt er als unser Vorfahre in Frage und sollte deshalb nicht mit noch lebenden Rassen systematisch in eine Reihe gestellt werden. Wenn es also in der letzten Zwischeneiszeit bis zum Beginn der letzten Vereisung Rassenunterschiede beim Urmenschen gegeben hat, dann sind die Abweichungen im Schädelbau noch nicht ausreichend, um uns eine Vorstellung dieser Rassen zu geben. Die *heutigen* Unterschiede haben wir jedenfalls im Neandertaler nicht; also keine „Europäer" in Europa, in Palästina keine „Juden", keine „Chinesen" bei Peking, „Malaien" nicht auf Java und in Afrika keine „Neger".

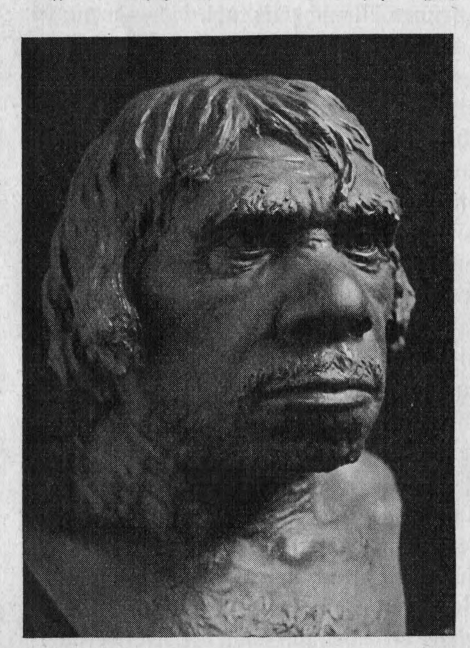


Abb. 20. Rekonstruierte Büste eines Neandertaler-Menschen aus der letzten Zwischeneiszeit. (McGregor, New York fec.)

Trotzdem kann man aber der Frage näher treten, ob denn nicht die eine oder andere heutige Rasse im Neandertaler schon zu erkennen ist! Das wäre also die Frage nach dem Rassenstammbaum. Haben wir heute auf der Erde Menschenrassen, die ihren Stammbaum bis auf die Neandertalerstufe und damit weiter über den Affenmenschen bis zum Ursprung der Menschheit zurückverfolgen können? Denn daß der Neandertaler selbst eine Fortentwicklung der Pithecanthropus-Form ist und dadurch zum schimpansenhaften Vorfahren der Menschheit zurückreicht, ist heute wohl unbestritten. Gerade bei den

Pekingfunden sehen wir ja im engsten Kreise die Übergänge von einem zum anderen; und der neue Afrikanthropus zeigt dasselbe schon an einem einzigen Schädel.

Aber der Stammbaum des Neandertalers ist heute doch noch unsicher; viele Forscher wollen den Homo primigenius nicht als unseren Vorfahren, sondern nur als ausgestorbenen Seitenzweig — also als einen verstorbenen Onkel von uns — gelten lassen. Behaupten kann man natürlich nichts mit Bestimmtheit; doch die Gründe für den Ausschluß des Neandertalers aus unserer Vorfahrenreihe erscheinen mir nicht ausreichend. Sie beziehen sich nur auf einige Eigenheiten am Skelett, die scheinbar nicht in eine urtümliche Stufe passen wollen. Aber die Entwicklung eines jeden Organs braucht nicht so gleichmäßig schrittweise vor sich gegangen zu sein, so daß wir überall glatte Übergänge finden müßten; und dann ist die Verbreitung der Neandertalerform heute doch wohl zu weit nachgewiesen, als daß wir nur von einem ausgestorbenen Seitenzweig sprechen könnten. Müßten wir aber doch einmal dazu kommen, den Homo primigenius als Vorfahren abzulehnen, dann hätten wir für keine heutige Menschenrasse den Stammbaumanschluß; dann würden alle Rassen der Jetztzeit höchstens bis in die letzte Eiszeit zurückzuverfolgen sein.

Da aber die Menschwerdung ganz sicher nur einmal vor sich gegangen ist, so müssen auch alle heutigen Menschen auf diesen gemeinsamen Ursprung zurückzuführen sein.

Überblicken wir alle bisherigen Funde von vorzeitlichen Menschenresten, dann müssen wir wohl für zwei europäische Unterrassen und für eine außereuropäische Rasse den Stammbaumanschluß als glaubhaft annehmen. Die vorsichtige Ausdrucksweise soll zeigen, wie hypothetisch selbst in den besten Fällen die Wiederherstellung solcher Stammbäume bleiben muß. Die Rassen, um die es sich dabei handelt, sind in Europa die Nordischen und die Mediterranen (Westischen) und außerhalb Europas die Australier. Trotz der weiten geographischen Trennung beider Gruppen hat diese Annahme auch im Erscheinungsbild beider Rassen eine Stütze.

Wenn wir den eingeborenen Australier — es ist falsch, „Australneger" zu sagen — mit irgendeiner anderen Rasse vergleichen, kann dafür nur der Europäer, und zwar in seiner nordischen oder mediterranen (westischen) Unterrasse genommen werden. Es gibt viele Australier, in denen man ihren Gesichtszügen nach (von der dunklen Farbtönung abgesehen) europäische Gesichter wieder erkennen kann. Das ist sicher kein Zufall, wir werden später beim Versuch des Rassenstammbaumes sehen, daß wir aus vielen Gründen Australier und Europäer in eine Stammeslinie setzen können.

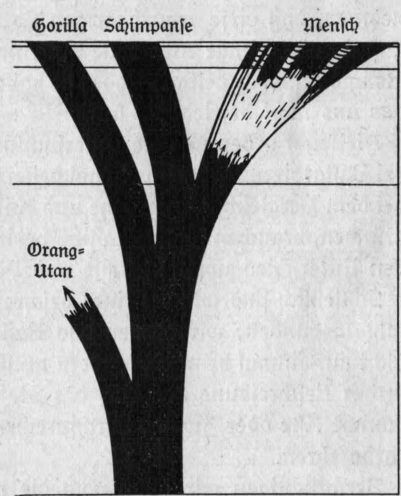


Abb. 21. Stammbaum der Menschenaffen und des Menschen. Die weiß gelassene Fläche im Menschheitsast zeigt, was bei der Rassenspaltung der Menschheit noch zu erforschen ist.

Daß der Rassenstammbaum nur ein Versuch sein kann, liegt nicht etwa an unserer vorläufigen Unkenntnis. Für Familien, Gattungen und Arten können wir die Stammbäume mit ziemlicher Gewißheit nachträglich wieder auf-

stellen, denn selbst die „Arten" kreuzen sich im allgemeinen unter natürlichen Verhältnissen nicht; die „Rassen" innerhalb einer Art ergeben aber untereinander fruchtbare Bastarde. Für die Art „Mensch" ist also der Stammbaum sicher nachzuweisen, bei den sich ständig kreuzenden „Rassen" ist dagegen ein Stammbaum im gleichen Sinne gar nicht möglich. Wir können hier also von vornherein nicht mehr verlangen, als daß wir die allgemeineren Verwandtschaftsbeziehungen der Rassen untereinander nachweisen und die Zeit ihrer Entstehung feststellen. Für die letzte Forderung kommt nur die Untersuchung fossiler Skelettreste in Frage — man wird wohl meistens nicht glauben, wie gering unsere Kenntnisse auf diesem Gebiet noch sind. Bei der Rassenbeschreibung selbst werden wir darauf zurückkommen.

Verwandtschaftsbeziehungen möchte man wohl aus körperlichen und seelischen Übereinstimmungen erschließen. Aber auch das ist bei Rassen innerhalb einer Art nur bedingt möglich, ganz besonders beim Menschen. Denn wenn auch die gesamte Menschheit einheitlich entstanden ist (monophyletisch), also einmal aus einer Urform heraus, dann gilt das Gleiche nicht für die einzelnen Rassenmerkmale. Bei der einheitlichen Erbmasse, die die Menschheit ins Menschsein mitbrachte, mögen ähnliche Umweltsverhältnisse aus den vielfach gleichen Erbänderungen auch eine ähnliche Auslese treffen, ohne daß deshalb die gleiche Organbildung auf gemeinsame Abstammung zurückzugehen braucht. So ist es nicht nötig, daß etwa Kraushaar bei verschiedenen Rassen ein Zeichen für direkte Verwandtschaft bedeutet. Die Menschheit hat in ihrem Erbgut die Fähigkeit, die — ursprünglich wohl schlichte — Haarform in Kraushaar abzuändern; das kann an verschiedenen Stellen der Erde zu verschiedenen Zeiten geschehen. Ebenso ist es mit anderen Rassenmerkmalen wie der Haut- und Haarfarbe, mit der Körpergröße, mit Gliedmaßenproportionen usw. Rassenmerkmale können also mehrfach (polygenistisch) entstehen. Den Beweis dafür haben wir (vgl. hierüber E. Fischer) auch bei Haustierrassen; es gibt kraushaarige Hunde, Katzen, Ziegen, Schafe, Pferde, Rinder, Meerschweinchen, Kaninchen usw. Niemand wird deshalb annehmen, daß diese kraushaarigen Formen voneinander abstammen. Alle Versuche, auf ein oder einige Merkmale hin einen Rassenstammbaum aufzustellen, müssen also als unbeweisbar gelten — oder sie haben nur die Bedeutung eines künstlichen Systems, das uns nicht befriedigen kann.

Vielleicht geben uns die Untersuchungen über die Vererbung bestimmter Merkmale bei Bastardierungen noch einmal bessere Anhaltspunkte; besonders vorsichtig muß man bei dem Vergleich von Sprache und Kultur sein; denn die Beziehungen, die sich darauf gründen, brauchen ja nicht rassisch bedingt zu sein — damit kommen wir ja wieder auf den Unterschied zwischen Rasse und Volk.

Schließlich sind wir bei einer beschreibenden Darstellung natürlich an eine Reihenfolge gebunden; wir können also Rassen, die wir für gleichzeitig entstanden halten, nicht auf einmal bringen, sondern müssen sie nacheinander behandeln. Und wenn wir in der Beschreibung das Bild des Stammbaumes wahren wollen, dann müssen wir manche Äste oder Zweige durchsprechen und nachher wieder zum Abzweigungspunkt zurückkehren.

Berücksichtigen wir dann noch die mehrfach eingetretenen Rassenmischungen und die örtlichen Verschiebungen einzelner Rassen im Laufe der Zeit, dann versteht man, warum viele Autoren auf eine stammesgeschichtliche Darstellung der Menschenrassen lieber verzichten.

Als Abschluß dieser notwendigen Voraussetzungen soll eine kleine geologische Tabelle die zeitliche Aufeinanderfolge der Menschenformen und ihre Primatenvorläufer veranschaulichen, ohne dabei schon die Rassenspaltungen zu berücksichtigen. Auf Grund dieses Schemas läßt sich dann später leichter das mutmaßliche Auftreten der verschiedenen Rassenzweige ebenfalls geologisch begründen. Wenn wir aus allen Zeiten der Menschheitsgeschichte genügend Fossilfunde aus allen Gebieten der Erde besäßen, würde sich auch der Rassenstammbaum wieder herstellen lassen.

In kurzer Zusammenfassung müssen wir also folgendes wissen:

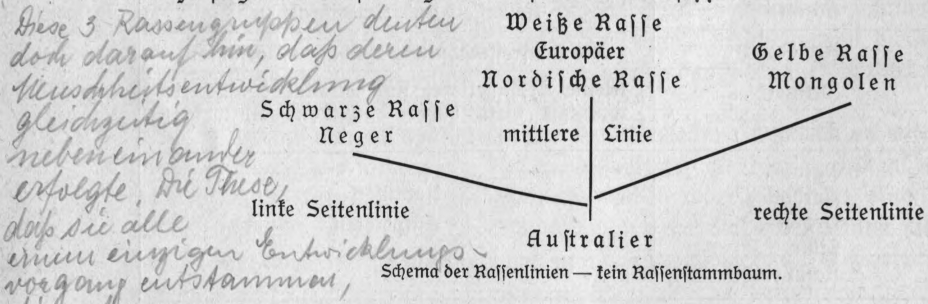
	Zeitalter	Erstes Auftreten von
	Neuzeit. Alluvium etwa 15000 Jahre	Heutige Menschenrassen. Homo sapiens recens oder alluvialis
Eiszeit (Diluvium) etwa 1/2 Million Jahre	Letzte Eiszeit = Würm-Vereisung	Homo sapiens fossilis oder diluvialis Erkennbare Rassenspaltungen
	Letzte Zwischeneiszeit = Riß-Würm-Interglazial	Homo primigenius oder neandertalensis
	Vorletzte Eiszeit = Riß-Vereisung	
	Große Zwischeneiszeit = Mindel-Riß-Interglazial	Anthropus-Formen: Anthropus (oder Homo) heidelbergensis Sinanthropus, Afrikanthropus und Pithecanthropus = Affenmensch
	Zweite Eiszeit = Mindel-Vereisung	
	Erste Zwischeneiszeit = Günz-Mindel-Interglazial	
	Erste Eiszeit = Günz-Vereisung	Ursprung der Menschheit mit dem Beginn der Eiszeit
Braunkohlenzeit (Tertiär) etwa 30 bis 50 Mill. Jahre	Pliozän	Schimpansenähnliche Menschenvorfahren
	Miozän	Erste Summoprimaten. Spaltung der Menschenaffen = Anthropoiden
	Oligozän	Altweltsaffen. Urtümliche Menschenaffen (Gibbon)
	Eozän	Halbaffen und Amerika-Affen
Erdmittelalter	Kreidezeit	Insektenfresserähnliche Halbaffen-Vorfahren
	Jurazeit	Kleine Ursäugetiere, im Zeitalter der Saurierreptilien nicht höher entwickelt. Abzweigung der Vögel
	Triaszeit	
Erdaltertum	Perm Karbon Devon Silur Kambrium	Reptilien Amphibien Fische

III. Plan des Rassenstammbaumes.

Die Darstellung kann also nicht den Rang eines Stammbaumes beanspruchen; es soll aber das Prinzip eingehalten werden, daß mit der „niedrigsten“ Menschenrasse begonnen und nach dem Eingehen auf alle Abzweigungen mit der „höchsten“ Rasse geendet wird. Es war schon gesagt, daß „niedrigste“ und „höchste“ Rasse relative Begriffe sind, da nur die jetzt gleichzeitig lebenden Rassen besprochen werden. Aber so wie man den heute lebenden Regenwurm als „niedriger“ entwickelt bezeichnen kann als einen Vogel oder ein Säugetier, so weiß auch jeder, in welchem Sinne der Ausdruck „niedrige“ Rasse gebraucht wird, obgleich wir hier ja nur von den Unterabteilungen einer Art sprechen.

Dann müssen wir bei einer Übersicht über die gesamte Menschheit die Australierrasse doch aus mancherlei Gründen für die niedrigste halten; und es beruht nicht auf nur zeitgemäßer Einstellung, wenn wir die nordische Rasse der Europäer hier als „höchste“ Rasse ansetzen. Die nordische Rasse hat so besondere Ausbildungen erfahren, daß sie schon immer als höchstentwickelte Menschenrasse gegolten hat.

Vergleichen wir dann die Australier mit den nordischen und mediterranen Europäern, so muß uns trotz des Kulturunterschiedes eine körperliche Ähnlichkeit auffallen. Diesen beiden Rassen gegenüber möchte man die anderen Menschenrassen als „seitlich abgewichen“ empfinden. Und in diesem Gedanken brachte ich schon im „Ursprung der Menschheit“ (1932) den Ausdruck der „mittleren Linie“, die heute mit dem Australier beginnt und mit dem nordischen Europäer endet. Die anderen Rassen sind mehr oder weniger von dieser Entwicklungslinie abgewichen; und auch da hat man gefühlsmäßig zwei große Abweichungsrichtungen empfunden. Diese Entwicklungszweige wurden schon immer als die schwarze und gelbe Hauptrasse der Menschheit — also als „Neger“ und „Mongolen“ bezeichnet. Dadurch kommen wir zu folgender Vorstellung vom Aufbau der Menschheit.



Schema der Rassenlinien — kein Rassenstammbaum.

Daß man die Abzweigung der linken „schwarzen“ Linie tiefer ansetzt als die der rechten „gelben“, ist auch verständlich. Es mag hierbei daran erinnert werden, daß mehrfach der Gedanke auftauchte, diese drei Hauptlinien gar nicht aus einer Menschenform entspringen zu lassen, sondern sogar jede auf ihren eigenen Menschenaffen-

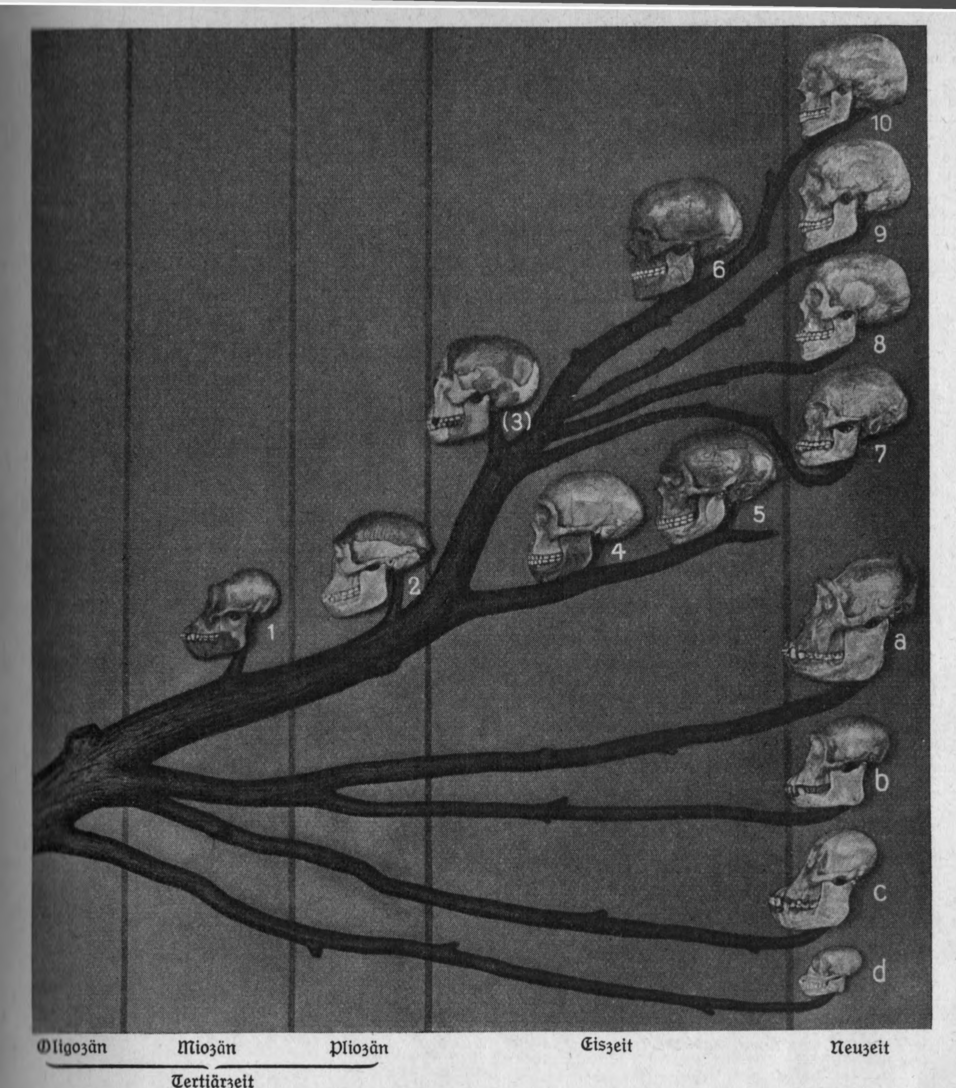


Abb. 22. Rassenstammbaum von W. K. Gregory (1924).

1. Dryopithecus (Menschenaffe)
   a) Gorilla
   b) Schimpanse } Menschen-
   c) Orang-Utan } affen
   d) Gibbon

2. Pithecanthropus
3. Eoanthropus (unsicher!)
4. Heidelberger
5. Neandertaler
6. Crô-Magnon

7. Australier
8. Neger
9. Chinese
10. Weißer

Gregory läßt die Menschheit aus einem fraglichen Menschenaffen-Ahnen gleichzeitig mit den Summoprimaten entstehen. Die Aufspaltung der heutigen Rassen in der Eiszeit ist auch nur angenommen.

ahnen zurückzuführen. Das war die Hypothese vom „polygenistischen" Ursprung der Menschheit. Nach der am meisten dabei vertretenen Ansicht sollten die weißen Europäer vom Schimpansen, die gelben Mongolen vom Orang-Utan und die schwarzen Neger vom Gorilla abstammen. Die ganze Hypothese war zu oberflächlich gedacht, um ernst genommen zu werden; Fachanthropologen haben sich deshalb auch nicht

lange damit befaßt. Der einheitliche Ursprung der Menschheit ist heute gesicherter wissenschaftlicher Besitz. Es war schon gesagt, daß dagegen die einzelnen Rassenmerkmale polygenistisch entstanden sein können; durch die Verwechselung dieser Begriffe konnte die Idee von der polygenistischen Menschheitsentstehung eine scheinbare Stütze finden.

So einfach, wie das kleine Schema die Rassenspaltung darstellt, ist die Sache natürlich nicht. Es sind ja längst nicht alle Rassen der lebenden Menschheit darin untergebracht. Je mehr wir aber einfügen wollen, um so unsicherer wird ihre Stellung am Stammbaum. Schließlich machen die Mischrassen eine klare Entscheidung überhaupt unmöglich. Ein wirklicher Stammbaum läßt sich nur für Arten aufstellen. Wir können also auch in Zukunft von unseren Forschungen nicht mehr erwarten, als daß wir ehemalige Rassenmischungen, die wir heute ahnen, auch sachlich nachweisen können; dazu mögen uns die Funde ausgestorbener Menschengruppen über Ort und Zeit der großen Rassenspaltungen einmal genauere Anhaltspunkte geben.

Trotz dieser klar erkannten Hemmungen gegen eine stammesgeschichtliche Darstellung der Menschenrassen widerstrebt es uns doch, nur nach einem rein künstlichen System — etwa auf den heutigen Wohnort begründet — die Rassen zu besprechen. Das Entwicklungsprinzip, allein der Rassenentstehung entsprechend, kann wenigstens der Beschreibung zugrunde gelegt werden.

Es ist aber doch denkbar, daß die Entstehung der Menschenrassen nicht aus einer Urform heraus erfolgte, die sich dann über alle Erdteile verbreitete, sondern, daß gleichzeitig oder nacheinander unter der Einwirkung naturgesetzlicher Bedingungen überall da Menschenformen entstanden, wo die Voraussetzung dazu gegeben war, eben durch das Vorhandensein von Schimpansen d.h. Menschenaffen. Wie anders wäre sonst das Erscheinen von Menschen bezw. der verschiedenen Rassen in Europa, Asien, Afrika, Amerika u. Australien zu ziemlich gleichen geologischen Zeiten erklärbar? Damit dürfte sich die Rassenformung auch vor allem Menschheitsanfang vollzogen haben, eben unter den Voraussetzungen, die der betr. Erdteil dem Affenmenschen zur weiteren Entwicklung zum Menschen bot.

IV. Rassenmerkmale.

Die Einteilung der Menschheit in Unterarten, Rassen und Unterrassen ergibt sich aus äußerlich erkennbaren **Merkmalen**; dabei war die Hautfarbe wohl der auffälligste Unterschied, der sich einer Einteilung von selbst anbot. Andere Merkmale kamen dazu und haben je nach ihrer Bewertung in der Geschichte der Rassenkunde eine wechselnde Rolle gespielt. Heute können wir nach besseren Kenntnissen aus der Vererbungslehre feststellen, daß ein einzelnes Merkmal überhaupt nicht ausreicht, um daraufhin eine Rasseneinteilung zu begründen. Und nehmen wir mehrere Merkmale zusammen, dann ergeben sich umso größere Widersprüche, je größer die Anzahl der Vergleichspunkte wird. Aus der Tatsache, daß dasselbe Merkmal bei verschiedenen Rassen auftritt, die nach anderen Vergleichen nicht zusammengehören können, ergibt sich die Gewißheit des mehrmaligen, polygenistischen Auftretens der Rassenmerkmale. Deshalb sind sie also bei oberflächlichem Vergleich nicht zur Einteilung verwendbar.

Alle Farben hängen von der Intensität der Pigmentierung ab, von der Dichte der dunklen Farbkörner, die unter der Oberhaut, in der Regenbogenhaut des Auges und in den Haaren eingelagert sind. Zu ihrem Vergleich muß man geeichte Farbtafeln benutzen, zur Beschreibung genügen hier die gebräuchlichen Farbbezeichnungen.

Auch die Form der Haare kann durch Worte gekennzeichnet werden; wir haben dafür die Bezeichnungen: straff, schlicht, flachwellig, weitwellig, engwellig, lockig, gekräuselt, kraus, fil-fil (= pfefferkornförmig). Bei der Einteilung der Körpergröße muß man sich auf bestimmte Maße einigen, wenn „groß" und „klein" nicht subjektive Begriffe bleiben sollen. Wir gebrauchen folgende Einteilung:

Einteilung	Männer		Frauen	
	Größe in cm	abgerundet	Größe in cm	abgerundet
Pygmäen (Zwerge)	x —140		x —130	
sehr klein	x —152,9	x —160	x —141,9	x —150
klein	153—162,9		142—150,9	
untermittelgroß	163—166,9	160—170	151—154,9	150—160
mittelgroß	167—169,9		155—157,9	
übermittelgroß	170—172,9		158—159,9	
groß	173—182,9	170—200—x	160—169,9	160—190—x
sehr groß	183—203,9		170—188,9	
Riesen	204— x		189— x	
Größenverhältnis in %	108	:	100	

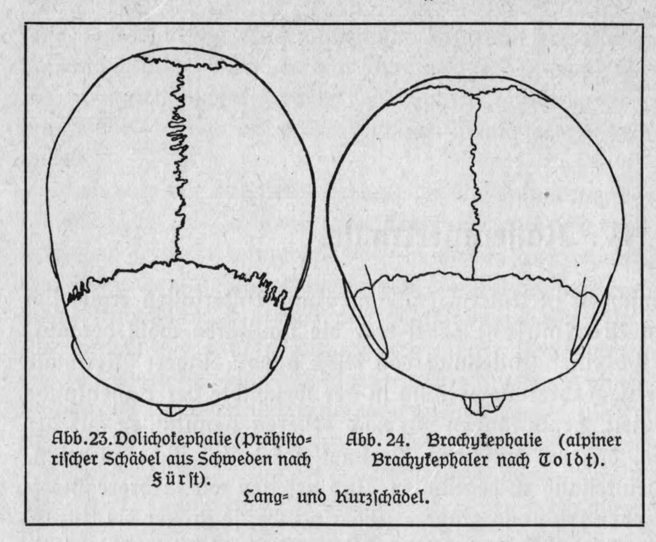


Abb. 23. Dolichokephalie (Prähistorischer Schädel aus Schweden nach Fürst).

Abb. 24. Brachykephalie (alpiner Brachykephaler nach Toldt).

Lang- und Kurzschädel.

Im allgemeinen mögen die abgerundeten Größenzahlen genügen. Neben der Größe sind auch die Größenverhältnisse der Gliedmaßen und des Körpers wichtig, das sind also die Proportionen; und zwar die der Gliedmaßen oder ihrer Teile untereinander und auch das Verhältnis der Gliedmaßenlängen zum Rumpf oder zur ganzen Gestalt. Besser zu verwerten als der Rumpf ist die „Stammlänge"; damit bezeichnen wir die „Sitzhöhe" eines Menschen, also seine Höhe, die durch Kopf, Hals und Rumpf gebildet wird, bei aufrechter Sitzhaltung über der Sitzfläche. Bei „kindlichen" Proportionen sind z. B. die Arme länger als die Beine, und die Beine kürzer als die Stammlänge. Die bekanntesten Merkmale befinden sich am Kopf, besonders deshalb, weil wir Kopf und Gesicht am leichtesten beurteilen können.

Der Kopfindex ist zur Rassenkennzeichnung am häufigsten gebraucht und mißbraucht worden. Wir bezeichnen mit ihm das Verhältnis der größten Kopfbreite zur größten Kopflänge; und zwar beziehen sich die Maße auf den Gehirnschädel. Die Meßpunkte liegen am Kopf (mit Haut und Haaren) an derselben Stelle wie am knöchernen Schädel; Kopf- und Schädelindex ist infolgedessen nicht ganz dasselbe. Für unsere Rasseneinteilungen macht es aber nicht viel aus, wenn beide miteinander verwechselt werden, denn „langschädelige" Rassen sind auch „langköpfig". Die vereinfachte Einteilung spricht von langschädelig, wenn das Verhält-

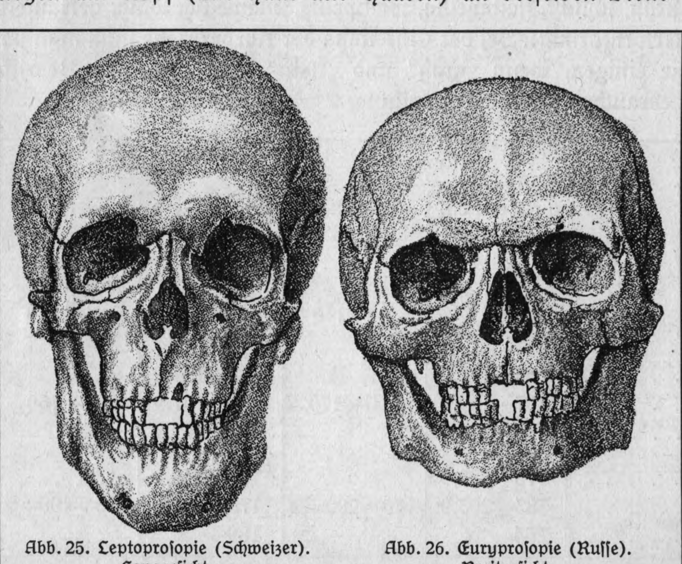


Abb. 25. Leptoprosopie (Schweizer). Langgesicht.

Abb. 26. Euryprosopie (Russe). Breitgesicht.

nis von Breite : Länge höchstens 75 : 100 ist (die Breite also $\frac{3}{4}$ der Länge); mittelschädelig bei einem Verhältnis zwischen 75 und 80 : 100. Schädel mit einem Index über 80 sind kurzschädelig oder breitschädelig, bei besonders hohen Werten (über 85 und über 90) spricht man von über rundschädelig und kugelschädelig. Beim Kopf liegen die Grenzwerte um eine Zahl höher.

Auch die Form des Gesichts wird im Verhältnis der Länge : Breite bestimmt; hier steht also das Breitenmaß im Nenner, so daß schmale Gesichter einen hohen Indexwert haben. Man spricht vom morphologischen Gesichtsindex, der als Länge den Abstand der Nasenwurzel bis zum Kinn berücksichtigt, daneben auch vom physiognomischen Index, der die Stirn bis zum Haaransatz mit zum Gesicht (Physiognomie) hinzurechnet. Die Breite wird jedesmal am größten Abstand der Backenknochen (an den Jochbögen) gemessen. Da die Stirn anatomisch zum Gehirnschädel gehört, hat man nur für den morphologischen Gesichtsindex Einteilungen eingeführt. Man nennt ein Gesicht

breitgesichtig (euryprosop)	bei Indizes von	x—83,9
mittelgesichtig (mesoprosop)	„ „ „	84—87,9
schmalgesichtig (leptoprosop)	„ „ „	88—x.

Von den vielen Indizes am Kopfe, die die Anthropometrie verwendet, können hier nur die wichtigsten genannt werden. Dazu gehört der Höhen-Breiten-Index der Nase (auch Nasenindex). Er drückt das Verhältnis der Nasenbreite an den seitlichsten Punkten der Nasenflügel zur Nasenhöhe aus, gemessen von der Nasenwurzel bis zum untersten Punkt der Nasenscheidewand im Winkel an der Oberlippe. Die Nase ist

schmalnasig (leptorrhin)	bei Indizes von	x—69,9
mittelnasig (mesorrhin)	„ „ „	70—84,9
breitnasig (chamaerhin)	„ „ „	85—x.

Für die Form der Augenhöhlen haben wir Maße und Indizes am Schädel; am Kopf begnügt man sich mit der Kennzeichnung als „schmale" oder „offene Lidspalte". Maße sind an den Weichteilen nicht sicher zu nehmen. Ebenso wird am Mund die Breite der Mundspalte und die Dicke der Lippen nur beschrieben. Auch für die Ohrform genügen hier kennzeichnende Beschreibungen, ebenso für die Stirn und für die Breite der Kieferwinkel.

Man kann am menschlichen Körper natürlich beliebig viele Maße nehmen und noch mehr Ver-

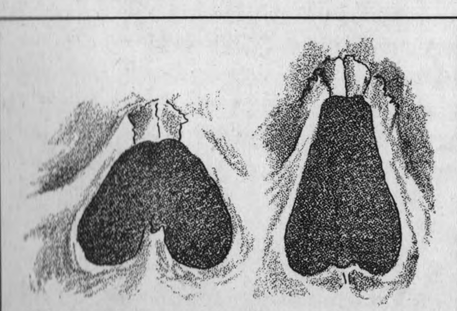


Abb. 27. Nasenöffnung eines Herero und eines Europäers, senkrecht zum Rand der Öffnung gesehen. Breite und schmale Nase.

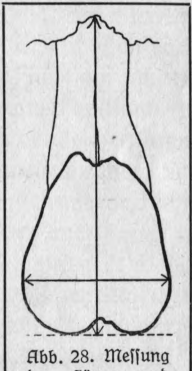


Abb. 28. Messung der Länge und Breite der knöchernen Nase.

hältniszahlen oder Indizes daraus berechnen. Es ist der Anthropologie früher nicht mit Unrecht der Vorwurf gemacht worden, daß sie sich zu sehr in Messungen und Zahlen verlöre. Berechtigt sind die Messungen, wenn sie Unterschiede ausdrücken, die für die Stammesgeschichte oder für die Rassenkennzeichnung dienlich sind. Sportlich und klinisch mögen ebenfalls Veranlassungen zur Messung einzelner Personen vorliegen können. Bei der Rassenbeurteilung darf man aber nicht vergessen, daß gleiche Maße und gleiche Indizes nicht ohne weiteres ein Anzeichen für Verwandtschaft sind. Es kann die Übereinstimmung auf durchaus getrennten Entwicklungswegen erreicht worden sein; außerdem ist aber der Erbgang für jedes einzelne Merkmal meistens auf mehrere Erbfaktoren begründet, so daß das Ergebnis der Vererbung für eine einzelne Person nicht errechnet werden kann.

Die Form des Gehirnschädels, die durch den Kopfindex ausgedrückt wird, ist z. B. erblich, aber wir können noch nicht feststellen, wie die Vererbung verläuft. Wir haben z. B. „langköpfige" Menschenrassen. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß nun jede einzelne Person dieser Rasse langköpfig ist. Wir müssen immer mit Schwankungen um einen Mittelwert rechnen; dann ist bei langköpfigen Rassen dieser Mittelwert niedrig (unter 76), bei kurzköpfigen höher (über 81). Läßt man zur Vereinfachung die Mittellangköpfe fort, dann liegt die Grenze zwischen Langköpfigkeit und Kurzköpfigkeit bei 81. Es ist selbstverständlich, daß das eine im Mittelwert festgesetzte Zahl ist. Eine Bevölkerung mit Kopfindizes zwischen 78 und 82 kann sehr einheitlich sein und braucht sich nicht etwa aus zwei verschiedenen Rassen zusammenzusetzen.

Es ist wichtig, daß das beachtet wird, um die Maße und ihre Verwendung nicht zu überschätzen und auch nicht für wertlos zu halten.

V. Die Rassen.

Dunkler Teil der Mittleren Linie.

Wenn wir die urtümlichste Rasse zuerst besprechen wollen, dann braucht heute wohl kein Streit mehr darüber zu herrschen, um welche Rasse es sich dann handeln kann. Daß der Ausdruck „urtümlich" richtig zu verstehen ist, war schon gesagt; vom Zeitpunkt der Menschwerdung an sind natürlich alle heutigen Menschen im Stammbaum gleich alt; aber sie haben nicht alle in gleichem Maße urtümliche Formen bewahrt. Und wenn wir uns für eine „urtümlichste" Rasse entscheiden, dann ist damit nicht bestritten, daß nicht die eine oder andere Rasse in einem oder einigen Merkmalen noch ebenso urtümlich sein könnte.

Es sind zwar in der Literatur verschiedene Menschenrassen als die urtümlichsten genannt worden; außer den Australiern die Wedda auf Ceylon, die Pygmäen im tropischen Urwald Afrikas, die Feuerländer an der Südspitze Amerikas oder auch die Orang-Kubu auf Sumatra u. a. m.

Wir wollten uns ja für die Australier entschließen; die Wedda werden wir dann als nahestehend und verwandt erkennen. Die anderen Gruppen sind aber abzulehnen. Am meisten bekannt geworden ist wohl die Pygmäentheorie (von Missionarpater W. Schmidt), bei der Beschreibung dieser Urwaldzwerge soll näher darauf eingegangen werden. Die Zwergform an sich ist jedenfalls kein Beweis für Urtümlichkeit. Die Kubu-Leute auf Sumatra sind, wie schon erwähnt, auf kärglichen Lebensraum zurückgedrängte Rassentrümmer, die zwar kulturell urtümlich, körperlich aber vollkommene Homo-sapiens-Formen sind.

Daß es wirkliche Urmenschen heute nicht mehr gibt, war gesagt; Behauptungen darüber haben sich nie als wahr erwiesen. Und auch die Australier sind trotz aller Urtümlichkeit doch keine Urmenschen mehr wie die Neandertaler in der Eiszeit. Gelegentlich findet man diese Behauptung auch heute noch; aber nur einige Züge am Schädel erinnern an Urmenschliches, in allem anderen ist auch der Australier vollkommen Homo sapiens, den man wohl mit den letzteiszeitlichen Menschen vergleichen kann. Auch kulturell ist der Australier über den Neandertalerzustand hinausgekommen.

Da wir für die Australierrasse außerdem Anhaltspunkte für ihre stammesgeschichtliche Entwicklung haben, so mag diese hier kurz skizziert werden, um auch daran zu zeigen, wie schwierig die Wiederherstellung eines Rassenstammbaumes ist. Dabei kommt uns für die Australier noch ein Umstand zugute, den wir mit solcher Sicherheit bei keiner anderen Menschengruppe finden; das ist ihre langdauernde Abgeschlossenheit von anderen Menschenrassen, bedingt durch die geographische Abtrennung ihres kleinen Kontinents. Dadurch brauchen wir störende Rassenmischungen hier nicht in Betracht zu ziehen, selbst wenn wir die Besitzergreifung Australiens nicht als ein nur einmaliges Ereignis auffassen.

Sicher ist jedenfalls, daß der Mensch Australien nur über das Meer erreichen konnte, denn sonst wären auch andere Säugetiere nach dorthin gelangt, wenn Gelegenheit gewesen wäre, auf Landbrücken hinüber zu kommen. Da aber Australien als das Land der Beuteltiere und eierlegenden Schnabeltiere schon in frühester Tertiärzeit, jedenfalls noch vor der Entwicklung der eigentlichen Säugetiere, vom asiatischen Festland abgetrennt sein muß, ohne jemals wieder eine Verbindung damit gehabt zu haben, so konnte es nur von schiffahrtskundigen Menschen neu besiedelt worden sein. Diese „Schiffahrt" kann ja denkbar einfach gewesen sein; wir können auch damit rechnen, daß die Entdeckung Australiens sogar unfreiwillig geschah. Es mag auch sein, daß durch Inseln gegenüberliegendes Land gesichtet werden konnte und damit ausdehnungsbedürftigen Menschen Anreiz zur Seefahrt bot.

Nun setzt auch die einfachste Form der Seeschiffahrt eine bestimmte Höhe geistiger Entwicklung voraus; der Neandertalerurmensch hat diese Stufe sicher noch nicht gehabt, erst dem Homo sapiens der letzten Eiszeit kann man solche Erfindungen zutrauen — wenn wir bisher auch keinen sicheren Beweis dafür haben. Der Südrand der Sundainseln ist nun seit dem Tertiär zwar im steten vulkanischen Wechsel, im ganzen aber doch ähnlich wie heute der Südrand des asiatischen Kontinents gegenüber Australien gewesen. Der Mensch konnte also wie alle Säugetiere bis dahin vordringen.

Es war schon gesagt, daß wir den Affenmenschen = Pithecanthropus diese Wanderung zutrauen müssen, da er sicher als Nachkomme schimpansenähnlicher Vorfahren zu gelten hat und da wir solche Schimpansenmenschenaffen nur aus den westlichen Teilen der Alten Welt (Afrika und Europa) kennen. Glück bei Ausgrabungen hat uns nun auf Java Reste dort ausgestorbener Menschenformen geliefert, die sowohl körperlich als auch zeitlich eine stetige Höherentwicklung zeigen. Zuerst fand Eugen Dubois in späteiszeitlichen Schichten bei Wadjak die Reste von Menschenschädeln, die unserem Homo sapiens diluvialis der letzten Eiszeit auch in der Form entsprechen. Besondere Merkmale, z. B. die flache und fliehende Stirn, ließen gleich zu Anfang diese Wadjakmenschen nicht als Vorläufer heutiger Malaien sondern von Australiern erkennen. Dubois nannte sie deshalb auch Protoaustralier. Kurz darauf, 1891/92, fand Dubois die schon genannten Reste des Affenmenschen = Pithecanthropus erectus bei Trinil auf Java; wir müssen die Zeit dieser äffisch-menschlichen Übergangsstufe in den Anfang oder wenigstens in die erste Hälfte des Diluviums setzen. In den letzten Jahren fand dann Oppenoorth bei Ngandong, ganz in der Nähe von Trinil, elf menschliche Schädelreste, die unserem Neandertaler entsprechen und auch wie dieser aus der letzten Zwischeneiszeit stammen. Diese Ngandongschädel unterscheiden sich aber wieder von den europäischen Urmenschen durch die flache fliehende Stirn, wie wir sie bei den Wadjakschädeln und bei Australiern finden.

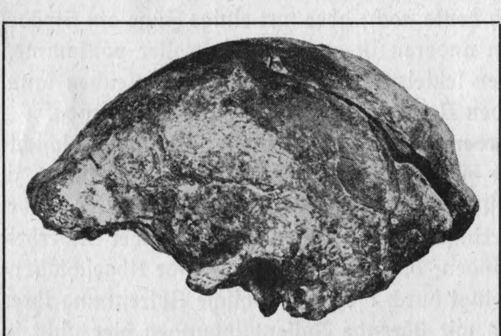


Abb. 29. Ein neandertaler-ähnlicher Schädel von Ngandong auf Java.

Die Reihe der javanischen Funde hat nun ihre Fortsetzung in Schädelfunden auf Australien selbst. Die Schädel von Cohuna, Talgai und

Jervois sind aber zeitlich jünger als die von den Fundplätzen Javas, sie gehören höchstens dem Ausgange der Eiszeit an. Der Gestalt nach sind es nun echte Australier, besonders der Jervoisschädel ist kaum noch fossil zu nennen. Damit bekommen wir die zeitlich und gestaltlich zusammenpassende Reihe:

Fund	Ort	Menschheitsstufe	Zeit
1. Pithecanthropus	Trinil (Java)	Affenmensch	Frühe Eiszeit
2. Homo soloensis	Ngandong (Java)	Urmensch	Letzte Zwischeneiszeit
3. Wadjak-Mensch	Wadjak (Java)	Homo sapiens diluvialis	Letzte Eiszeit
4. Cohuna-Schädel	Cohuna (Australien)	Homo sapiens diluvialis	Ausgang d. Eiszeit
5. Talgai-Schädel	Talgai (Australien)	Homo sapiens recens	Frühe Jetztzeit
6. Jervois-Schädel	Jervois (Australien)	Homo sapiens recens	Frühe Jetztzeit
7. heutiger Australier	Australien	Homo sapiens recens	Neuzeit

Zwischen 3 und 4 muß sich der Übergang nach Australien vollzogen haben; das kann mehrmals geschehen sein, sicher aber nicht von rassisch sehr verschiedenen Menschengruppen. Dann muß aber eine langdauernde Isolierung der Australier auf ihrem Kontinent eingetreten sein, sonst hätten sie nicht so in körperlicher und in kultureller Eigenart verharren können. Ohne das Nachdrängen neuer, höher entwickelter Menschenrassen blieb der Australier, wie er war, und zeigt uns so den urtümlichsten Menschentypus der Erde. Als dann 1788 der Europäer Australien betrat, da war für den Australier die Stunde seiner Entdeckung zugleich der Anfang seines Endes.

Der Hergang dieser Rassenentwicklung erscheint einleuchtend und klar — und doch läßt er sich nicht beweisen. Die Steigerung der Entwicklungsstufen bei den javanischen Funden kann auch durch neue, immer höher entwickelte Menschenwellen hervorgerufen sein. Viele Forscher neigen mehr dieser Ansicht auch in anderen Fällen zu; aber irgendwo muß ja auch einmal die Umbildung der Formen erfolgt sein — so überzeugend wie hier können wir sie nicht wieder nachweisen, höchstens für zwei europäische Unterrassen, die auch körperlich den Australiern verwandt erscheinen.

Der Rassenentwicklungsgeschichte stehen also noch große Aufgaben zur Lösung bevor; daß sie uns nicht restlos gelingen wird, darf kein Grund sein, sie nicht zu versuchen. Bei der Beschreibung der heutigen Rassenformen werden wir sehen, daß wir bei den Angaben über ihre Herkunft noch vorsichtiger sein müssen als beim Australier, bei dem doch vieles zusammentrifft, was Rückschlüsse auf seine Entstehungsgeschichte erleichtert.

1. Australier.

Obgleich bei der räumlichen Trennung auf dem australischen Kontinent Bildungen von Unterrassen nicht ausgeblieben sind, so stellt der Australier doch eine in sich geschlossene Menschenrasse dar. Nur oberflächliche Betrachtung konnte ihn wegen seiner Hautfarbe als Austral*neger* bezeichnen; wollen wir den Australier zu irgendeiner anderen Rasse stellen, so können das nur wir Europäer selbst sein, und zwar genauer unsere mediterrane und nordische Unterrasse. Es war schon eingangs gesagt, daß sich darauf die „mittlere Linie" stützt, an deren tiefster Stelle heute der Australier und an höchster Stelle der Europäer steht.

Die Gestalt des Australiers zeigt deshalb eine schön gebaute, schlanke und sehr muskulöse Form, die vollkommen modern menschlich ist. Höchstens die Beweglichkeit

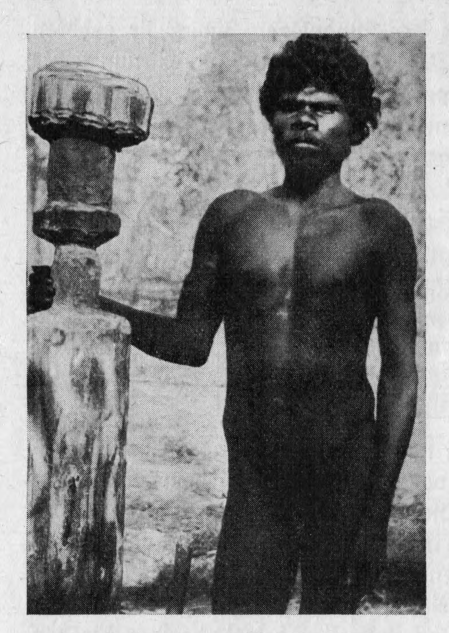


Abb. 30. Australier von Melville Island.

der Zehen könnte hier als urtümlich bezeichnet werden, sonst sind auch die Körperproportionen ähnlich wie bei unserer nordischen Rasse. Der Rumpf ist verhältnismäßig kurz, die Gliedmaßen lang; dabei sind die Beine aber nicht so übermäßig lang wie bei manchen Negern, besonders die Unterschenkel sind nicht verlängert. Den Australier einen „lebenden Neandertaler" zu nennen, ist deshalb ganz unbegründet; Hände und Füße sind zierlich und schmal, eher sogar zart; die Finger lang. Auch die Schulterbreite ist schmal, der Brustkorb dementsprechend nicht breit — das alles paßt nicht zum Neandertalerbild. Bei der naturverbundenen Lebensweise des Sammlers und Jägers fehlt der Fettansatz, gute Brustmuskeln und Lendenlinien unterstreichen das; auch bei Frauen ist die Brustform anfangs halbkugelig. Die Einziehung der Wirbelsäule (Lendenlordose) entspricht unserer europäischen Mittelform. Die Körperbehaarung ist auffällig stark; das kindliche Lanugohaarkleid soll bis zum 12. Lebensjahre bestehen bleiben; im Greisenalter wird die Behaarung sowohl durch die Farbe wie auch durch die Dicke des Einzelhaars besonders deutlich — aber auch dann erinnert sie an europäische Rassen. Dementsprechend ist auch das Kopfhaar wellig, gelegentlich auch schwach kraus, bei Mann und Frau in gleicher Weise ausgebildet. Der Bartwuchs entspricht ganz dem des Europäers, besonders dem der mediterranen und nordischen Rassen — die physiognomische Ähnlichkeit mancher Australiermänner mit Europäern wird dadurch noch mehr unterstrichen.

Daß die Haarfarbe dunkel bis schwarz ist, ist eine Feststellung, die wir dauernd wieder bekommen, weil höchstwahrscheinlich nur eine Menschenrasse wirklich helle Haare bekommen hat.

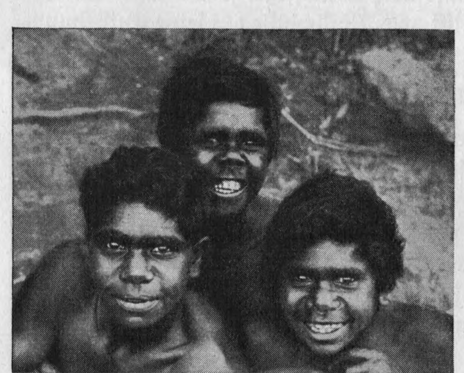


Abb. 31. Australier-Jungen von der Eingeborenen-Station Lake Tyers.

Auch die Hautfarbe ist — wie schon gesagt — im ganzen genommen dunkel, wie meistens in Abstufungen von mittel- bis dunkelbraun; Frauen und Kinder sind heller, besonders Neugeborene. „Schwarze" Haut wird — wie auch bei anderen Rassen — durch Einreibung mit Fett vorgetäuscht.

Was den Australier aber von jeher ganz besonders interessant gemacht hat, ist sein Kopf, sowohl die Gehirnschädelbildung wie auch das Gesicht. Dermutlich haben wir darin auch noch das beste

Abbild des eiszeitlichen Neandertalers oder des „Urmenschen“, wenn auch sonst kaum noch etwas „Neandertalhaftes“ am Australier zu sehen ist. Die Schädel sind wirklich lang (Index etwa im Mittel 72); starke Überaugenwülste erinnern besonders stark an Urmenschliches, ohne wirklich mit dem Neandertaler ganz übereinzustimmen. Die Schädelform ist dachartig, die Stirn entsprechend schmal; oft so stark fliehend, daß allein daraufhin gern die Urtümlichkeit begründet wird. Es gibt aber auch modern-menschlich steil gestellte Stirnen; doch mag hier an die Ngandong-schädel von Java erinnert sein.

Der Gehirninhalt kann bei großer Schädellänge, geringer Breite und Höhe nicht hoch sein; 1234 ccm mag als leicht behaltbare Zahl das Mittel für Männer angeben. Die Ohrmuscheln scheinen meist von beträchtlicher Größe zu sein, sind aber modern-menschlich gefaltet.

Zu den starken Überaugenwülsten mit entsprechenden Augenbrauen paßt die tief eingezogene Nasenwurzel und die sehr breite, meist konkave Nase, um dem Gesicht das Urtümlich-Wilde zu verleihen. Aber auch gerade Nasen kommen vor, sogar konvexe, die man bei uns „jüdisch“ nennen würde — bei Melanesiern werden wir sie öfter finden.

Der Mund ist vorgebaut, „prognath“ wie beim Neandertaler, die Lippen sind zwar breit und groß, aber nicht negerhaft gewulstet. Ein Kinn ist meistens nur schwach ausgebildet, so daß mit den starken Lippen zusammen das „Schnauzenhafte“ noch verstärkt wird.

Auffällig — sogar auf Photographien — ist die dunkle, braun-violette, schwer feststellbare Irisfarbe im Auge. Vielleicht ist auch das ein Überbleibsel vergangener Zeiten.

Die Verteilung der Blutgruppen wird zur Rassenkennzeichnung häufig überschätzt. Es muß daran erinnert werden, daß schon bei den Menschen*affen* alle vier menschlichen Hauptblutgruppen vorkommen. Trotzdem ist es für den Australier wohl bezeichnend, daß wir — wie bei der Vorfahrengruppe Gorilla-Schimpanse — eigentlich nur die Gruppen O und A antreffen (55 % für O, 38—40 % für A), B und AB sind selten.

Wenn wir den Australier als Steinzeit- oder gar als Altsteinzeitmenschen bezeichnen, so trifft das zu, wenn wir dafür das Jungpaläolithikum (den letzten eiszeitlichen Abschnitt der Altsteinzeit) ansetzen. Ein glatter Vergleich mit dem europäischen Aurignac- und Crô-Magnonmenschen ist natürlich nicht möglich. Die Australier kennen — als einzige lebende Menschenrasse — nicht Bogen und Pfeil; aber als Fernwaffen besitzen sie den Speer, als Schleudervorrichtung das Wurfbrett dafür und — allgemein bekannt — das Wurfholz, den Bumerang. Ihre ursprünglichen Steinwerkzeuge sind behauen und geschliffen, also ein Nebeneinander von alt- und jungsteinzeitlicher Kultur. Metallbearbeitung war ganz unbekannt; Tierknochen- und Muschelbearbeitung aber vollendet.

Daß sich auch in Australien melanesische Kultureinflüsse finden, ist bei der Nachbarschaft nicht verwunderlich; trotzdem ist aber auch darin der Australier in wichtigen Punkten für sich geblieben: die — agglutinierende — australische Sprache ist einzig auf der Erde, dabei in viele Mundarten unterteilt. Bekannt ist die starke Anwendung der Zeichensprache, aber auch die ist so wechselnd, daß sie nicht für den ganzen Erdteil allgemeingültig ist. Der Gebrauch der Zahlwörter soll nur bis „4“ reichen.

Die geistigen Leistungen müssen als „gut" bezeichnet werden; dazu braucht aber nicht als Beweis angeführt zu werden, daß eingeborene Australierkinder in den Europäerschulen Australiens mitkommen. Die geistige Höhe ist ihrem Leben, ihren Bedürfnissen angepaßt — und die Rasse muß zugrunde gehen, wenn ihr das nötige Lebensniveau entzogen wird. Känguruhjagden mit dem Bumerang sind nur möglich, wenn Känguruhherden dafür zur Verfügung stehen.

Der australische Eingeborene würde heute noch nur als Jäger und Sammler in Horden leben; mehrere Familien unter einem Mann als Oberhaupt vereinigt und wieder in Totems zusammengefaßt. Kleidung würde fast ganz fehlen, dafür aber viel Schmuck, Bemalung und Tatauierung gebraucht werden. Körperliche „Verunstaltungen" waren häufig; daß bei den Jugendweihen mancher Prüfling seinen Geist aufgab, weil er die Folterungen nicht überstehen konnte, ist bekannt. Aber das alles war Kultur und dezimierte die Rasse nicht. Bei der Entdeckung Australiens 1788 schätzte man die Zahl der Eingeborenen auf 150000; heute sind es 40000 — aber auch die sind nicht mehr reine „Australier". Die Vermischung ist stark; in den Großstädten bekommt man jedoch kaum noch Bastarde zu sehen. Und dann meistens „Verbrecher" und „Vagabunden" in zerlumpter, europäischer Kleidung, zugrunde gegangen durch Segnungen unserer Kultur, denen sie nicht gewachsen waren.

Selbst in den heutigen Reservaten ist der Australier nicht mehr Australier, besonders wenn er dem Touristen-Autobusverkehr als Sehenswürdigkeit vorgeführt wird, und wenn Kinos und Schankstätten für seine Aufheiterung sorgen.

Wichtig für die Forschung ist das Geistesleben der Australier, soweit es unverfälscht ist; in ihm finden wir den Schlüssel zum Verständnis der Handlungen und Gebräuche unserer eiszeitlichen Vorfahren, wenn wir in den von ihnen hinterlassenen Kulturgegenständen Ähnlichkeiten und Gleichheiten beim Australier wiederfinden, der uns die Bedeutung solcher Gegenstände heute noch erklären kann.

Völkerkundliches und Kulturgeschichtliches soll in dieser kurzen Rassenbeschreibung nicht gebracht werden; aber ebenso wie die Kopfzahl der heutigen echten Australier nicht im Verhältnis zu dem dieser Rasse gewidmeten Raum steht, so kann gerade hier eine etwas ausführlichere Darstellung nicht entbehrt werden. Irgendwie verbindet uns doch ein besonderes Interesse gerade mit den Menschen, die als letzte Reste unserer eigenen Vergangenheit uns den ältesten Zustand in der Menschheitsentwicklung zeigen, der uns heute noch erhalten ist.

Daß dieses Stadium nicht mehr das der Neandertalerurmenschen ist, soll hier am Schluß nochmals betont werden, da gerade in letzter Zeit Sensationsartikel und Reklameschriften den Australier als „lebenden Neandertaler" hinstellen.

Bleiben wir in dem eingeschlagenen Gedankengang, so wäre die Frage zu beantworten, welche Rasse nach dem Australier oder etwa neben ihm als die urtümlichste anzusehen sei.

Auch diese Frage läßt sich heute beantworten und sowohl anthropologisch wie geographisch begründen; es sind die Australien im Halbkreis an den Süd- und Südostspitzen des asiatischen Kontinents und der Sundainseln umwohnenden Wedda.

2. Wedda.

Die eigentlichen „Urwald"- oder „Dschungelweddas" sind auf Ceylon beschränkt, wo sie heute — auch in Reservaten geschützt — als letzte Reste einer alten, vergehenden Rasse noch in unsere Zeit hineinreichen. Als vor 40 Jahren die Vettern Sarasin diese Weddas besuchten, waren sie etwa 2200 Personen stark, v. Eickstedt konnte auf seiner Indienexpedition 1927 nur noch 1200 schätzen.

Da aber Weddablut heute ganz Südostasien und den Sundaarchipel durchdringt, ist die Gesamtzahl nicht fest zu umgrenzen. Diese (nach v. Eickstedt) Weddiden umfassen im Inneren Vorderindiens heute noch etwa 20 Millionen Seelen; ebensoviel betragen vielleicht die in Hinterindien, auf Malakka und im malaischen Archipel lebenden, wo wir sie nicht nur auf den großen Inseln Celebes, Sumatra und Borneo finden, sondern wo sie über Java hinaus noch den Kranz der kleinen Sundainseln umfassen. Bis auf Timor bringt uns die Sundaexpedition von Rensch-Heberer-Lehmann Bilder unverkennbarer Weddatypen.

Da sie hier aber nicht wie die Australier isoliert bleiben konnten, sind reine Wedda nach den dauernden Vermischungen mit immer neuen, höher organisierten Zuwanderern nicht mehr zu erwarten. Aber alle sind doch auch kulturell ähnlich geblieben, überall sind es zurückgedrängte Waldnomaden, die höchstens etwas Hackbau treiben. Im ganzen genommen sind sie deshalb nicht mehr so urtümlich wie die Australier; einzelne Weddamerkmale durchdringen aber Indien so weit, daß sie in den höchsten Kasten noch anzutreffen sind. Gilt doch der Nasenindex dort als Maßstab für die Stellung der Rassenbastarde. Schmale Nase — also niedriger Index entspricht der höchsten Kaste.

Als Rassentypus kommt also nur der Wedda aus dem Inneren Ceylons in Betracht, seine Körpermerkmale können als rein und damit auch als urtümlich gelten. In den Gesichtszügen erinnert viel an den Australier; wollen wir die Wedda deshalb zu anderen Hauptrassen stellen, dann kommt auch für sie nur die „mittlere Linie", die im Europäer endet, in Frage — nicht die der Neger, nicht die der Mongolen.

Die Weddas sind klein; es ist aber nicht nötig, sie deshalb für urtümlicher als die Australier zu halten. Der Weddamann ist 140—160 cm hoch; im Mittel etwa 150 cm. Höhere Maße deuten wohl schon auf Vermischung. Für die Frauen werden 135—145 cm angegeben, als Mittel ungefähr 140 cm.

Die Körper sind wieder gut gebaut, mit kräftiger Muskulatur. Auffällig lang sind die Arme, besonders die Unterarme; auch an den Beinen sind die Unterschenkel lang.

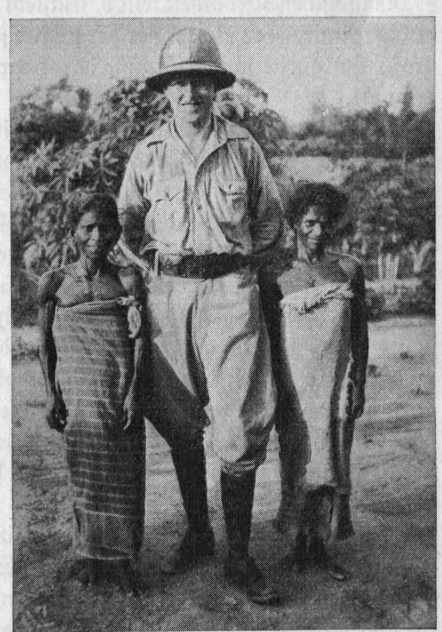


Abb. 32. Weddafrauen von Ceylon mit dem deutschen Forscher, Prof. Frhr. v. Eickstedt. (Deutsche Indien-Expedition.)

Fehlen der Waden, flache Fußsohlen und auffällig abgespreizte Großzehen dürfen als urtümliche Merkmale gelten. Weddaskelette sind genauer untersucht; Fehlen der Wirbelsäulenbiegung in der Lendengegend (Lordose), gebogene Unterarmknochen, gekrümmte Oberschenkel und am Knie rückwärts gebogene Schienbeine sind Ausbildungen, die an den Neandertaler erinnern. Die Hautfarbe ist wieder dunkelbraun wie beim Australier; die Behaarung am Körper aber schwach; australierähnlich dagegen das Kopfhaar, gleich lang bei Mann und Frau und flachwellig; im Einzelhaar dick und grob. Kennzeichnend ist der Ziegenbart der Männer, der Backen und Unterlippe haarlos läßt; Schnurrbart ist vorhanden. Die Haarfarbe ist schwarz.

Der Gehirnschädel ist lang, Kopfindex 73 im Mittel. Die Stirn entsprechend schmal. Starke Überaugenbögen und tiefliegende Augen, dazu die sehr breite Nase mit flacher und breiter Wurzel geben dem Gesicht das Urtümliche. So fliehende Stirnen wie beim Australier finden wir aber nicht. Auch das Gebiß selbst ist nicht schnauzenartig vorgeschoben, sondern orthognath; dagegen finden wir aber das ganze Gesicht oft so vorstehend, daß man zum Vergleich auch bei uns von weddider Gesichtsbildung spricht. Die Lippen sind wieder wie beim Australier dick, aber nicht negerartig aufgeworfen.

Der kleinen Statur entspricht ein geringes Gehirnhöhlenvolumen, bei Frauen kann die Kapazität normalerweise bis unter 1000 ccm heruntergehen, bei Männern steigt sie nicht über 1400 ccm; mit 1200 ccm wird das Mittel angegeben.

Die noch auf Ceylon lebenden Küstenweddas sind nicht mehr als reinrassig anzusehen; sie fallen schon durch ihre Körperhöhe gegen die reinen Urwaldwedda auf. Die Weddiden des indischen Festlands und dann die des Sundaarchipels sind noch mehr vermischt, so daß hier die Bezeichnung als Weddide allmählich nicht mehr angängig ist.

Die indischen Weddiden teilt v. Eickstedt jetzt in zwei Gruppen: als Malide bezeichnet er die primitiveren Bewohner der südindischen Gebirge; die Männer sind 156—157 cm groß; Hautfarbe schwarzbraun, das Haar oft englockig, so daß es schon an Negritos erinnert.

Die zweite Gruppe sind die Gondiden im Inneren Indiens; sie sind höher entwickelt, fast 160 cm groß und von hellbrauner Hautfarbe. Eher findet man unter den Frauen noch urtümlichere Formen.

Reine Wedda stehen noch auf primitivster Kulturstufe. Bekannt sind ihre einfachen Windschirme als Wohnungen, die durch Höhlen und Felsnischen ersetzt werden können. Kleidung fehlt auch, aber auch Schmuck ist — außer bei Festen — wenig im Gebrauch. Ursprünglich hatten sie auch keinen Feldbau, ihr einfacher Hackbau ist ihnen heute wahrscheinlich anerzogen. Die Horde durchstreift den Urwald als Sammler nach allem Genießbaren; Haustiere sind unbekannt, auch der Haushund ist, wo er einmal vorkommt, durch Tausch erworben. Die eigentümliche Art dieses Tauschverkehrs mit höher kultivierten Nachbaren ist wohl als „stiller Tausch" bekannt. Der Wedda legt nachts seine Ware an einen bestimmten Platz und holt sich von dort ebenso heimlich das, was ihm dafür hingelegt wird.

Die Weddakultur selbst ist wieder wie in Australien eine Mischung von spätaltsteinzeitlicher und jungsteinzeitlicher Stufe. Es fehlen aber die dementsprechenden Kunsterzeugnisse. Wir kennen noch nicht einmal die alte Weddasprache; im Verkehr mit Fremden spricht der Wedda singhalesisch, aber auch darin gebraucht er keine Zahlworte, keine Namen für Wochentage und Monate. Auch Totenbestattung — die heute behördlich verlangt wird — ist dem Wedda an sich fremd. Wer im Urwald stirbt,

bleibt liegen; und die Horde vermeidet es, den Platz wieder zu berühren, so lange der Leichnam vorhanden ist. Der Tageslauf bei den Menschenaffen spielt sich nicht viel anders ab.

Die primitive Kulturstufe verschont die Weddas zugleich aber auch mit vielen schädigenden Auswirkungen moderner Zivilisation. Die Wedda leben wie gutmütige, freundliche Kinder; sie haben ein gutes Familienleben mit absoluter Einehe und geachteter Stellung der Frau. Der Mann ist Familienoberhaupt, aber es gibt kaum eine Häuptlingswürde; Diebstahl, Streit und Krieg sind so unbekannt wie politische Versammlungen.

Aber die Zeit der Wedda ist vorbei; als Bilder aus menschlicher Vergangenheit werden sie noch eher verschwunden sein als die Australier.

3. Sakai (= Senoi), Kubu und Toala.

Von den Stämmen, die mit weddiden Zügen doch besonders betrachtet werden müssen, wären zuerst die Sakai zu nennen, die den südlichen Ausläufer Hinterindiens, die Halbinsel Malakka, bewohnen. R. Martin hatte sie nach seiner Expedition (1904) auch als „Senoi" bezeichnet. Ihre Rassenmerkmale sind nördlich bis nach Siam hinein zu verfolgen. Man schätzt ihre Zahl heute noch auf etwa 10000; auch sie unterliegen dem Rassenüberwiegen ihrer malaischen und mongolischen Nachbarn.

„Sakai" bedeutet „Untertan"; sie werden in die „Semai" und die „Ple Témiar" eingeteilt.

Auf der weddiden Grundlage machen sich die Vermischungen, besonders mit Malaien bemerkbar. Der Kopfindex steigt bis auf 78—80; sie sind also rundköpfiger als die primitiven Wedda. Auch die Körpergröße ist höher; 155 cm für Männer, 149—150 cm für Frauen wird als Mittel genannt. Die Gestalten sind zart und schlank, die Hautfarbe hellbraun. Der Kinnbart ist dichter als beim Wedda; das Kopfhaar ist lang, wellig bis locker-kraus. Daß auch am Auge Mongolenfalte

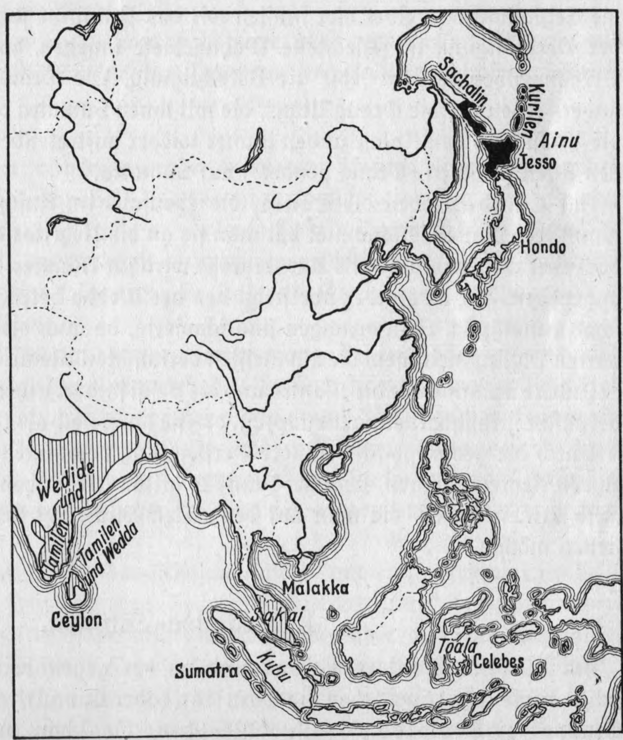


Abb. 33. Weddide: Wedda, Sakai, Kubu, Toala in Südostasien. Tamilen in Süd-Vorderindien und Ceylon. Ainu auf Jesso, Sachalin und den Kurilen-Inseln (schwarz getönt).

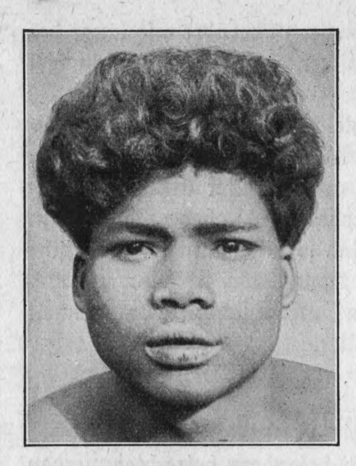


Abb. 34. Sakai von Malakka. Semai-Jüngling.

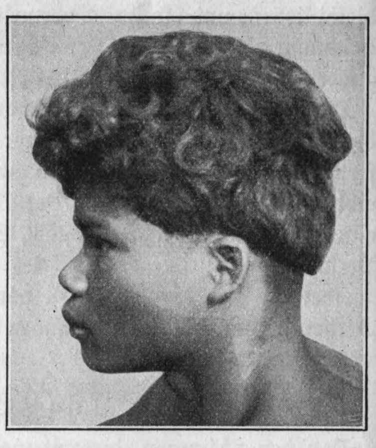


Abb. 35. Sakai von Malakka. Semai-Jüngling.

beobachtet wird, ist verständlich bei der dominanten Vererbung dieses Mongolenmerkmals und der in Siam vorkommenden Rassenmischung.

Als Hackbauer stehen die Sakais auch auf wesentlich höherer Kulturstufe als die Wedda.

Auf der Malakka gegenüber liegenden großen Sundainsel Sumatra können in diesem Zusammenhang die Kubu — von den Malaien „Orang Kubu" genannt — erwähnt werden. Es sind letzte Reste eines ganz in die Urwälder zurückgedrängten weddiden Stammes, der heute womöglich auf noch niedrigerer Kulturstufe steht als die Ceylonweddas. Aber hier müssen wir das Primitive sicher als nachträgliche Folge der Verdrängung in schlechteste Wohngebiete ansehen, zu Schlüssen auf verewigte Vergangenheitsformen fehlt die Berechtigung. Die Orang Kubus sollen nicht viel anders leben als die Orang Utans, die mit ihnen Sumatra bewohnen. Vielleicht geben die Kubu auch den Anlaß zu den immer wieder auftretenden Erzählungen von lebenden Affenmenschen (Orang pendek!) auf Sumatra.

Auf Celebes leben die Toala, die ebenfalls im Anschluß an die Weddiden genannt sein können. Manchmal hat man sie an die Negritos angeschlossen, sie sind aber doch eher weddaähnlich. Als Körpergröße wird für Männer 157 cm, für Frauen 147 cm angegeben. Der Kopfindex übersteigt den der Wedda beträchtlich; mit 80—82 sind sie schon rundköpfig. Abgrenzungen sind schwierig, da auch die Negritos auf den benachbarten Philippineninseln die am meisten vermischten Kleinwüchsigen Südostasiens sind.

Andere Stämme wie die Mantra und die Besisi sind trotz ihrer geringen Körpergröße so vermischt (straffhaarig und kurzköpfig), daß sie kaum noch als Weddide zu bezeichnen sind.

Durch die geographisch bedingte Verflechtung bekommen wir überall Beziehungen zu den Negritozwergen, aber der Name Negrito = Negerchen zeigt schon, daß wir dabei auf Formen stoßen, die man auf den ersten Blick nicht mehr zur „mittleren Linie" stellen möchte.

4. Drawida-Tamilen.

Im Südosten Vorderindiens und an der gegenüberliegenden, also nordwestlichen Küste Ceylons leben die Tamilen (oder Tamul), ein Stamm aus der großen Gruppe der Drawida. Es sind Menschen, die schon durch ihre australisch-europäischen Gesichtszüge ihre Verbundenheit mit unserem Rassenzweig anzeigen. Sie haben deutliche Überaugenbögen, vorstehenden großen Mund mit dicken, aber nicht

umgeschlagenen Lippen. Die Stirn ist europäisch steiler gestellt als bei urtümlichen Köpfen, auch die Nase ist mehr europäisch-schmal. Das Haupthaar wellig, der Bartwuchs mäßig stark von australisch-europäischer Form. Die Kopfform ist schwach langköpfig (Index 76—77). Die Farben sind — wie überall hier — dunkel. Die muskulösen Gestalten sind unter mittelgroß. 162—163 cm wird für Männer angegeben. So ähneln sie noch am meisten europäisch-mediterranen (westischen) Rassenformen. Vielleicht ist das kein Zufall, da wir durch das ganze malaiische Gebiet hindurch bis in die östlichen Inseln des Stillen Ozeans in den Polynesiern dieses europäische Aussehen feststellen.

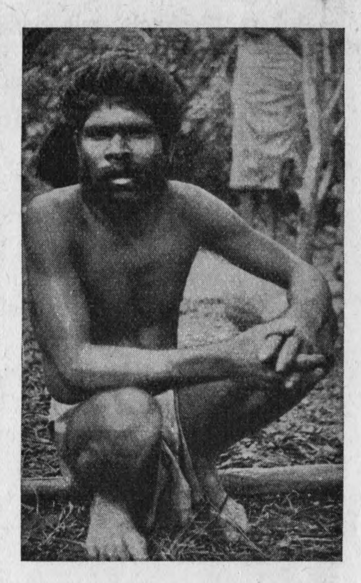


Abb. 36. Inder vom Bora-Stamm.
Urtümlicher indoaustralischer Typus.

Nach v. Eickstedt sollen die Tamilen heute rund 18 Millionen Menschen zählen — daß die Völker Indiens an Kopfzahl die Chinesen übertreffen, wissen wir ja —, eine Abgrenzung ist bei der vorliegenden Vermischung natürlich unmöglich. Weddaeinflüsse bedingen kleinere Gestalten, krauses Haar deutet auf Negritoeinschlag.

Kulturell stehen die Tamilen aber auf höherer Stufe als diese Nachbar- und Unterschichten. Sagen und Märchen der Drawida sind kulturgeschichtlich bekannt geworden.

Wenn wir nun in der angenommenen mittleren Stammeslinie weitergehen wollten, müßten wir geographisch wie anthropologisch einen weiten Sprung machen. Denn es gibt noch eine Rasse — als letzte Splitter des großen Stammes —, die in die europide Linie gehört und entwicklungsgeschichtlich vor die Europäer als Spitze dieser Richtung zu stellen ist. Es sind die Ainus auf den japanischen Inseln Jesso und Sachalin.

Die Ainus sind bekanntlich am östlichen Rande mongolischen Rassengebietes selbst nicht mongolisch; aber durch ihre Heimat haben sie doch so starke mongolische Beimischungen erhalten, daß wir sie erst vor der Abzweigung dieser großen Hauptrasse besprechen wollen. Dann gibt es aber zweifellos andere Menschheitsgruppen, die zwar nicht in allen Merkmalen so nahe an der mittleren Entwicklungslinie vom Australier zum Europäer stehengeblieben sind, aber trotzdem im ganzen urtümlicher erscheinen als die Ainu.

Ich habe deshalb in „Entstehung der Menschenrassen" alle Rassengruppen im Südosten der Alten Welt als den „dunklen Teil der mittleren Linie" bezeichnet; dazu gehören also die Australo-Weddiden und die Ur-Inder; aber auch die Tasmanier und Melanesier sind unter diesen Teil zu rechnen, wenn sie auch außer ihrer „schwarzen" Hautfarbe noch durch Kraushaarigkeit als „negerisch" auffallen.

Krauses Lockenhaar kann innerhalb einer Art oder gar einer Gattung sehr wohl mehrmals auftreten. Wir können auf solche Merkmale hin innerhalb der Menschheit nicht ohne weiteres Verwandtschaftsbeziehungen begründen.

Andere Merkmale, wie Schädelbildung, die Verteilung der Behaarung — z. B. Vollbart und Schnurrbart — sind stammesgeschichtlich wichtiger. Gerade darin ist die ganze mittlere Linie, sowohl im dunklen wie im hellen Teil, so einheitlich, daß bei der Aufzählung dieser Zusammenhang eher zu betonen ist.

Auf der Übersichtstafel sind deshalb auch die Melanesiden und die Tasmanier im Mittelteil aufgeführt.

Diese andere Darstellung enthält also keinen Widerspruch gegen die Einteilung in der früheren Auflage; denn im Text war auch dort schon dauernd darauf hingewiesen worden, daß die Einreihung in den Teil „Schwarze Linie" keinen Stammbaum bedeuten soll. Bei der jetzigen Fassung kommt aber die rassengeschichtliche Wertung besser zum Ausdruck. In der schwarzen Linie stehen jetzt nur noch solche Rassengruppen, die wir auch wirklich zur schwarzen Stammeslinie rechnen. Es soll auch dabei nochmals erwähnt werden, daß die nun unter der gleichen Rubrik verbliebenen Rassen sich nicht etwa in der Reihenfolge von unten nach oben auseinander entwickelt haben sollen.

5. Tasmanier.

Wir haben zunächst einer kleineren Rassengruppe zu gedenken, die es heute nicht mehr gibt. 1877 starb Tonkanini, die letzte Tasmanierin, nachdem die kleine Insel südlich von Australien erst 74 Jahre vorher von England kolonisiert worden war. Damals gab es 8000 Tasmanier; 1854 lebten davon noch 16, 1865 starb der letzte Mann. Die Bilder der letzten beiden Eingeborenen sind durch das tragische Geschick dieser Menschenrasse bekannt geworden.

So sind wir auf Berichte darüber angewiesen, die noch aus Zeiten nicht-anthropologischer Forschung stammen; nur wenige Schädel und Skelette können uns heute diese Berichte unterstreichen. Die besten Überlieferungen verdanken wir noch dem Australienentdecker Cook von 1777.

Trotz der Nähe des australischen Kontinents ist der Tasmaniertypus eher melanesisch als australisch; und es besteht wohl auch die Möglichkeit, daß die von den Europäern entdeckten Tasmanier ihre Insel einstmals über den melanesischen Archipel erreicht haben, ohne mit dem australischen Festland sichere Berührungen gehabt zu haben.

Den Angaben über körperliche Merkmale fehlt natürlich die Grundlage größeren Untersuchungsmaterials. Die Größe des Mannes wird mit 166 cm, die der Frau mit 150 cm angegeben; darin besteht also noch kein sicherer Unterschied gegen die Australier, obgleich deren Durchschnittsmaße höher liegen. Aber sonst finden wir wesentliche Abweichungen.

Die Tasmanier sind mittelköpfig, der Schädelindex beträgt 76—77. Das Gesicht hat zwar auch sehr starke urtümliche Züge, bedingt durch starke Überaugenbögen, tiefliegende Augen und durch eine besonders breite Nase, deren Index manchmal über 100 ging — die Nase war also an den Flügeln breiter als hoch. Die auffallend fliehende Stirn der Australier finden wir bei den uns bekannt gewordenen Tasmaniern nicht; der Schädel ist normal menschlich gewölbt. An den Augen fällt die enge Lidspalte auf. Der Nasenrücken ist tief eingesattelt; die Nasenlöcher der Breite der Nase entsprechend flach und quergestellt.

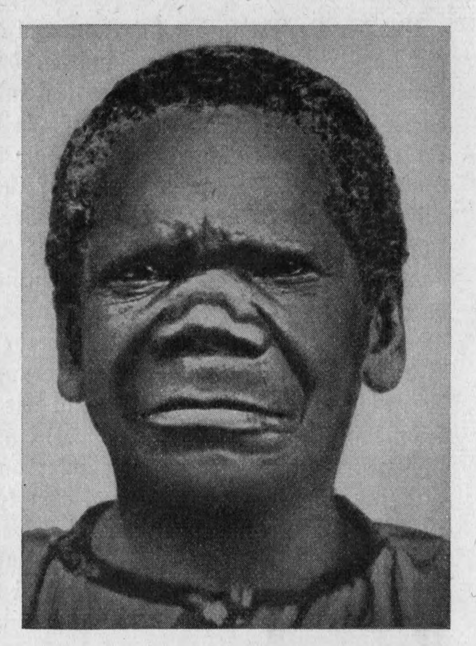


Abb. 37. Tasmanierin.

Der Mund war sehr groß, die Lippen aber nicht aufgeworfen; die Unterkiefer stark und massig. Die erhaltenen Photographien und Porträts zeigen scharfe Backenfalten bei kräftigen Backenknochen.

Das Haar war schwarz und — als besonderer Unterschied gegen die Australier — nicht wellig sondern kraus, dazu kam ein ebenso krauser starker Backen- und Kinnbart; auch die alte Frau hat Bartwuchs; die Bartform ist die der Melanesier. Auch die Hautfärbung war sehr dunkel; schwarz-braun. So wie uns die bildlichen Überlieferungen dieser durch europäische Schuld vertilgten Menschenrasse Auskunft geben, müssen wir sie als eine besondere, von allen anderen unterscheidbare Teilrasse auffassen. Das hat man früher auch getan; wir können aber nicht behaupten, daß das kleine Tasmanien allein als Heimat dieser Rasse in Frage kam. Da diese selbst im Grunde doch melanesisch bedingt war, läßt sich auch nicht angeben, wie weit auf den Inseln des Stillen Ozeans heutige Menschengruppen tasmanische oder melanesische Einflüsse zeigen; und andererseits wissen wir nicht, seit wann der eigentliche Tasmanier auf seinem Eiland isoliert war.

Ihre Sprache gehört zum melanesischen Kreis; obwohl das natürlich nicht immer für die Rasse ausschlaggebend ist, ist es bei der Nähe Australiens doch zu beachten.

Würden die Tasmanier noch leben, dann würden wir nach den Überlieferungen ihrer Entdecker vielleicht ihnen den Rang der primitivsten Kultur einräumen müssen. Wenn diese Kultur „eolithisch" genannt wird, ist das übertrieben; aber „altsteinzeitlich-paläolithisch" ließe sich rechtfertigen.

Die Tasmanier gingen ganz nackt — Tasmanien ist nicht tropisch oder subtropisch —; die Haare waren oft rot gefärbt, sonst fand sich wenig Schmuck oder Bemalung. Statt des australischen Bumerangs, der auf Tasmanien unbekannt war, hatten sie Wurfkeulen. Pfeil und Bogen gab es nicht, auch keinen Schild. Daß auf diesem Kulturzustand Ackerbau und Viehzucht fehlten, ist selbstverständlich; aber auch Töpferei war nicht bekannt. Ihre Bastboote und Rindenfloße, mit denen sie auf den Flüssen als Sammlernomaden lebten, sind kein Zeichen höherer Kulturstufe; Fische und Muscheln waren ihre Hauptnahrung.

Da ihre Steinwerkzeuge nur roh behauen waren, ist die Bezeichnung ihrer Kultur als altpaläolithisch in dieser Beziehung gerechtfertigt; die Fernwaffen — für ihre Speere war auch der Wurfstock im Gebrauch — kennzeichnen aber doch wieder eine höhere Stufe. Altpaläolithiker wie die Neandertaler kannte unsere Erde in der Jetztzeit nicht mehr. Und körperlich waren auch die Tasmanier keine Urmenschen!

Mit der Beziehung der Tasmanier zu dem großen melanesischen Rassenkreis war ein schwieriges Problem angeschnitten, das schon im Namen begründet liegt. Melas (griechisch) heißt schwarz und niger (lateinisch) bedeutet auch schwarz. Melanesier und Neger sind also „schwarze Menschen". Es ist natürlich kein Zufall, daß man für beide Rassen denselben Namen wählt und doch Worte verschiedener Sprache dafür benutzt. Sind Neger und Melanesier verwandt? Daß die einen heute in Afrika, die andern im Stillen Ozean wohnen, braucht kein Gegenbeweis zu sein, auch wenn sich andere Rassen dazwischen schieben. Heute lebt ein Tapir am Orinoko in Südamerika, ein anderer in Indien — Ozeane und Kontinente, die keinen Tapir mehr kennen, liegen dazwischen — und doch sind die beiden Tapirarten verwandt. Es gibt noch aufdringlichere Ähnlichkeiten mit Negern als gerade bei den Melanesiern — das Problem wird in den Untersuchungen über den Ursprung der Menschenrassen ausführlicher behandelt. Hier sei nur dazu gesagt: wenn wir eine gemeinsame Wurzel als urmelanide Südmenschheit (u. a. auch v. Eickstedt) einsetzen und von ihr die heutigen Neger und Melanesier als überlebende Ausläufer ansehen, dann ist das nur eine Hypothese, eine Annahme für eine Erklärung, aber keine Lösung des Problems. Die uns heute auffälligen Übereinstimmungen bei beiden Rassen müßten auch ohne engere Verwandtschaftsbeziehungen, als sie der ganzen Menschheit zukommen, zu erklären sein. Die Lage zum Äquator z. B. ist bei beiden Gruppen die gleiche.

6. Melanesier (Papua).

Neben der Bezeichnung „Melanesier" gibt es auch den Namen „Papua". Anthropologisch bilden aber beide eine Einheit; die Trennung bezieht sich nur auf Sprachen. Papua wird gesprochen im Osten und im Inneren Neu-Guineas; melanesisch spricht man auf ganz Neuguinea, besonders im Westen und an den Küsten und dann im ganzen melanesischen Archipel. Aber auch diese melanesische Sprache ist durch Mundarten so unterteilt, daß sie gegenseitig nicht verständlich sind. Darauf werden ja auch die ständigen Kleinkriege benachbarter Stämme mit zurückgeführt.

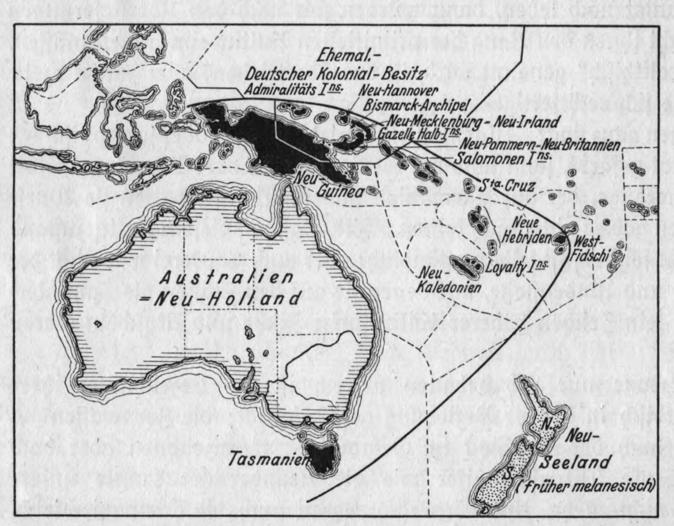


Abb. 38. Australien und Melanesien (schwarz getönt und mit Namen bezeichnet).

Vor der anthropologischen Beschreibung ist es angebracht, die zum melanesischen Rassenkreis gehörigen Inseln in geographischer Reihenfolge aufzuzählen, da vielfach auch die mehrfachen Namen für eine Insel Verwechselungen ergeben. Es ist nicht immer bekannt, daß Australien auch als

Neu=Holland bezeichnet wurde. Um den Kontinent ziehen sich die melanesischen Inseln im Norden mit Neu=Guinea beginnend im Bogen nach Osten herum, bis sie im Süden Australiens mit Tasmanien enden. Neu=Seeland gehörte früher auch zum melanesischen Formenkreis. Die Reihenfolge ergibt dann: Neu=Guinea mit den Luisiade=Inseln im Südosten; nördlich von Neu=Guinea: Admiralitäts=Inseln, Bismarck=Archipel, Neu=Hannover, Neu=Mecklenburg = Neu=Irland, Neu=Pommern = Neu=Britannien, im Osten daran die Gazelle=Halbinsel, Salomonen=Inseln, Santa=Cruz=Inseln, Neue Hebriden und die westliche Fidschi=Insel, Loyalty=Inseln, Neu=Kaledonien (Neu=Seeland früher melanesisch, jetzt polynesisch), (Tasmanien †). Deutscher Kolonialbesitz war das Gebiet von Nord= und Mittel=Neu=Guinea bis zum westlichen Teil der Salomonen=Inseln.

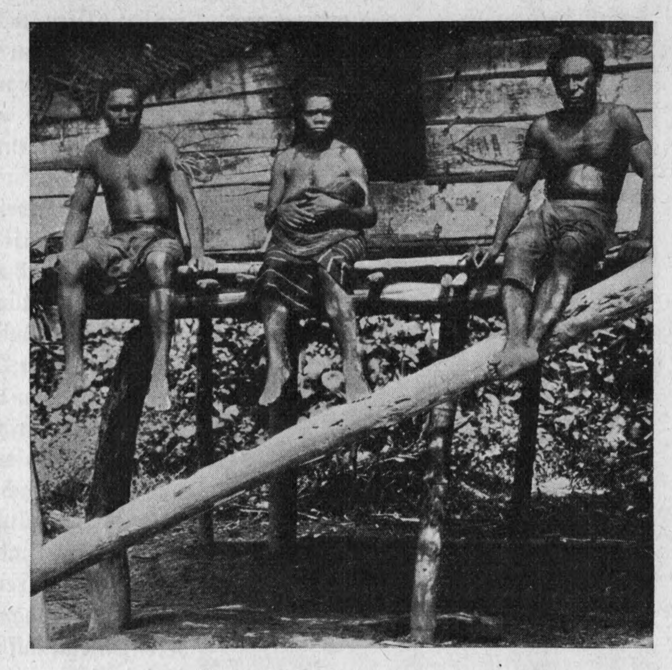


Abb. 39. Melanesier von Neu=Guinea.
Links Mann und Frau vom breitnasigen, rechts Mann vom schmalnasigen Typus.

Deutsche Forscherarbeit hat an der anthropologischen Aufklärung über dieses Melanesien besonderen Anteil. Wenn auch alle Melanesier eine große Rasseneinheit bilden, so unterscheidet man doch zwei Typen, die aber nicht mit der Trennung in Papua und Melanesier zusammenfallen; man könnte heute sogar besser von drei anthropologischen Formen sprechen.

Das beste Unterscheidungsmerkmal der beiden Haupttypen ist die Nasenform; danach haben wir einen urtümlichen Typus mit zwar gerader, aber kurzer und breiter Nase und daneben eine höhere Form mit schmaler, hochrückiger und oft jüdisch (besser orientalisch) gebogener Nase. Auch hierzu können breite Nasenflügel treten. Die Ähnlichkeit mit einzelnen Judenphysiognomien ist auffallend — ein Zeichen, daß ähnliche Bildungen bei gemeinsamer Rassengrundlage, aber ohne direkte Stammesverwandtschaft auftreten.

Natürlich lassen sich diese beide Typen nicht immer sicher abgrenzen; und daran sind nicht nur Vermischungen schuld, sondern im starken Maße auch eigene Veränderlichkeit, die besonders bei urtümlichen Formen vorherrscht. Hier wird diese Eigenausbildung noch unterstützt durch die Verteilung auf einzelnen Inseln, die die Entstehung mancherlei Varianten unterstützen. Eine Einteilung nach der Nasenform ist deshalb gar nicht immer möglich und anthropologisch auch nicht bedeutungsvoll.

Schließlich haben die letzten deutschen Expeditionen auch das Vorhandensein eines dritten Typus bestätigt, der sich wesentlich von den andern unterscheidet. Das sind die

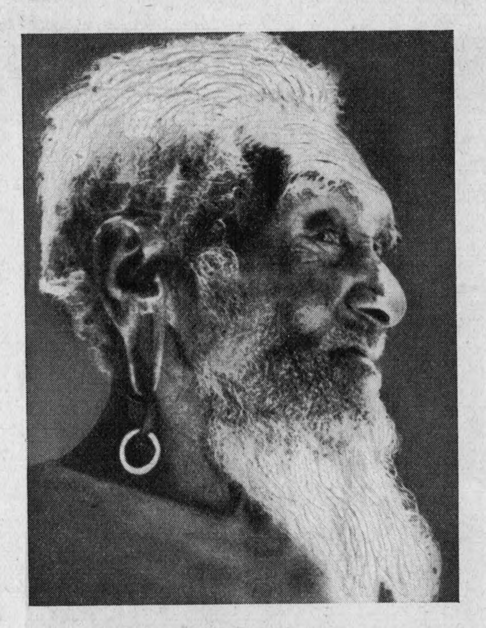


Abb. 40. Melanesischer Priester.

melanesischen Kleinwüchsigen oder Zwerge. Daß im melanesischen Formenkreis echte Pygmäen vorkommen, ist für das ganze noch zu besprechende Pygmäenproblem von größter Bedeutung.

Wir beschreiben zuerst den primitiven, breitnasigen Typus (Palaemelaneside nach v. Eickstedt). Sein Verbreitungsgebiet umfaßt besonders das Innere Neu-Guineas, die Salomonen, Santa Cruz, die Neu-Hebriden, Loyalty-Inseln und Neu-Kaledonien. Hier finden sich wohl die gröbsten Formen, über die Loyalty-Inseln nach den Neu-Hebriden und weiter nach den Salomonen verfeinert sich der Typus mit der Entfernung von Australien und der Annäherung an den polynesischen Kreis. Reste dieser Palaemelanisiden haben wir aber auch auf den anderen Inseln; auf dem Bismarck-Archipel, den Admiralitäts-Inseln und bei den kleinen Bainingleuten auf der Gazelle-Halbinsel.

Bei der schon genannten Variabilität dieser Menschen müssen alle Angaben über Körpermaße und -merkmale schwankend sein. Für die Körperhöhe des breitnasigen Melanesiers finden wir Zahlen von 145 cm bis 185 cm (nur für Männer); als Mittel ergibt sich aber auf allen Inseln eine Größe von 166—167 cm, also „mittelgroß". Die Frauen sind etwa 10 cm kleiner, wie es normalen Verhältnissen entspricht.

Der Kopfindex schwankt nicht so sehr. Melanesier sind langköpfig; wir haben Indizes meistens zwischen 72 und 78. Der Melanesierschädel ist so charakteristisch gebaut, daß er leicht von allen anderen Rassen zu unterscheiden ist. Am meisten Ähnlichkeit hat er noch mit dem Schädel der Australier, dagegen gar keine Beziehung zum Neger. Große Knochenstärke schafft dicke Überaugenwülste und Hinterhauptsprotuberanzen; dazu schmale Stirn und an den Seiten des schmalen langen, dachförmigen Schädels starke Schläfenlinien. Das Gesichtsskelett mit den tiefliegenden Augenhöhlen erscheint trotz modern-menschlicher Ausbildung primitiv, wozu bei vorhandener Kinnbildung das starke Gebiß besonders beitragen mag.

Das Gesicht hat auch beim Lebenden mit seiner breiten und niedrigen Form einen meist wilden und rohen Ausdruck (siehe Abb. 37). Melanesier übertreffen darin sicher alle anderen Menschen-

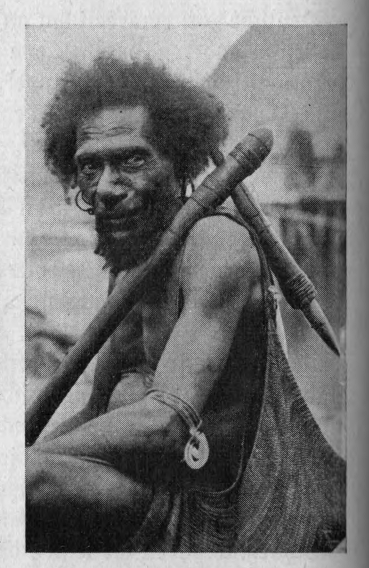


Abb. 41. Breitnasiger Melanesier.

rassen, auch die Australier, die bei aller Urtümlichkeit immer etwas uns Vertrautes erkennen lassen.

Die tief eingesattelten, zwar geraden aber kurzen und an den Flügeln dicken und breiten Nasen können wohl die schrecklichsten Formen innerhalb der Menschheit erreichen. Dem entspricht auch der große Mund mit dicken Lippen. Und was die Natur allein noch nicht erreicht hat, wird durch künstliche Verunstaltungen und Verzierungen noch unterstrichen.

Die Kopfbehaarung von dunkelbrauner, nicht selten kastanienfarbener Tönung ist kraus und so dicht, daß sie abgeschoren als Perücke zusammenhaftet. Auch die Bartbildung ist stark wie bei der mittleren Linie Europas, die Körperbehaarung nicht so sehr — jedenfalls werden die Melanesier darin von Australiern und anderen Rassen der „mittleren Linie" übertroffen.

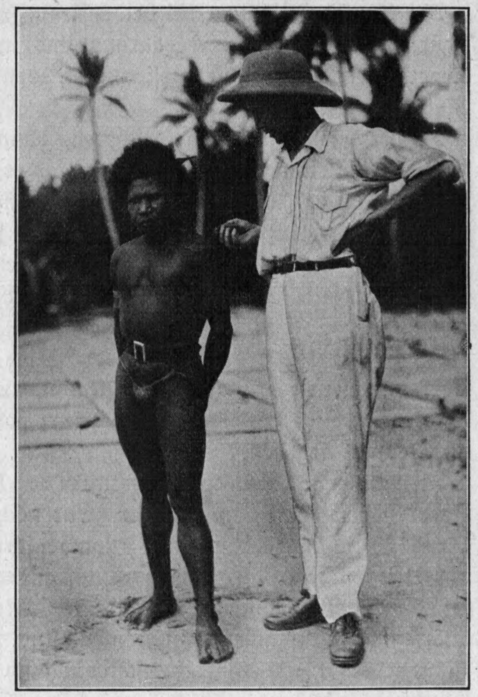


Abb. 42. Melanesischer Zwerg mit Colin Roß.

Die Hautfarbe ist sehr dunkel; daher stammt ja auch die geographische Bezeichnung „Melanesien", das Land der schwarzen Menschen. Auch die Lippen werden von dieser dunklen Tönung betroffen.

Die ganze Gestalt ist bei ihrer Mittelgröße doch plump und untersetzt; Arme und Beine erscheinen kurz. An den Füßen fällt die Verbreiterung der Zehen auf.

Diesem urtümlich wilden Typus steht die höhere *schmalnasige* Form als moderner Mensch gegenüber (Neo-Melanesier). Es sind schlanker gebaute Leute, im ganzen auch höher gewachsen, die niedrigen Maße der Breitnasigen fehlen; Gestalten von 170—177 cm (also übermittelgroß bis groß) können als Durchschnitt bei den Männern gelten. Die Frauen sind oft erheblich kleiner, nicht größer als die der Breitnasigen. Auch die schmale Nase, die dem Typus den Namen gibt, ist bei Frauen nicht so charakteristisch. Für den knöchernen Schädel gelten dieselben Angaben wie für die Palaemelanisiden; es sind also besonders die Weichteile des Gesichtes, die den höheren Typus kennzeichnen. Die Hautfarbe ist oft heller, wobei nach Osten hin aber auch an polynesischen Einfluß zu denken ist. Die höhere Körpergröße wird durch längere Beine erreicht. Beide Typen bilden also nicht nur alle möglichen Übergänge, sondern sind auch so untereinander vermischt, daß auf den kleinsten Inseln beide nebeneinander vorkommen.

Als Melanesier sind sie unverkennbar und nicht mit Negern zu verwechseln. Der Körper des Melanesiers ist im ganzen kleiner, auch die Gliedmaßenproportionen sind anders. Die überlangen Beine mancher Neger kommen in Melanesien nicht vor. Ebenso wie der Schädel des Melanesiers ist auch der des Negers gut zu erkennen; obgleich beide lang sind, bestehen ganz klare Unterscheidungsmerkmale.

Das Kopfhaar ist zwar bei beiden kraus, aber beim Melanesier lang im einzelnen Haar; Bart und Körperbehaarung sind melanesische Kennzeichen. Aufgeworfene Negerlippen hat der Melanesier nicht, wenn auch sein Mund schon manchmal ein Maul ist.

Ist der Melanesier kurz geschoren, dann können bei Porträtbildern dem Beschauer wohl einmal Zweifel kommen, ob er es mit einem Neger oder Melanesier zu tun hat, so daß die Versuche, beide Rassen doch irgendwie stammesgeschichtlich zusammen zu bringen, nicht unverständlich sind. Aber trotzdem spricht nichts gegen selbständige Rassenzweige, die natürlich einmal aus einem gemeinsamen Stamm entsprossen sein müssen, wie alle Menschen, die jemals unsere Erde bewohnt haben.

Als dritter Typus kommen also noch die melanesischen Zwerge dazu. Ihr Vorkommen war sozusagen eher geahnt, als wissenschaftlich festgestellt (1899 durch Krieger); zuletzt hat Neuhauß noch kurz vor dem Kriege diese Pygmäen untersucht und bekannt gegeben.

Kleinwüchsige haben wir schon unter den Bainings auf der Gazellen-Halbinsel. Die Körperhöhen der Männer liegen zwar noch etwas über 150 cm, für Frauen wird 143—146 cm angegeben. Echte Pygmäenformen sind das also nicht. Aber besonders auf Neu-Guinea, sicher aber auch auf anderen Inseln gibt es Menschenformen, die als Zwerge bezeichnet werden müssen. Neuhauß gibt mehrere Merkmale an, die auch sonst für Pygmäen kennzeichnend sind. Sie sind nicht nur kleinwüchsig (auch die Männer unter 150 cm hoch), sondern auch ihre Körperproportionen sind dementsprechend: also langer Rumpf und kurze Gliedmaßen; Hände und Füße sind klein und zierlich. Zwischen ihren langköpfigen großen Nachbarn sind sie kurzköpfig; auch ihre Ohren sind kurz und breit, die Ohrläppchen angewachsen. Vor allen Dingen findet sich auch das auffallende Pygmäenkennzeichen, die konvex gewölbte Oberlippe.

Es muß hier auch auf die später folgende Pygmäenbeschreibung hingewiesen werden. Bedeutsam ist, daß diese Kleinwüchsigen auf den melanesischen Inseln selbst Melanesier sind. Daß ihr Haar neben dunkelbraun auch rotbraun ist, trifft nicht für sie allein zu. Mit den nächstwohnenden Zwergformen, den Negritos auf den Philippinen, haben sie weder körperliche, noch sprachliche oder kulturelle Beziehungen. Sie sind jedenfalls mit ein Beweis dafür, daß Pygmäenbildungen bei verschiedenen großwüchsigen Rassen — polygenistisch — entstehen können, und daß nicht Pygmäen wegen ihrer Wuchsform untereinander verwandt sein müssen.

Die Frage, welche Stellung diese Pygmäen unter den Melanesiden stammesgeschichtlich einnehmen, berührt wieder das ganze Pygmäenproblem und wird dort mit erörtert. Es kann jedenfalls nicht bewiesen werden, daß die Zwerge als Reste einer urtümlichen Unterrasse anzusprechen sind, also als Ahnenform der normalwüchsigen Bevölkerung. Als Abweichungen vom Durchschnittstypus können sie jederzeit entstanden sein; daß sie dann von körperlich überlegenen Nachbarn in Rückzugsgebiete gedrängt werden und dort auch kulturell zurückbleiben, ist verständlich.

Schließlich muß noch etwas über die Gesamtkultur der Melanisiden gesagt werden. Diese Kultur ist verhältnismäßig einheitlich und steht weit über der der Australier. Die Bezeichnung „Hoch-Neolithikum" (also Blüte der jüngeren Steinzeit) trifft sehr gut zu. Ihre Steinwerkzeuge sind geschliffen, nicht nur behauen; dazu kommt Töpferei,

Hausbau — auch Pfahlbau, Haustierhaltung, Ackerbau als Hackbau, Dorfsiedlungen und feste Weganlagen.

Als Waffen sind Bogen, Speer, Wurfholz, Keule und Schleuder bekannt. Dolche werden aus Kasuar- und Menschenknochen hergestellt und — wie wohl aus Bildern bekannt — unter den Armring gesteckt getragen. Metall fehlte natürlich diesen Jungsteinzeitleuten.

Durch Kannibalismus und Kopfjagden sind die Melanesier ja als „Menschenfresser" verrufen, wozu ihr Äußeres wohl nicht wenig beiträgt; sonst steht ihre Kultur in künstlerischer Betätigung auf hoher Stufe..

Kunstvolle Schnitzereien und Malereien werden in reichem Maße angefertigt; ebenso Schmuck am Körper und an Gebrauchsgegenständen. Musik und Tanz, Maskerade und Zauberei stehen in hoher Blüte. Erwähnt wurden schon die Eingriffe zur Verschönerung — wir sagen Verunstaltung — des eigenen Körpers. Schädeltrepanationen — Eröffnungen der Schädeldecke mit Muschelschalen — zu medizinischen Zwecken werden kunstvoll und erfolgreich ausgeführt. Auf den Neuhebriden und in Neu-Pommern sind absichtliche Kopfdeformationen, ähnlich wie im Alten Amerika, besonders häufig.

7. Pygmäenproblem.

Das Pygmäenproblem mußte bereits zweimal berührt werden. Einmal bei der Besprechung der Weddiden, dann bei den Melanesiden auf Neu-Guinea. Jetzt haben wir an zwei größeren Gebieten der Erde die Frage nach der Herkunft der zwergwüchsigen Menschen: in Südostasien die Negritos und im Inneren Afrikas die eigentlichen Pygmäen.

Es ist nun — besonders durch Missionspater W. Schmidt — die Hypothese aufgestellt worden, daß diese Zwerge die urtümlichsten heute noch lebenden Menschen seien. Wir hätten nach unserem Plan dann also statt der Australier mit den Pygmäen Afrikas an unterster Stelle beginnen müssen. P. Schmidt schließt dann weiter: weil die Pygmäen ihrem Körperbau nach fertige, moderne Menschen sind, könne die Menschheit nicht von urmenschlichen und besonders nicht von menschenäffischen Ahnen abstammen. Zur Bestätigung ihrer vollmenschlichen Geisteshöhe wird noch ihr sittlicher Hochstand, ihr friedliches Gemeinschaftsleben u. a. m. herangezogen.

Dieser Ansicht gegenüber stehen andere Theorien, nach denen die Pygmäen Kümmerformen der Menschheit oder geschlechtsreif gewordene Kinder seien. Andererseits werden sie einfach als Varianten, als durch Domestikation entstandene Abänderungen der normalen Menschenform (E. Fischer) angesehen; oder auch nur als Rassenveränderungen, die an verschiedenen Orten wie bei jeder Tiergattung vorkommen können. In dieser Hinsicht ist, mit einigen Tiergattungen, z. B. der Katzengattung Felis, verglichen, die Abweichung in der Größe noch nicht einmal sehr beträchtlich.

Die erste Annahme, nach der die Pygmäen in die Jetztzeit überlebende Urmenschen seien, scheidet aus. Jeder anatomische und anthropologische Vergleich zeigt, daß auch die Zwerge wie alle anderen heutigen Rassen den gemeinsamen Weg der Menschheitsentwicklung hinter sich haben. Es bleiben dann aber doch noch Fragen, die nur streng wissenschaftlich zu lösen sind.

Als vermittelnde Ansicht könnte die gelten, daß man die Pygmäen der ganzen Erde als Nachkommen einer gemeinsamen Frühstufe der Menschheit, die sich aber ebenfalls zum Homo sapiens entwickelt hat, ansieht. Dann wären sie einheitlich, monophyletisch, entstanden. Das würde aber doch ein sehr hohes stammesgeschichtliches Alter voraussetzen. Wir hörten schon, daß zuviel dagegen spricht. Die australische Rasse ist bei jedem Vergleich urtümlicher. Es ist auch nicht nötig, für die Frühstufe echter Menschen den Zwergwuchs anzunehmen. Wenn auch die menschenäffischen Vorläufer der Menschheit sicher die Größe heutiger Schimpansen kaum übertrafen, dann war doch schon die Pithecanthropus- und später die Neandertalstufe im männlichen Geschlecht etwa 160 cm hoch. Es spricht eher alles dafür, daß durch irgendeine — es soll hier nicht erörtert werden: welche? — Abänderung der Mensch auch wieder zur Pygmäengröße herabgehen konnte, ebenso wie er durch die entgegengesetzte Änderung zum „Riesenwuchs" kam.

Pygmäen sollen im männlichen Geschlecht höchstens 150 cm, im weiblichen höchstens 140 cm groß sein. Riesenmänner sind 200 cm hoch. Der Spielraum ist also gar nicht so sehr groß, wenn es auch normale Zwerge und normale Riesen gibt, die diese Maße nach unten wie nach oben hin noch überschreiten. Bei den afrikanischen Pygmäen wird zu berichten sein, daß unter ihnen Gestalten oder besser Physiognomien anzutreffen sind, die sich wirklich als „urtümlich" bezeichnen lassen.

Bei den melanesischen Zwergen haben wir schon gesehen, daß sie nur als kleine Melanesier, nicht aber als Negrito- oder Pygmäenverwandte aufgefaßt werden können. Auch in der mongolischen Hauptrasse gibt es Kleinwüchsige; da hier aber die Körperentwicklung der gesamten Rasse zur Kleinheit neigt, ist es auch nicht berechtigt, die kleinsten Formen mit Pygmäenverwandtschaft in Beziehung zu bringen. Daß wir nicht in der Lage sind, bei der weißen Hauptrasse vom Auftreten von Pygmäen zu sprechen, soll dort gesagt werden.

Es ist demnach heute wohl kaum noch anders möglich, als die Entstehung der Zwergformen innerhalb der Menschheit polygenistisch anzunehmen.

Es könnte also auch in urgeschichtlichen Zeiten noch andere Pygmäenrassen gegeben haben, aber unsere Kenntnisse darüber sind zu gering, um etwas behaupten zu können — das gilt auch für die beiden zwergwüchsigen Skelette aus der Jüngeren Steinzeit von Schweizersbild. Andererseits wäre es ja auch nicht ausgeschlossen, daß unter irgendwelchen Einflüssen zu jeder Zeit Mutationen zum Pygmäen-Wuchs eintreten konnten.

8. Negrito (Andamanesen, Semáng, Negrito-Aëta).

Zum dunklen Teil der mittleren Linie müssen wir also auch die Negrito rechnen, wenn auch gerade bei ihnen manche Merkmale so an die „schwarze Linie" erinnern, daß ihr Name wohl berechtigt erscheint. Drei Gruppen werden bei ihnen unterschieden, die auch geographisch keine Berührung haben.

1. Die Andamanesen auf den Inseln Groß- und Klein-Andaman (britischer Besitz) im bengalischen Meerbusen zwischen Vorder- und Hinterindien.
2. Die Semáng auf der Halbinsel Malakka an der Südspitze Hinterindiens.
3. Die eigentlichen Negrito (auch Aëta) auf den Philippinen-Inseln im Stillen Ozean (Siehe Karte 7 [Abb. 59]).

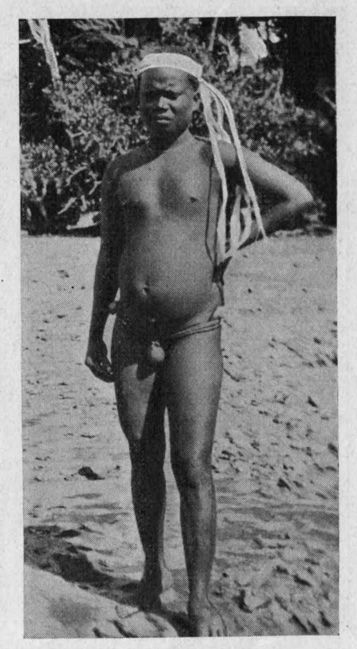


Abb. 43. Ongi-Mann von der Insel Klein-Andaman.

Vielleicht lassen sich auch auf Hinterindien selbst weitere Spuren feststellen; auch von den großen Sundainseln Sumatra und Borneo kommen gelegentliche Berichte von der Existenz pygmäenhafter Menschen. Da alle Zwerge heute nur in Rückzugsgebieten wohnen, ist eine frühere weitere Verbreitung und damit ein gelegentliches Auftreten außerhalb der drei genannten Gebiete möglich.

Wenn man auch an der polygenistischen Entstehung der Zwergrassen festhält, so ist an mancher verblüffenden Ähnlichkeit zwischen Negern und Negritos doch nicht vorbeizukommen. Negrito heißt ja „Negerchen" und auch „Aëta" bedeutet „Schwarze". Dabei darf aber auch nicht übersehen werden, daß dieses negerhafte Aussehen uns in dem ganzen von Malaien bewohnten Archipel entgegentritt. Darauf ist bei der Besprechung der Malaien zurückzukommen.

Andamanesen. Sie bilden die westliche Gruppe der asiatischen Zwergmenschen, abgeschlossen auf den Andamanen-Inseln. Zuletzt — man kann sagen: noch zu rechter Zeit — hat sie v. Eickstedt auf seiner Indienexpedition untersucht. Er fand auf Groß-Andaman noch 100 (hundert) Personen; 1858 waren es noch 6000; die Zahl auf Klein-Andaman schätzt v. Eickstedt auf 350 Köpfe. Von „Volk und Rasse" kann man da also kaum noch sprechen; die geringe Zahl ändert aber natürlich nichts an ihrer anthropologischen Bedeutung. Die Beschreibung kann die Bewohner beider Inseln zusammenfassen.

Die Körpergröße der Männer liegt zwischen 146 und 149 cm, die der Frauen beträgt durchschnittlich 138—139 cm. Wie alle Zwergwüchsigen sind auch die Andamanesen rundköpfig, der mittlere Kopfindex beträgt 81—83. Der Gehirnrauminhalt beträgt beim Mann etwa 1280 ccm, bei der Frau 1150 ccm. Scheitel- und Stirnbeinhöcker geben der Kopfform ein kindliches Aussehen; das Gesicht ist mittellang, die Nase mäßig breit und gerade, stumpf und etwas aufgestülpt. Die Nasenwurzel ist flach. Da außer den Stirnhöckern auch breite Unterkieferwinkel vorhanden sind, wird der Umriß des Gesichtes viereckig. Der Gesichtsausdruck ist im allgemeinen ihrem Gemütszustand entsprechend freundlich-kindlich. Nicht pygmäenhaft ist bei ihnen die normal-konkave Oberlippe; bei großem Mund sind sonst die Lippen mitteldick, nicht gewulstet. Auch Augen und Ohren sind groß. Das Haar ist schwarz und negerartig kraus, sogar bis zur engen Pfefferkornform.

Die kräftigen, schlanken Gestalten zeigen aber trotz ihres Zwergwuchses keine kindlichen Proportionen; das Verhältnis von Rumpf- und Gliedmaßenlängen ist das von Erwachsenen. Ein weiterer Unterschied gegen die afrikanischen Pygmäen besteht in der zwar sehr dunkel getönten, aber völlig glatten Haut. Dagegen trifft man bei den Frauen Fettsteißbildung, die sehr an Afrika erinnert. Diese Steatopygie wird bei den Andamanesinnen beim Tragen der Kinder und auch (nach v. Eickstedt) beim Tanzen benutzt, indem die Füße dabei nach rückwärts so hoch geschleudert werden, daß die

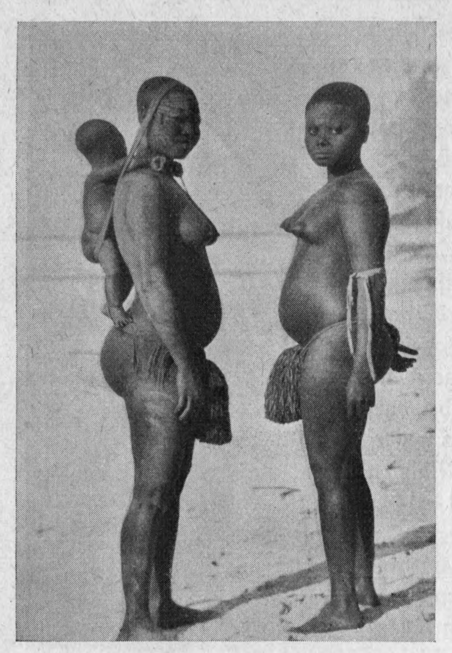


Abb. 44. Frauen von Klein-Andaman.

Fußsohlen auf dem Gesäß den Takt schlagen. Im ganzen hat man bei den Andamanen-Negritos den Eindruck von kleinen, zierlichen Erwachsenen, nicht von pygmäenhaften Zwergformen, erst recht nicht von „urtümlichen" Menschheitsresten.

Ihre Zierlichkeit und Freundlichkeit hinderte aber nicht, daß sie jahrhundertelang jeden Fremdling, der an ihre Küste kam, vernichteten. Das nachdrückliche Verbot dieser Angewohnheit durch die englische Regierung führte zu dem Ziele, daß sie, die Andamanesen selbst, in kurzer Zeit auf so wenige Individuen zurückgingen und daß sie bald aufgehört haben werden zu existieren. Groß-Andaman ist jetzt englische Strafkolonie, deshalb ist der besonders starke Rückgang der Eingeborenen hier verständlich.

Die Klein-Andamanesen, die „Ongi" sind deshalb auch primitiver geblieben; ihr Gesicht ist runder, die Gestalten sind weniger grazil, während auf Groß-Andaman fortschrittlichere, oft europäisch anmutende Formen zu finden sind. Vermischungen konnten hier nicht ausbleiben.

Die Kultur der Andamanesen ähnelt der der Wedda; sie leben in einfachen Hütten. Jagd und Fischfang — mit Pfeil und Bogen — ist ihr hauptsächlichster Nahrungserwerb.

S e m á n g. Als zweite Gruppe, nach Osten fortschreitend, kommen dann die S e m á n g auf der Halbinsel M a l a k k a. Wir mußten sie schon bei den — ebenfalls Malakka bewohnenden — Sakai erwähnen. Ähnlichkeiten und auch Vermischungen liegen vor, z. B. in der Hautfarbe und auch in der Körpergröße (die Sakai sind ja ebenfalls nicht groß), aber es gibt doch deutliche Unterschiede, nach denen die Semáng als pygmoide Rassengruppe für sich stehen.

Reine Zwergformen sind sie aber

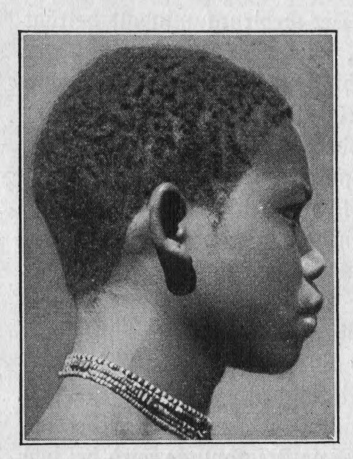


Abb. 45. Negrito von Malakka.
Semáng-Jüngling.
(Man beachte die Neger-Ähnlichkeit.)

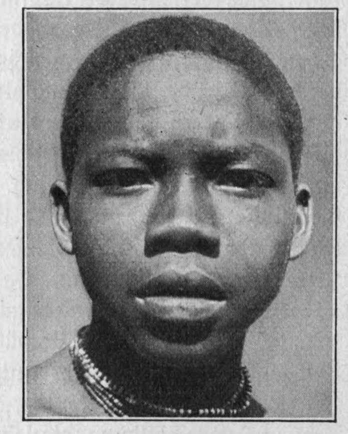


Abb. 46. Negrito von Malakka.
Semáng-Jüngling.
(Man beachte die Neger-Ähnlichkeit.)

nicht. Die Männer werden auch über 150 cm groß (151—152 cm) und die Frauen ebenso viel über 140 cm. Dabei sind sie schwach-rundköpfig (Index um 80); das Haar ist negerähnlich kraus bis feinspiralig.

Besonders negerhaft ist aber der Gesichtsausdruck, vor allem durch oft sehr dicke und aufgeworfene Lippen hervorgerufen. Dazu kommt die kindlich — ebenfalls negerhaft — steile Stirn und eine breite und flache Nasenwurzel. Auch ein schwaches Vorstehen der Mundpartie — Prognathie — paßt dazu, sowie große und weit offene Augen; trotzdem müssen wir alle Merkmale als Sonderbildungen auf einer urtümlich-weddiden Unterschicht ansehen, so daß ihre Stellung zur mittleren Linie gerechtfertigt ist.

Nach Pater Schebesta beträgt ihre Kopfzahl etwa 1450; bei den Übergängen zu den Sakai läßt sich Genaueres nicht angeben. Verschiedene Namen für einzelne Gruppen (u. a. auch Orang Utan = Waldmenschen) haben keine anthropologische Bedeutung. Es läßt sich höchstens eine Zweiteilung, geographisch auf den Südosten und Nordwesten der Halbinsel bezogen, vornehmen. Ihre Kultur ist wieder weddaähnlich und primitiv. Sie sind Waldnomaden, die wandernd unter hinfälligen Windschirmen wohnen und keinen eigentlichen Hausrat kennen. Blumen dienen als einfachster Schmuck. Wie immer bei so einfachen Lebensbedürfnissen, sind ihre sittlichen Gewohnheiten gut. Betrug und Diebstahl kommt nicht vor, da kein Anreiz dazu da ist.

Negrito. Schließlich haben wir auf den östlichen Inseln des Archipels, den Philippinen, die eigentlichen Negrito; auch als „Negrito del Monte" (Bergnegerchen) oder als Aëta (Schwarze) bezeichnet.

Die Philippinen, mit ihren Hauptinseln Luzon und Mindanao bilden einen eigenen Archipel von über 2500 kleinen Inselchen, dazu kommen etwa 400 größere; es ist verständlich, daß bei einer solchen Verteilung und Verzettelung einer Menschenrasse in einem Gebiet stärkster Fremdenüberflutung reine Formen kaum abzugrenzen sind. Von etwa 60000 Negritos im weiteren Sinne sind kaum 10000 wirklich als Negritos anzusehen; immerhin sind sie also doch die zahlreichsten aller südostasiatischen Zwergrassen, besonders wenn man schwer zu erfassende Reste einiger Bergstämme oder kleinster Inseln noch mit dazu nimmt.

Wie schon ihr Name andeutet, finden wir bei den Negritos wirklichen Zwergwuchs. Für die Männer werden Körpergrößen von 146—148 cm genannt, für Frauen im Mittel 138—139 cm. Die Kopfformen sind noch runder als bei den anderen Stämmen; die Indizes liegen zwischen 82 und 85. Das Gesicht ist manchmal negerähnlich; in anderen Fällen erinnert es auch an Melanesier, was ja nicht verwunderlich ist; eingesattelte Nasen mit breiten Flügeln, dicke — manchmal auch gewulstete — Lippen. Das Kopfhaar ist dicht-kraus, Barthaar und Körperhaar fehlt. Sehr dunkle Hautfarbe gab ihnen ja ihren Namen. Ihre Kultur ist ähnlich wie die der anderen Negritos. Auffällig ist, daß die Philippinennegritos trotz ihrer eigenartigen Heimat keine Seefahrt, keine Schiffe kennen; und daß noch nicht einmal Sagen davon überliefert sein sollen.

Fassen wir die asiatischen Zwergvölker zusammen, so stehen sie alle kulturell tief unter den vorher besprochenen Melanesiern, aber nicht körperlich. Urtümlichere Körperformen finden wir auf Neu-Guinea und im melanesischen Archipel; zur Wiederherstellung eines Vorfahrenbildes aus der Urmenschenzeit können uns die Zwerge Südostasiens wenig oder nichts sagen. Das muß festgestellt werden, wenn wir den Kern des Pygmäenproblems bei den eigentlichen Pygmäen Afrikas berühren.

Schwarze Linie.

9. Afrikanische Pygmäen.

„Pygmäen“ bedeutet Fäustlinge, Faustmännlein; wir würden sagen „Däumlinge“. Mit dem Namen „Faustmännchen“ ist Gestalt und Herkunft bestimmt. Die Sagen über diese Leute gehen auf Homer und Hesiod zurück; Herodot und später im alten Rom Plinius, Ovid und andere Dichter und Schriftsteller haben von ihnen berichtet. Sie sprachen von sagenhaften Zwergvölkern, die im Inneren Afrikas leben sollten. Aus der Sage wurde durch die Berichte von Aristoteles Geschichte, die Heimat und Leben der Zwerge gut beschrieb.

Aber für das moderne Europa blieb die Geschichte Sage, auch als nach 1600 genauere Darstellungen darüber zu uns kamen. So sah denn 1870 Schweinfurth zum ersten Male einen Pygmäen am Hofe des Monbutukönigs „Munsa“, 23 Jahre später brachte Stuhlmann den ersten echten Zwerg nach Europa.

Negerzwerge, die man heute häufiger bei Negerschaustellungen bei uns sieht, sind keine Pygmäen, sondern Zwergkrüppel. Wirkliche Pygmäen aus den Kongowäldern Afrikas wird man so leicht hier nicht zu sehen bekommen. Der Name „Pygmäen“ ist aber ursprünglich nur für diese „Faustmännchen“ gegeben worden und sollte deshalb heute auch allein für sie angewandt werden. Ihnen galt zunächst auch die Frage, ob sie vielleicht die ältesten Urmenschen seien, die heute noch unsere Erde trägt. Und wenn diese Frage im ganzen auch zu verneinen ist, so zeigt uns eine Besichtigung dieser Pygmäen doch, daß Typen bei ihnen vorkommen, die anthropologisch manches Rätsel aufgeben. Heute haben wir durch prachtvolle Filme ja Gelegenheit, uns wenigstens einen Ersatz für persönliche Besichtigungen zu verschaffen. Erinnert sei an den Expeditionsfilm „Congorilla“, der uns Pygmäen in reichhaltigster Weise vorführte.

Daß die Pygmäen, die durchaus nicht gering an Zahl sind, so lange „unentdeckt“ bleiben konnten, lag an ihnen selbst, weil sie sich — ähnlich wie die Andamanenzwerge — ängstlich von jeder Berührung mit ihren schwarzen Nachbaren und erst recht gegen Fremde abschlossen. Mit ihnen blieb ja auch das größte Säugetier, das zuletzt (1901) uns bekannt wurde, verborgen, das Okapi — die Urwaldgiraffe. Und ohne Hilfe der Pygmäen wäre uns auch die Bestätigung dieser späten Entdeckung nicht so leicht geglückt. Jetzt wird die Zeit, in der Pygmäen zum ersten Male einen Weißen sehen, bald vorbei sein. Sumpf und Urwald, die die Faustmännchen vor Besuchern schützten, sind kein dauerndes Hindernis mehr für Auto und Flugzeug. Mit dem Eindringen des Europäers in den Zwergenurwald wird auch die angeborene Feindschaft zwischen Pygmäen und Negern schwinden; eine Fehde, die trotz mancher Verluste auf seiten der Däumlinge im ganzen doch ihren Bestand erhalten hat.

Heute noch wissen wir über die Sprache der Pygmäen nichts, da sie im Verkehr mit Fremden nur deren Sprache benutzen und ihre geheim halten. Auch dieses Mittel zur

Absonderung wird sich nicht durchführen lassen; und der gefürchtete Giftpfeil der Zwerge, aus dem Hinterhalt abgeschossen, wird nicht mehr benutzt werden können, um einen einzigartigen Menschheitstypus auf der Erde zu erhalten.

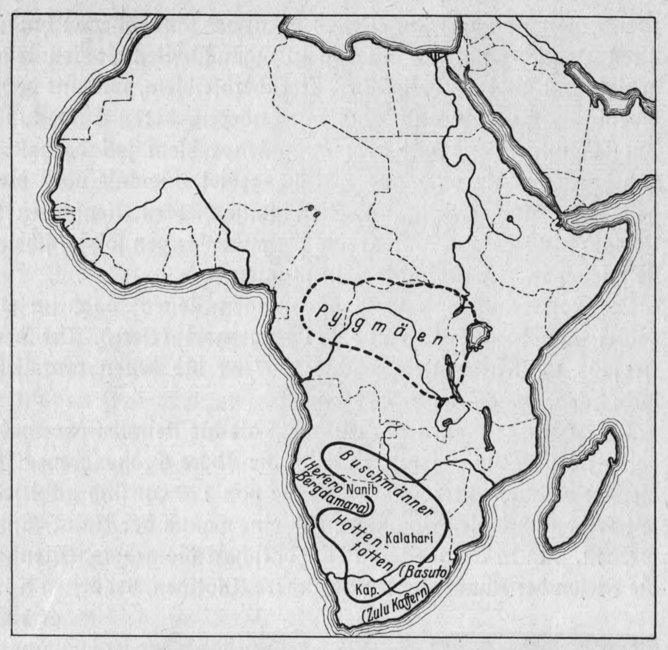


Abb. 47. Pygmäen und Khoisaniden im Innern und im Süden Afrikas.

Heute schätzt man ihre Zahl auf etwa 80000; die Schätzung ist möglich, da Vermischungen nicht viel vorkommen. Alle Pygmäen sind auch von ihrer stammesgeschichtlichen Zusammengehörigkeit überzeugt, da sie selbst den Unterschied zwischen sich und den Großnegern kennen und empfinden.

Wenn nachher auch bestätigt werden muß, daß das physiognomische Aussehen der Urwaldzwerge anthropologisch durchaus nicht einheitlich ist, so besteht doch kein Zweifel, daß dieser Sonderzweig menschlicher Rassenbildung auf die „schwarze" Entwicklungslinie zu setzen ist. Und daran knüpft sich wieder das heute noch bestehende Pygmäenproblem.

Wenn wir die Einheitlichkeit der zwergwüchsigen Menschenrassen als unbeweisbar hinstellen oder gar ablehnen, dann bleibt doch die Frage, wie die afrikanischen Pygmäen stammesgeschichtlich zur großen Negerrasse stehen, ob sie wenigstens für diesen Rassenzweig als primitivste überlebende Vorstufe gelten oder auch hier nur eine oder gar eine mehrfache Variante der Entwicklung bilden. Dabei können die Pygmäen nicht für sich allein betrachtet werden, weil wir in Afrika noch eine andere Gruppe Zwergwüchsige, die Buschmänner, zu berücksichtigen haben.

Schließlich muß die ganze Frage vorgeschichtlich — wenn nicht gelöst — so doch begründet werden. Dazu sei wieder auf die zitierte Arbeit über die Entstehung der Menschenrassen verwiesen. Einen Beleg für eine zwerghafte Urmenschheit in Afrika, aus der erst der eigentliche Neger entstand, haben wir vorgeschichtlich, also durch Funde fossiler Menschenreste, nicht; beide, Neger und Zwerge, müssen bisher als stammesgeschichtlich gleichaltrig angesehen werden, zumal ihre Entstehung überhaupt noch als fraglich betrachtet werden kann.

Die eigentlichen Urwaldpygmäen Afrikas haben wir aber jedenfalls als einen einheitlichen Stammeszweig aufzufassen; die Mannigfaltigkeit ihrer Physiognomien ist kein Widerspruch dagegen. Die Pygmäen besiedeln die Urwälder im äquatorialen

Afrika, von Kamerun im Westen durch das Kongobecken hindurch bis zum Kiwu im alten Deutsch-Ostafrika. An den unzugänglichsten Stellen teilen sie diese Rückzugsgebiete mit anderen heimlichen Tierüberbleibseln, wie mit dem Okapi, auch mit dem Gorilla — vielleicht auch noch mit anderen, deren Entdeckung uns noch bevorsteht. Im Zusammenhang mit dem Pygmäenproblem soll deshalb unterstrichen werden, daß der Tropenurwald nur Rückzugsgebiet, niemals aber die „Wiege der Menschheit" sein kann. Gorilla und Schimpanse blieben Menschenaffen, weil sie aus dem Urwald nicht heraus kamen; die Pygmäen zeigen so viel scheinbar Urtümliches, weil sie wieder in den Urwald hinein mußten.

Die volksreichsten Pygmäensiedlungen liegen wohl im östlichen Verbreitungsgebiet, am Ituri (Fluß) und am Ruvenzori (Berg). Die deutsche Expedition des Herzogs zu Mecklenburg brachte 1907/08 die ersten umfassenden deutschen Untersuchungen.

Die echten Pygmäen müssen heute als die kleinsten (normal gebildeten) Menschen gelten; die Männer erreichen nicht die obere Größengrenze für Zwergwüchsige. Sie bleiben vielfach unter 140 cm, Maße von 120 cm sind nicht selten; Frauen erreichen teilweise auch diese Höhe nicht. Als eine Laune der Natur kann der Zufall bezeichnet werden, daß in der weiteren Nachbarschaft die größten Menschen der Erde wohnen: die Riesen der Ruandaleute und andere Nilotiden, bei denen Körpergrößen von 220 cm erreicht werden. Als gemeinsame Pygmäenmerkmale können ferner gelten: die Körperproportionen sind kindlich: langer Rumpf, kurze Beine, kleine Hände und Füße. Dazu kommt ein großer, schwerer Kopf, dessen Maße durchaus die von Erwachsenen sind. Umfang 550 mm, Gehirninhalt bis 1600 ccm (1400 bis 1500 ccm ist ein Normalmaß für den erwachsenen Europäer). Daneben sind aber auch bei kleinen, weiblichen Schädeln die niedrigsten Maße für den Gehirnraum eines geistig normalen Menschen gefunden, die bis auf 900 ccm heruntergehen. Kindlich — aber auch negerisch — sind auffällige Stirn- und Scheitelbeinhöcker. Das Gesicht ist sehr breit, besonders auch der Unterkiefer mit ausnehmend breiten Kieferwinkeln. Die

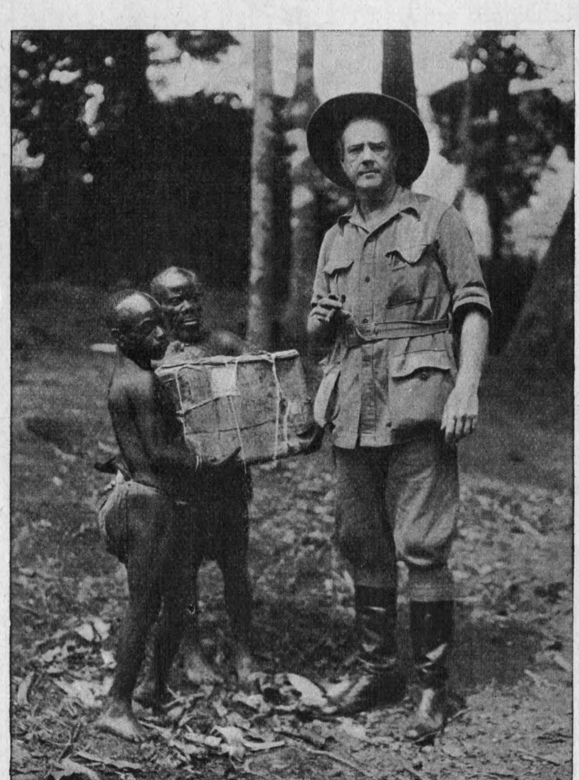


Abb. 48. Zwei Kongo-Pygmäen aus dem östlichen Inner-Afrika mit dem Afrikaforscher Johnson.

Nasen sind überhaupt die breitesten, die bei Menschen vorkommen; und zwar sowohl in den Weichteilen als auch in der knöchernen Nasenöffnung (Apertura piriformis) am Schädel. Der Nasenindex liegt deshalb meistens über 100 (Breite größer als die Länge). Die Nasenwurzel ist flach und eingezogen, der Nasenrücken kurz, die Spitze stumpf und aufgeworfen. Daneben finden sich aber auch im Gegensatz dazu konvex gebogene, „semitische" Nasenformen, so daß manche Pygmäengesichter ausgesprochen „jüdisch" wirken. Der Mund ist groß und breit, die Lippen sind dagegen nicht dick, oft sogar schmal, aber als — schon genanntes — typisches Pygmäenmerkmal ist die Oberlippe in der Seitenansicht konvex gebogen, nicht konkav wie sonst beim Menschen. Das Kinn ist durch die vorgeschobene Mundpartie, trotzdem es als positives Kinn ausgebildet ist, mit den Weichteilen fliehend. Die Ohrform ist normal menschlich, die Ohrläppchen aber vielfach angewachsen. Im ganzen genommen steht also das urtümlich wirkende Gesicht im Gegensatz zu dem modern-menschlichen Gehirnschädel, der auch keine besonders starken Überaugenwülste, sondern eher kindlich glatte Stirnen zeigt.

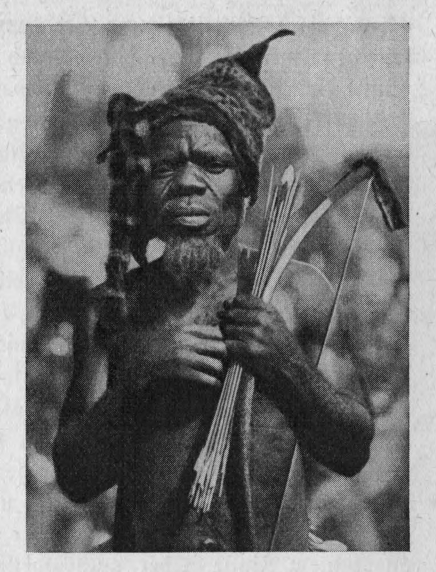


Abb. 49. Pygmäe mit sehr urtümlichen Merkmalen.

Aber jede Porträtbeschreibung ist zu wenig ausreichend; es gibt immer wieder Typen, die keiner Klassifizierung gerecht werden und einfach nicht einzuordnen sind. Diese Abänderungsmöglichkeit ist sonst ein Zeichen urtümlichen Zustands; es kommen aber auch Gesichter vor, die an sich schon nur als „urtümlich" bezeichnet werden müssen. Besonders die Gesichter älterer Männer sind erschreckend unschön und grob. Die Augen sind groß und — das muß für die spätere Beschreibung der Buschmänner betont werden — in der Lidspalte normal und weit offen. Bartwuchs kann vorkommen und ist dann meistens sogar stärker ausgebildet als beim Neger. Das Kopfhaar ist braun bis schwarz, stark kraus oder sogar mit kurzem Einzelhaar bis zur Pfefferkornform gedreht. Mit den asiatischen Zwergwüchsigen haben die Pygmäen die Rundköpfigkeit — zwischen langköpfigen Negern — gemeinsam. Die Indizes liegen um 80 und darüber.

Als weiteres auffälliges Merkmal gilt die Haut der Pygmäen; sie ist am Gesicht wie am Körper so stark gerunzelt, daß es aussieht, als ob der ganze kleine Mensch in eine viel zu große, Falten schlagende Oberhaut gesteckt wäre.

Die Farbe ist meistens nicht schwarzbraun, sondern mehr hellbraun bis stumpfrußig; dabei ist sie während des ganzen Lebens mit dem Lanugohaarfell bedeckt, das sonst nur im Kindesalter erhalten ist. Neger erzählen, daß sie an dieser Haarbedeckung erkennen, ob ein gefangener Zwerg wirklich ein verhaßter Pygmäe oder ein Negerkind ist — eine Feststellung, die vor dem Totschlagen notwendig ist.

Der Rumpf zeigt in der Rückenlinie die negerhafte Lendenlordose, also die Einziehung unter dem Kreuz und das vorstehende Gesäß, das im weiblichen Geschlecht

oft auch noch Fettsteißbildung (Steatopygie) aufweist. Vielfach ist auch auf der Vorderseite der Umriß durch den dicken Bauch ähnlich vorgewölbt; ein kurzer Hals und kurze, dünne Beine vervollständigen die zwergenhafte Gestalt.

Sicheres über die Zahl der Pygmäen ist bei ihrer Lebensweise und ihrem Aufenthalt doch wohl nicht zu erwarten. Einige Namen sind zur Kennzeichnung aber notwendig; da sie dem Klang nach wiedergegeben sind, hat verschiedenartige Schreibweise nicht immer die Bedeutung eines neuen Stammesnamens.

Als gemeinsame Bezeichnung für alle Pygmäen sagen wir auch „Bambuti". Unter ihnen läßt sich geographisch eine Dreiteilung vornehmen. Im Westen — also vom Kameruner Gebiet an — leben die Bekwi, Akoa, Babongo, Bagielle und ähnliche Namen, Bajaka, Bako, Babinga (= Speermenschen), Bumanjok (Elefantentöter). Die meisten Namen bedeuten als Selbstbezeichnungen einfach „Menschen".

Am Mittelkongo finden wir die Batwa und Batua; die Ostgruppe am Ituri enthält die kleinsten und urtümlichsten Formen; die Akka, Tiki-Tiki, Wambuti, Efé. Das sind natürlich nur einige von sehr vielen Stammesnamen. Kulturell sind die Pygmäen im wesentlichen Sammler und Jäger; als geschickte Fallensteller und als Giftpfeilschützen sind sie bekannt. Der eine Name „Elefantentöter" entspricht durchaus seinem Sinne. Aber auch Dorfsiedelungen gibt es; große Tanzfeste gehören dort zum paradiesischen Leben dieser — heute noch — natürlich-glücklichen Faustmännlein. Ihr Kulturzustand ist also im ganzen genommen durchaus nicht so, daß sie als die urtümlichsten Menschen anzusehen wären.

10. Buschmänner.

Das Pygmäenproblem ist — wie schon gesagt — selbst in Afrika nicht auf die eigentlichen Pygmäen des äquatorialen Urwaldes beschränkt. Südlich von ihnen, ohne direkte Berührung, wohnen in der Gegend der Kalahariwüste die Buschmänner. Wie die Pygmäen in den für Menschen unbrauchbaren Urwald zurückgedrängt sind, so müssen die Buschmänner heute in den wasserärmsten Gebieten **Südafrikas** ihr Leben fristen. Sie haben in früheren Zeiten weitere Gebiete besessen, aber auch selbst in heutigen Wüstengegenden wasserreicheres Land zur Verfügung gehabt.

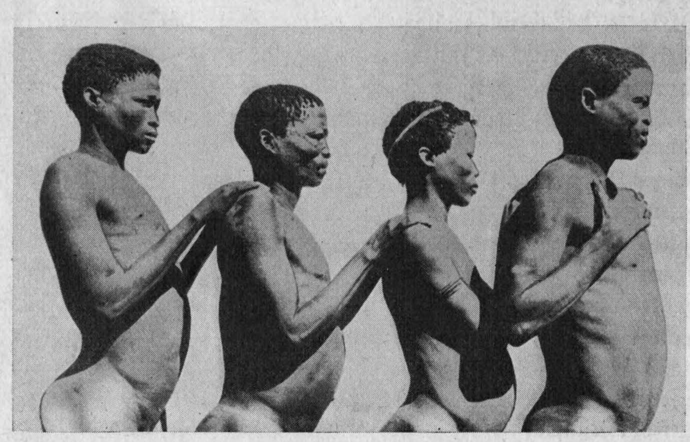


Abb. 50. Buschmänner aus der Kalahari-Wüste Südafrikas.

Als **Buschmann** bezeichnen wir nun anthropologisch eine ganz bestimmte Menschenrasse. Das, was die Buren in Südafrika als „Buschmänner" benennen — näm-

lich alle Vagabunden, die sich im „Busch" herumtreiben —, braucht mit dieser Rasse nicht immer etwas zu tun zu haben. Ihrem Wuchs nach gehören die Buschmänner mit zu den Zwergrassen der Menschheit. Es entsteht also die Frage, ob sie mit den übrigen pygmäenhaften Formen, zum mindesten aber mit den Afrikapygmäen stammverwandt sind — etwa als eine nach Süden abgedrängte und in einer Steppengegend abgeänderte Rassenform von ursprünglich gleichem Grundstamm. Überzeugende Beweise dafür gibt es nicht. Und wenn wir überhaupt für die Zwergrassen polygenistische Entstehung für möglich halten, dann ist die gemeinsame Heimat „Afrika" kein Grund, Pygmäen und Buschmänner für unmittelbar stammverwandt zu halten.

Der Buschmann hat sogar mancherlei Merkmale, bei denen man an mongolische Rassen Asiens denken könnte; so daß schon die Meinung aufgetaucht ist, die Buschmänner könnten ein nach Südafrika abgesprengter Rassenrest asiatischer Mongolen sein. Aber ebenso wie die Pygmäenmerkmale mehrmals entstanden sein können, lassen sich auch die mongolisch erscheinenden Körperbildungen beim Buschmann nicht als stammverbindender Beweis heranziehen. Nach unserer Einteilung gehören die Buschmänner auf die linke, „schwarze" Seite des Schemas, selbst wenn sie der Hautfarbe nach gar nicht „schwarz" sind.

Denn wenn die Beziehungen zu den Pygmäen vollkommen hypothetisch bleiben müssen, so ist eine andere Verwandtschaftsverbindung zweifellos gegeben. Das betrifft die Hottentotten. Anthropologisch faßt man beide deshalb heute als eine gemeinsame Rassengruppe auf und nennt sie (künstlich seit 1907) die „Khoi-san"-Rasse oder die Khoisaniden. Khoi heißt „Volk" oder „Menschen", San bedeutet „Buschmann"; beides sind Hottentotten-Worte, die sich wegen der darin vorkommenden Schnalzlaute mit unseren Schriftzeichen nicht eindeutig wiedergeben lassen. Der Ausdruck „Hottentott" stammt selbst von Buren und bedeutet wegen der mit Schnalzlauten unterbrochenen Sprache soviel wie „Stotterer".

Zu den Zwergrassen können wir aber nur die Buschmänner rechnen; sie sind der ältere, urtümliche Stamm; die Hottentotten haben später hamitische Beimischungen bekommen und sind dadurch körperlich und kulturell über die Buschmänner herausgehoben worden.

So ließen sich die Buschmänner als eine alte, afrikanische Rassengruppe ansehen; welche Beziehungen sie mit den Negern des gleichen Erdteiles verbinden, ist wohl auch im wesentlichen prähistorisch zu lösen, wenn die körperlichen Vergleiche dazu nicht ausreichen.

Die Buschmänner sind echte Zwerge. Körpergrößen von über 140 cm sind schon Verdachtsmomente für Rassenmischung; Frauen sind oft nur an 125 cm hoch. Nach anderen Angaben sollen Männer und Frauen gleich groß sein. L. Schultze, dem wir ausführliche Untersuchungen verdanken, gibt als Maße an:

für Männer 124—**142**—168;
für Frauen 124 — 158.

Bei den höheren Werten besteht aber sicher keine Reinrassigkeit. Die Körperproportionen sind auch hier kindlich: langer Rumpf, kurze Beine, großer Kopf. Die Kopfform ist aber nicht so rund wie die der Pygmäen; die Indizes ergeben Mittel-Langköpfigkeit. Die Stirn ist breit und niedrig, teilweise mit starken Überaugenwülsten. Da die Unterkiefer breit sind und breite Winkel haben, entsteht ein rechteckiger Gesichtsumriß; der

Eindruck wird durch die verdickten Ohrspeicheldrüsen noch verstärkt. (Es wird gesagt, daß diese in der Physiognomie auffällige Bildung durch den Genuß der Unkiwurzel hervorgerufen würde.) Der quadratische Gesichtsumriß in der Vorderansicht gilt jedenfalls als ein Unterscheidungsmerkmal der Buschmänner gegen das mehr dreieckige, nach unten spitze Gesicht der Hottentotten.

Ein typisches Kennzeichen ist ferner das dicke und fettreiche Oberlid des Auges, daß dadurch überhängt und oft eine „Mongolenfalte“ bildet — ein genetischer Zusammenhang mit den Mongolenrassen Asiens ist deshalb also nicht nötig. Die Irisfarbe ist dunkelbraun, oft gefleckt. Kennzeichnend ist auch die flache, unten breite und etwas aufgestülpte Nase, deren Wurzel zwischen den vorgeschobenen Backenknochen verschwindet. Trotz der starken Backenknochen macht das Gesicht aber doch keinen mongolischen Eindruck; vorstehende Jochbeine können bei verschiedenen Rassen vorkommen.

Die Mundpartie ist nicht besonders vorgeschoben, aber die Mundspalte ist groß, die Lippen sind auch häufig verdickt und wieder — wie oft bei pygmiden Formen — in der Oberlippe konvex, meistens noch als „Schnute“ besonders vorgeschoben. Durch diese Schnute erscheint das Kinn fliehend, obwohl es am Unterkieferknochen vorhanden ist.

Vielleicht das sicherste Kennzeichen für den echten Buschmann ist das sonderbar geformte, in der Menschheit einzig dastehende Ohr; man spricht direkt vom „Buschmannohr“. Wie bei einem Fötus ist in den meisten Fällen das Ohr der Buschmänner während des ganzen Lebens an den Rändern eingerollt und eingekerbt; dabei ist die Ohrmuschel im ganzen noch klein und kurz; breit und schräg gestellt. Eine Erklärung für dieses Bestehenbleiben fötaler Zustände bei dieser einen Menschenrasse gibt es nicht.

Wenn gelegentlich schon der Ausdruck „Pfefferkornhaar“ gebraucht wurde, so findet er doch hier beim Buschmann erst seine Erklärung. Der Kopf eines Buschmannes sieht aus, als wäre er im wesentlichen kahl und nur spärlich mit pfefferkorngroßen, schwarzen eng gerollten Haarknäuelchen besetzt. Der eigene Name für diese Haarform ist „fil-fil“; die Buren sagen „Pepperkopp“ oder noch drastischer „Ziegenmistkopf“. Dabei ist die Kopfhaut der Buschmänner aber wie die aller Menschen gleichmäßig mit Haaren bedeckt; aber jedes einzelne Haar ist nur 15 mm lang, liegt der Kopfhaut dicht an und vereinigt sich mit 15—20 Einzelhaaren zu den „Pfefferkörnern“. Das ist ein auf die Spitze getriebenes Negermerkmal, das sich gar nicht mit dem Straffhaar der Mongolen vereinigen läßt. Die Körperbehaarung ist sehr gering oder fehlt ganz, geringer Bartwuchs kommt, besonders im Alter, vor.

Die Hautfarbe ist also nicht negerartig, sondern gelblich bis braun — auch deswegen war der Gedanke an Mongolenverwandtschaft aufgekommen. Die wirkliche Hautfarbe soll aber erst nach Abreiben mit Benzin zum Vorschein kommen; ein echter Buschmann wäscht sich nie; dafür wäre Wasser auch zu selten. Kinder sind noch glatt; später schwindet das Unterhautfett — bis auf Oberlid und Gesäß — und die Haut bekommt den eigenartigen Faltenreichtum, von dem schon bei den Pygmäen die Rede war. Buschmänner können aber noch faltiger sein als die Urwaldzwerge. — Mit der Bezeichnung „Buschmänner“ als Rassenname ist natürlich das weibliche Geschlecht ebenfalls gemeint!

Der Körper zeigt noch eine ganze Reihe kennzeichnender Merkmale. Die Lendenlordose ist so stark, daß das Kreuzbein fast waagrecht steht; dazu kommt dann

die besondere Fettanhäufung am Gesäß. Eine Erklärung für diese Steatopygie, deren stärkste Ausbildung wir nachher bei den Hottentotten finden werden, gibt es nicht; man kann es nur als eine Vorratskammer auffassen, ähnlich wie die Fetthöcker beim Kamel. Denn auch der Bauch dient als Vorratskammer und wird, wenn es einmal reichlich zu essen gibt, so dick vollgegessen, daß groteske Gestalten dadurch entstehen. In Hungerzeiten — die meistens herrschen — wird dann der Vorrat bis zur Skelettdürre wieder abgebaut.

Auch die Geschlechtsorgane sind bei Buschmännern besonders ausgebildet; beim Manne hat das Glied eine horizontale Stellung und auffallend lange Vorhaut; auch die weiblichen Genitalien sind trotz der starken Lendenknickung nach vorn gerichtet (beides sind kindliche Merkmale); dazu kommt dann die übermäßige Verlängerung der kleinen Schamlippen, die von den Hottentotten her als „Hottentottenschürze" bekannt ist.

Die Brüste der Frauen haben oft hohe Stellung dicht unter den Achseln; sie sind anfangs klein mit besonders hochstehenden Warzen, später werden daraus faltige leere Hautsäcke. Hände und Füße sind — wie bei den anderen Zwergen — klein.

Die Buschmänner fühlen sich selbst als einheitliche Rasse, wozu allerdings ihre von allen Nachbaren geäußerte Verachtung und Verfolgung beiträgt. Ihre Gemütsart ist — wenigstens heute — ernst, still und verschlossen, ihr Leben unstet, ein ständiges Ausweichen vor anderen Rassen. In den Randgebieten der Namib- und Kalahariwüste erfanden sie das Bambusrohr zum Wassersaugen, besonders die Frauen schaffen damit aus mehreren Metern Tiefe Trinkwasser herauf. So ziehen die Horden, mit einer ledernen Sammeltasche ausgerüstet, auf Nahrungssuche aus; die Frauen gebrauchen dabei einen Grabstock, der mit einer Steinkugel beschwert ist; und durch Funde solcher Steinkugeln kann man die ehemals weitere Verbreitung der Buschmänner — nördlich der Kalahari bis zum Kap herunter — erkennen.

Die Männer tragen Bogen und Pfeile, deren vergiftete Spitzen bei Nichtgebrauch umgekehrt in den Schaft gesteckt sind. Der sogenannte „Buschmannrevolver" — ein spannenlanger kleiner Bogen mit entsprechend kleinen Pfeilen wurde oft falsch als furchtbare Waffe hingestellt; er ist wohl nur ein Spielzeug oder ein medizinisches Instrument zum Aderlaß.

Die Buschmänner gehen fast ganz nackt, auch ohne Schmuck; berühmt ist ihre Ortsfindigkeit und ihre Ausdauer im Laufen; ihr Gang ist ein eigentümliches Steigen mit quergestellten Füßen.

Neben diesen vielen genannten Sonderheiten ist dann auch ihre Sprache nicht zu vergessen, die wenigstens sieben verschiedene Schnalzlaute hat — manchmal werden sogar Doppelschnalzer in die Worte eingeschoben, die von einem Europäer gar nicht nachgesprochen werden können.

Ein Problem waren auch die „Buschmannzeichnungen", auf Felsen eingeritzte Bilder. Heute können wir wohl als sicher annehmen, daß die wirklich alten Bilder aus der jüngeren Altsteinzeit — also noch während der europäischen letzten Eiszeit — Kunsterzeugnisse europäischer Rassen sind. Ob überhaupt alte Zeichnungen von Buschmännern dabei sind, ist wohl nicht zu beweisen; später gibt es dann Nachahmungen durch Buschmänner, die bis in die Jetztzeit reichen. Fossile Schädelfunde aus Südafrika, bei denen man auch an urgeschichtliche Buschmänner denken könnte, sollen bei der Negerentstehung genannt werden.

Einige Stammesnamen der Buschmänner seien genannt. Als reinrassig gelten besonders die Kung, obwohl sie etwas größer und dunkler gefärbt sind als die im Süden wohnenden Nu; die Heikum sind wohl am wenigsten reinrassig, mit Dama- und Negerblut vermischt.

11. Hottentotten.

Die Frage nach der rassischen Bedeutung der Pygmäen erhält über die Buschmänner hinaus noch eine Erweiterung durch die Hottentotten. Wir hörten schon, daß diese von den Buschmännern nicht getrennt werden können, dabei sind sie aber schon ihrer Körpergröße wegen nicht mehr zu den Zwergwüchsigen, kaum ganz zu den Kleinwüchsigen zu rechnen. Die Hottentotten sind Hamitenmischlinge; es ist aber nicht zu beweisen, ob diese Erklärung — Mischung von Buschmännern mit Hamiten — wirklich ausreicht. Die Trennung der Khoisaniden konnte auch schon vor der Hamitenbeeinflussung bestanden haben, so daß sich erst später die heutigen Khoin-Khoin von den San — noch nicht einmal deutlich — unterschieden.

Khoi-Khoi ist ja die Selbstbezeichnung der Hottentotten als „echte Menschen" gegenüber den „San", den Buschmännern. Denn der Haß gegen diese ist bei den verwandten Hottentotten nicht geringer als bei den Negern und Europäern. Es wäre auch denkbar, daß die Buschmänner echte Pygmäen und von den Hottentotten so beeinflußt sind, daß sich daraus ihre Eigentümlichkeiten erklären.

Der Zusammenhang zwischen Buschmännern und Hottentotten ist ja auch heute noch geographisch bedingt. Zwar lebten die letzteren etwas südlicher, aber doch in Verzahnung miteinander, so daß zwischen beiden mehr Übereinstimmungen als Unterschiede bestehen.

Die Gleichheiten beruhen besonders auf den Eigenschaften, die bei den Buschmännern als rassische Eigentümlichkeiten genannt werden mußten; das ist stammesgeschichtlich bedeutungsvoll. Es gehören dazu: die für Afrika helle, braun-gelbe Hautfarbe, der große Faltenreichtum der Haut; der grazile Körperbau mit kindlichen Proportionen; die starke Lendenlordose im weiblichen Geschlecht mit Fettsteißbildung verbunden; dann die Eigenheiten der Geschlechtsorgane bei Männern und Frauen. Am Kopf ist es das Pfefferkornhaar, die enggeschlitzten Augen mit dem dicken Oberlid, die weit auseinander stehenden Augäpfel und die vorstehenden, breiten Backenknochen. Dazu die flache Nasenwurzel und die breite und platte Nase — wobei allerdings zu bedenken ist, daß das allgemeine afrikanische Rasseneigenschaften sind —, ebenso wie das breite niedrige Gesicht und die niedrige Schädelhöhe.

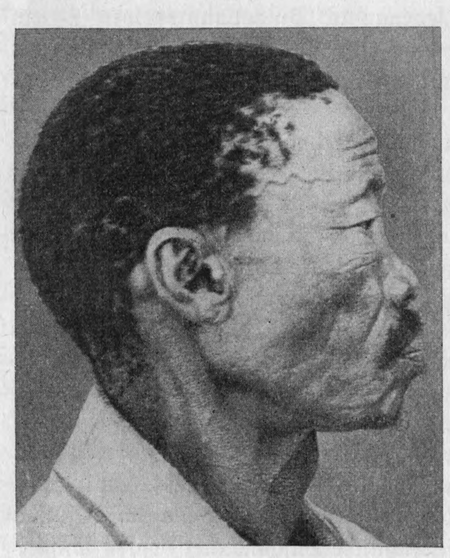


Abb. 51. Hottentotte.

Im Gegensatz zu den Buschmännern sind die Hottentotten, wie schon erwähnt, größer und mehr langschädelig: das Ge-

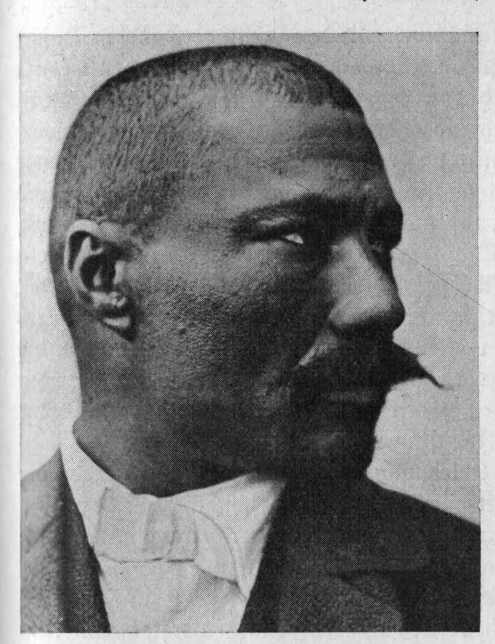


Abb. 52. „Rhehoboter Bastard" aus Südafrika.

sicht ist zum Kinn hin zugespitzt; es fehlen die starken Kieferwinkel, so daß der Gesichtsumriß von vorn dreieckig erscheint. Andere Merkmale sind nur graduell verschieden; die Haut ist dunkler, die Lippen oft dicker, noch mehr als „Schnute" vorgeschoben. Die Nasen sind nicht ganz so niedrig und flach, Fettsteiß und Schürzenbildung bei den Frauen aber so verstärkt, daß sich dafür die Namen „Hottentottensteiß" und „Hottentottenschürze" ergeben haben.

Rassereinheit ist beim Hottentotten deshalb nicht so leicht zu behaupten. Für die Körpergröße gibt L. Schultze nach neueren Untersuchungen an: 150—**162**—177 cm bei Männern, und 135—**148**—163 cm bei Frauen; auch E. Fischer nennt als Mittel der Männer 158 cm, für die Frauen 150 cm. Zwergwuchs ist also nicht mehr vorhanden.

Der Kopfindex schwankt zwischen 69 und 79, im Mittel 72—73; die Hottentotten sind also langköpfig. Andere Kopf- und Gesichtsmerkmale sind schon genannt. Wo sich das eingerollte Buschmannohr findet, muß man wohl an Vermischung denken. Das obere Augenlid zeigt oft eine der „Mongolenfalte" ähnliche Bildung. Die Körperproportionen sind der Größe entsprechend nicht so auffällig kindlich wie beim Buschmann; der Wechsel zwischen „dick und mager" ist aber genau so, den Ernährungsmöglichkeiten entsprechend.

Im Süden ihres Verbreitungsgebietes sitzen die Kap-Hottentotten, vom ehemaligen Deutsch-Südwestafrika bis zur Burenkolonie reichend; sie sind heute am meisten mit allen Nachbarrassen vermischt. Reiner geblieben sind im Nordwesten unserer Kolonie die Nama-Hottentotten, durch die Wüstengebiete isolierter; sie sind größer und kräftiger, gelten auch als intelligenter. Im Nordosten leben die Korana, mit Buschmännern und mit Kaffern vermischt. Nach v. Eickstedt kommt hier noch ein urtümliches (australier-ähnliches) Element hinzu, das stärkere Überaugenbögen bedingt; aber dafür lassen sich auch Einflüsse denken, die sich durch Fossilfunde noch anders erklären lassen.

Die hamitischen Beimischungen mögen ja bis zur jüngeren Altsteinzeit zurückreichen. Heute haben sie den Hottentotten zu höherer Kultur verholfen. Als Viehzüchter steht er hoch über dem Buschmann. Bogen und Pfeil sind die Hauptwaffe. Als Tracht gibt es den Fellmantel und Hüftschurz; Frauen tragen „aus Schamgefühl" ständig ein um den Kopf geschlungenes Baumwolltuch.

Trotz aller Verachtung gegen die Buschmänner haben die Hottentotten in ihrer sonst hamitischen Sprache doch noch vier Schnalzlaute behalten, die ihnen ja den Burennamen „Stotterer" verschafften.

Vermischungen sind die Hottentotten nicht nur mit den stammverwandten Buschmännern, sondern mit allen anderen Rassen eingegangen; an der westlichen Grenze ihres Gesamtgebietes leben die Bergdamara; viel ist von ihnen nicht bekannt. Sie gelten zum Teil als „Urneger", während andere (v. Luschan) in ihnen nur verkommene Herero sehen. Auch die Ovambo an der nordwestlichen Berührungsgrenze haben Khoin-Khoin-Beimischung, selbst an der Ostküste tauchen bei Basuto und Zulukaffern noch ihre Merkmale auf, wenn auch hier deren Europäervermischung häufiger ist.

Am wichtigsten ist aber durch seine Abgeschlossenheit das Volk der Rhehoboter Bastards in unserem ehemaligen Deutsch-Südwestafrika. An ihnen ist ja durch E. Fischers klassische Untersuchungen zum ersten Male (1913) auch beim Menschen die Gültigkeit der Mendelschen Vererbungsregeln nachgewiesen worden. Buren, die vom Niederrhein und Holland her einwanderten, haben hier in der Vermischung mit Hottentottenfrauen ein Rassengemisch in allen Abstufungen geschaffen.

Wenn an der allgemein bekannten Ablehnung der Bastardmenschen gerade die Khoisaniden schuld sind, so muß gerechterweise doch auch der geschichtlichen Bedeutung gedacht werden, die die Hottentotten durch ihren Freiheitskampf erlangten — auch wenn er gegen unsere eigene Kolonisierung gerichtet war. Bis zum Tode ihres Führers Jonker Afrikaner (1861) hatten die Hottentotten die Herrschaft in Südafrika den Hereros gegenüber behauptet. Nach deren vorübergehendem Hochkommen vereinigte dann 1892 der Hottentottenführer Hendrik Witboi die verschiedenen Hottentottenstämme und schloß ein Bündnis mit den Hereros gegen uns Deutsche. 1884 war unser „Deutsch-Südwest" gegründet. Nachdem 1904 die Hereros niedergeworfen waren, organisierte Hendrik Witboi einen neuen Aufstand, bei dem er im November 1905 im Kampfe fiel. Danach ergaben sich die Hottentotten der deutschen Oberherrschaft.

12. Herero.

Hottentotteneinfluß haben wir also auch bei den eben genannten, im Grunde schon zu den Bantunegern gehörenden Herero, auch Ovaherero oder Damara genannt. Der Ausdruck Ovatjimba (Einzahl: Omutjimba) ist eigentlich ein Schimpfwort und bedeutet (nach Steinhardt) = „Heruntergekommener oder Hungerleider", was für einige am weitesten südlich wohnende Gruppen zutrifft. Erst seit 300 Jahren wohnen die Hereros

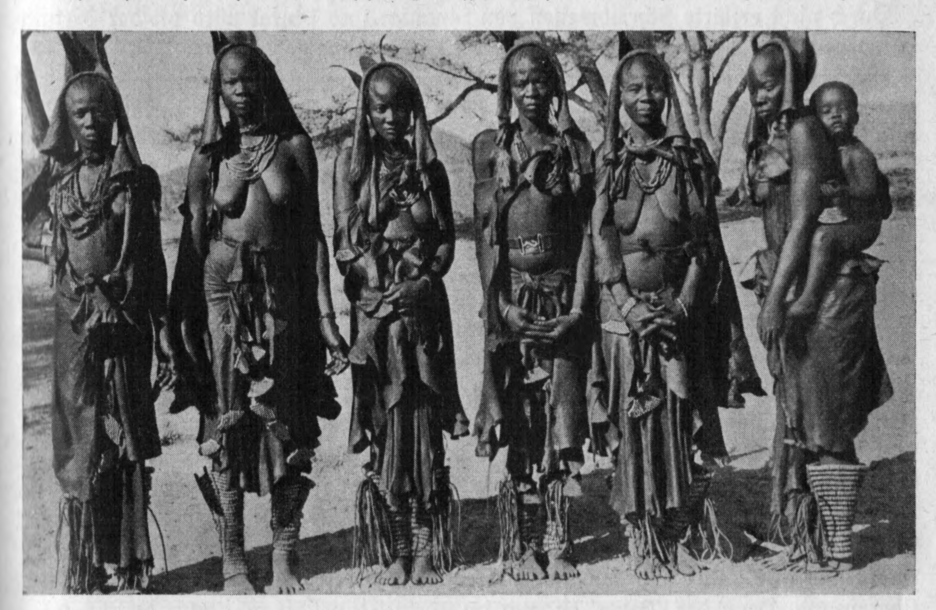


Abb. 53. Feld-Herero-Weiber aus Deutsch-Südwestafrika.

in ihren heutigen Gebieten, wahrscheinlich von Nordosten her eingewandert. Durch stärkeren hamitischen, vielleicht auch semitischen Einfluß sind sie in der Gestalt wie in der Physiognomie feiner als die Hottentotten; ihre Bantuzugehörigkeit haben sie aber kulturell so weit verloren, daß sie keinerlei Ackerbau, sondern nur Viehzucht treiben.

Die nördlich wohnenden, rassebewußten Hereros sollen Körperhöhen von 200 cm erreichen und würden auch damit an nordöstliche Hamitenmischlinge erinnern.

Hererofrauen sind an den einzigartigen, dreizipfligen Lederhauben erkennbar; die meist zerfransten Fellumhänge lassen die gut gewachsenen Gestalten nicht recht erkennen. Es zeigt sich dabei doch der Unterschied gegenüber den Buschmännern und Hottentotten, so daß wir nun in die eigentliche schwarze Seitenlinie gekommen sind.

13. Neger.

Mit den Hereros haben wir also, wie schon mit der Erwähnung der Ovambo, der Basuto und der Zulu die Khoisanrassen verlassen und sind zu Bantuvölkern übergegangen, die nur durch ihre Nachbarschaft mit Hottentotten beeinflußt waren.

Bantuvölker sind solche, die Bantusprachen sprechen, rassisch kommen wir damit zum eigentlichen Afrikaneger; und zwar zu den Gruppen, die das mittlere Afrika

zwischen dem Äquator und dem südafrikanischen Gebiet der eben behandelten Khoisanrassen bewohnen.

Um einige Namen zu verstehen, muß gesagt sein, daß in den Bantusprachen durch Anwendung von Präfixen dekliniert und konjugiert wird. ntu heißt Mensch; der Vorsatz m oder umu bedeutet den Singular; also mntu oder umuntu; wa oder ba bezeichnet den Plural; also Bantu = Menschen. u ist das Präfix für ein Gebiet: Uganda; der einzelne Mann = mganda; der ganze Stamm Waganda; die Sprache = ki, demnach kiganda. Durch nicht erklärte Schreibweisen von Singular und Plural wird oft der Irrtum hervorgerufen, daß gleiche Volksstämme für verschiedene gehalten werden.

Die Herkunft der Bantusprachen ist bisher nicht bekannt; ebenso wie wir über die Entstehung und die Herkunft der Neger keine genauere Antwort geben können. Wir brauchten dazu Fossilien aus der Eiszeit. Die beiden Grimaldiskelette aus der Kindergrotte von Mentone können als „Urneger" nicht mehr gelten; aus Afrika haben wir in den älteren Schädelfunden Affenmenschen oder Urmenschen, ohne Beziehungen zur heutigen Negerform. Diese lassen sich erst auf der Stufe des Homo sapiens erkennen und könnten damit bis in die letzte Eiszeit zurückgehen. Ein Schädel von Elmenteita zeigt urtümliche Züge, aber auch nach dem Entdecker Leakey ist die Zeitansetzung nicht sicher; Kohl-Larsen brachte vom Njarasa-See in Ostafrika ebenfalls alte Negerskelette, die der Zeit nach unserem Magdalénien entsprechen können. Dreyer will mit südafrikanischen Funden von Florisbad, Fishhoek u. a. sogar bis in das Acheuléenzeitalter — also Neandertalstufe — zurück; die Schädel erscheinen aber doch als Homo sapiens-artig. Hier müssen wir uns damit begnügen, im „Neger" den großen, schwarzen Rassenzweig der Menschheit zu sehen, den wir in unserem Schema auf die linke Seite gesetzt haben. Daß „der Neger" deshalb kein einheitlicher Rassentypus sein muß, ist fast selbstverständlich. Wenn wir heute nach den Sprachen die große Hauptrasse in Bantu- und Sudanneger einteilen, so ist das keine anthropologische Abgrenzung. Denn der „Neger" ist zwar im Bantusprachgebiet am reinsten vertreten, aber auch im Sudangebiet gibt es ebenfalls reine Neger. Beide Gebiete kommen auch nicht in glatter Grenze zusammen, sondern in vielfachen Verzahnungen und wechselseitigen Inselbildungen im anderen Gebiet. Und wenn der Sudanneger im ganzen genommen häufigeren und stärkeren Rassemischungen ausgesetzt ist, so ist auch der Bantuneger nicht immer rein geblieben.

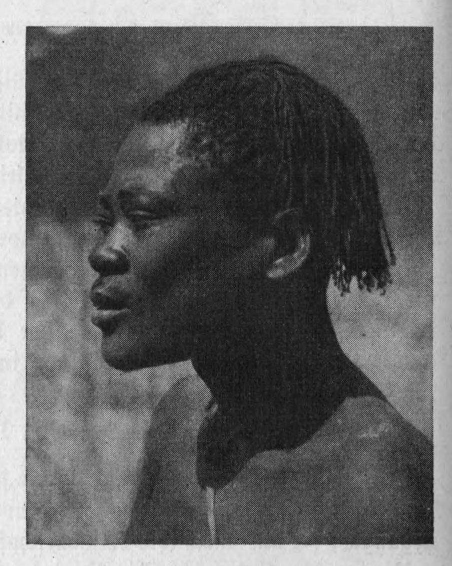


Abb. 54. Omutjimba.
Hereromann aus Deutsch-Südwestafrika.

Aber aus allen Vermischungen läßt sich doch **der** Neger als Menschenrasse Afrikas heraussehen. Heute ist zwar die Sprachforschung in der Einteilung afrikanischer Stämme der anthropologischen Klassifizierung voraus, da lebende Sprachen leichter zu studieren sind, als daß man aus körperlichen Merkmalen zeitlich weit zurückliegende Rassenmischungen wieder entwirren könnte. Sprache

und Kultur können der anthropologischen Forschung dabei oft als Wegweiser dienen.

Die Sudaniden schließen sich an die Bantuiden nördlich des Äquators an und reichen bis an den Nordrand Afrikas, der rassisch wohl immer als Mittelmeerküste zu Europa gehört hat. Von hier aus ging durch den schwarzen Erdteil der hamitische Strom, der alle afrikanischen Rassen von den Sudaniden über die Bantuiden bis zu den Khoisaniden anthropologisch, kulturell und sprachlich beeinflußt hat. Heute gilt das Rind als bestes Kennzeichen hamitischen Einflusses, zumal der Sinn der Viehzucht teilweise gar nicht berücksichtigt und die Rinderhaltung lediglich als Sport betrieben wird.

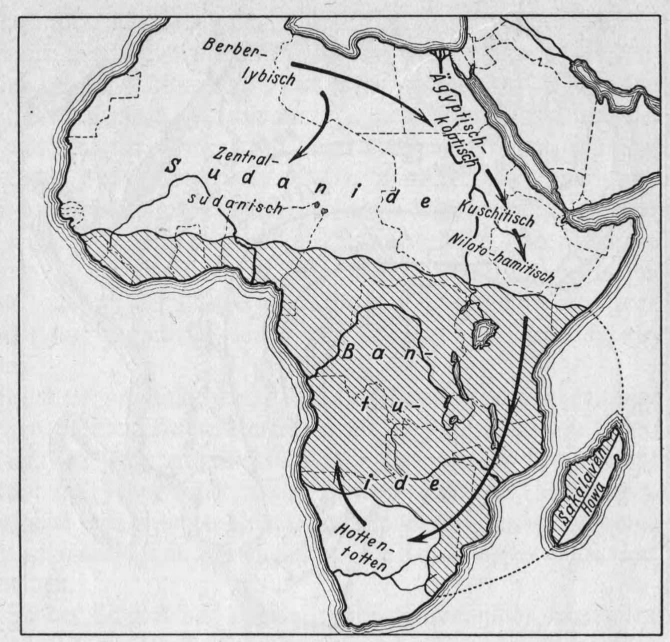


Abb. 55. Sudanide und bantuide Neger Afrikas. Hamitische Spracheinflüsse und Weg der Hamiten ⟶.

v. Eickstedt teilt die Rassen Afrikas in vier große Gruppen ein (Abb. 56):

1. Im Norden und Nordosten der europide Kontaktgürtel (mit hamitischen und semitischen Völkern, die also der großen weißen Hauptrasse angehören). Hierher gehören die Äthiopiden; „äthiopide Rasse" wäre streng genommen nicht ganz richtig. Ihr europäischer Rassenanteil zeigt sich in den intelligenten, langen und schmalen Gesichtern, in denen besonders die hohe Nase und das betonte Kinn als europäisch auffallen. Vom Neger her haben sich dicke Lippen und schwarze krause Haare als dominant erwiesen. Auch ihr Körperbau fällt um so mehr auf, als die zwischen ihnen wohnenden Neger den Unterschied zeigen. E. Fischer rechnet alle diese hierhin gehörenden Gruppen zum „europäisch-vorderasiatisch-mediterranen Kreis", so daß wir bis nach Deutsch-Ostafrika hinunter die Verbundenheit mit der weißen Rasse, unserer mittleren Linie, empfinden.

2. Der Gürtel der jung-negriden Graslandneger, die im Westen der sudanischen, im Nordosten der nilotisch-hamitischen und im Südosten der bantuiden Sprachgruppe angehören.

3. Die altnegriden Urwaldneger, die ebenfalls in ihrem nordwestlichen Bogen sudanisch, im südöstlichen bantu sprechen. Bei ihnen wären die eigentlich negerischen Rassenmerkmale am reinsten anzutreffen.

4. Die pygmäischen und khoisanischen Zwergvölker vom Kongobecken bis nach Südafrika, die wir bereits als nichtnegerisch besprochen hatten.



Abb. 56. Vier Rassenbögen in Afrika.

1. Europider Kontaktgürtel. 3. Altnegride Urwaldneger.
2. Neunegride Graslandneger. 4. Pygmide und khoisanide Zwergvölker.

Trotz aller fremdrassischen Beimischungen läßt sich aber, wie schon gesagt, „der Neger“ doch als speziell afrikanische Menschenrasse kennzeichnen.

Der Neger ist im allgemeinen langköpfig, nur im Urwald treffen wir auch meso- bis brachykephale Kopfformen, ähnlich wie bei den Pygmäen, so daß an den Einfluß von Rassenmischung ebenso wie an konvergente Entstehung gedacht werden kann.

Der Gehirnschädel des Negers ist niedrig und flach; die steile oder gewölbte Stirn mit den deutlichen Stirnhöckern macht einen kindlichen Eindruck. Dazu passen die gerundeten Scheitelhöcker und das Fehlen der Überaugenbögen. Der ganze Negerschädel ist überall rundlich-glatt, ganz im Gegensatz zu dem mit starken Knochenvorsprüngen und -leisten ausgestatteten Schädel der Melanesier. Wo wir starke Überaugenbögen und kantig abgesetzte Nasenwurzel finden, ist — vielleicht alter — Einfluß europäischer Cro-Magnon-Rasse anzunehmen. Vielleicht sind diese Merkmale auch manchmal Überreste allgemein-menschlicher Urzeit. Beim Negerschädel geht die glatte Stirn ebenso glatt und flach in die breite und flache Nasenwurzel über. Die Stirn selbst ist schmal wie der ganze Gehirnschädel; sogenannte „Kreuzschädel“, bei denen die Stirnnaht noch erhalten ist, sind sehr selten, wir haben eher eine besonders frühe Verwachsung der beiden Stirnbeinknochen (beim Europäer verwachsen sie im zweiten Lebensjahr) anzunehmen.



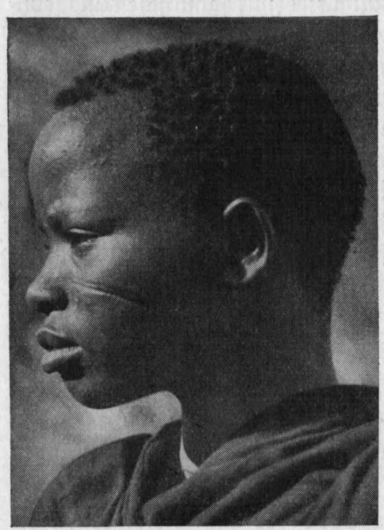


Abb. 57. Negerin.

Der Gehirnraum im Schädel ist, bedingt durch niedrige Höhe und die Schmalheit des Kopfes, kleiner als beim Europäer; der

Unterschied beträgt im Mittel aber doch nur 50 ccm, da Neger meistens absolut längere Schädel haben als wir. Beim Mann beträgt der Inhalt bis zu 1425 ccm, bei Frauen im Durchschnitt nur 1250 ccm. In den Gehirnwindungen besteht aber kein Unterschied, nur die urtümliche „Affenspalte" — eine Gehirnfurche zwischen Scheitel- unter Hinterhauptslappen — tritt beim Neger häufiger auf. Im Gesicht ist die starke Prognathie, die Vorschiebung der Kiefer, charakteristisch; und zwar handelt es sich hier um totale Prognathie, an der die ganze Mundstellung, nicht nur die der Zähne, beteiligt ist. Die Jochbeine sind kräftig ausgebildet. Die knöcherne Nasenöffnung, Apertura piriformis, ist breit und niedrig. Die Nasenbeine sind flach aneinandergestellt und von der Wurzel ab breit, in der Profillinie konkav gewölbt. Die Kieferwinkel sind auffallend, so daß sie besonders bei dem schmalen Schädel breit erscheinen.

Ein knöchernes Kinn an dem auffällig niedrigen Unterkiefer ist vorhanden, durch die prognathe Stellung der Unterkieferschneidezähne und die entsprechenden Lippen aber wenig wirkungsvoll. Die Zahnwurzeln sind oft so gebogen, daß trotz der vorgeschobenen Kieferpartie die Zähne selbst wieder senkrecht-orthodont aufeinander beißen. Daß die Negerzähne groß, leuchtend weiß und gesund sind, ist bekannt; man hält das oft nur für natürlich bedingt und übersieht, daß die Neger meistens eine regelrechte Zahnpflege betreiben.

Im allgemeinen zeigt der Schädel des Negers also viele urtümliche, wenigstens regressive Merkmale, so daß daraufhin die tiefe Abspaltung der Negerlinie am Rassenstammbaum den Mongolen gegenüber gerechtfertigt erscheint. Die Frage soll ja in der besonderen Arbeit behandelt werden.

Dem Schädel entsprechen die Weichteile, die die Negereigenschaften noch unterstreichen. Die Haut spannt sich glatt und glänzend über die schon als glatt bezeichneten Knochen; die Stirn geht flach in die breite Nasenwurzel über. Die Nase selbst ist konkav gewölbt, stumpf, mit breiten, geblähten Nüstern. Die Nasenlöcher sind flach und quergestellt — Abweichungen davon lassen sich ebenso wie beim Nasenrücken als fremdrassige (europäische) Beimischungen erklären. Der Nasenindex schwankt zwischen 86 und 108; neben europäisch geformten schmaleren Nasenflügeln haben wir also auch Formen, die an Pygmäen und Buschmänner erinnern.

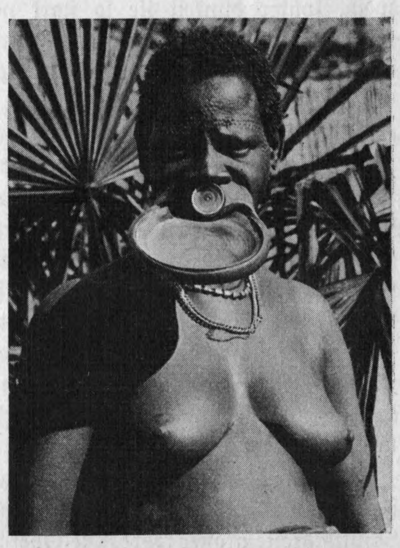


Abb. 58. „Tellerlippen-Negerin" vom Stamm der Saba-Kaba im französischen Kongo. (Bantuider Typus.)

Die Bezeichnung „Negerlippen" ist berechtigt; ähnliche Formen finden wir höchstens im malaischen Archipel, bei den Negritos waren sie schon erwähnt; sonst ist die Aufwulstung der Lippen ein kennzeichnendes Negermerkmal. Dabei wird die Oberlippe konkav — im Gegensatz zu der konvexen Oberlippe der Pygmäen —, das Lippenrot ist ganz nach vorn vorgeschoben. Durch die im Verein mit der Vorkiefrigkeit so gebildete Schnauzenförmigkeit des Mundes übersehen wir, daß

die Negerlippen nichts Urtümliches, sondern eher etwas Extrem-Menschliches darstellen; denn Affen und urtümliche Australier haben keine gewulsteten Negerlippen.

Die Backen des Negers sind oft aufgequollen wie bei Parotitis; bei den Pygmäen und Buschmännern war schon auf die Möglichkeit des Nahrungseinflusses, der die Speicheldrüsen vergrößert, hingewiesen. Charakteristisch ist auch das Negerhaar. Wie bei allen Menschenrassen ist zwar die Kopfhaargrenze dieselbe wie bei uns. Das Einzelhaar ist im Querschnitt flach, seine Länge gering, bei seinem langsamen Längenwachstum könnte es höchstens 30 cm erreichen, erscheint aber durch seine spiralige Aufrollung bedeutend kürzer. Diese Spiralbildung trifft für Kopf- und Körperhaar gleichmäßig zu; dadurch wird das Kopfhaar vliesartig zusammenhängend. Körperbehaarung ist aber außerordentlich gering, bei den Frauen kaum vorhanden. Im Alter zeigt sich beim Neger auch Bartwuchs und dann in der europäischen Verteilungsform als Kinn-, Backen- und Schnurrbart; bis ins Mannesalter ist Bartwuchs aber kaum sichtbar und wird meistens sorgfältig entfernt. Die Haarfarbe ist schwarz.

Die Hautfarbe dagegen wechselt vom helleren bis zum dunkelsten Braun — „schwarze“ Haut gibt es ja beim Menschen überhaupt nicht, auch die Haare erreichen die schwarze Farbe immer durch dichtes braunes Pigment, niemals durch „blauschwarzes“, wie es manchmal beschrieben wird.

Das Hautpigment bildet sich erst nach der Geburt; neugeborene Negerkinder sind schmutzig-rot, ihr Nachdunkeln geht sogar fleckenweise vor sich und dauert etwa $\frac{1}{2}$ Jahr lang. Handflächen und Fußsohlen bleiben dabei dauernd hell. Das dunkle Pigment überzieht aber auch alle Schleimhäute, so daß selbst die Lippen niemals rot, sondern mehr violett-bläulich getönt sind.

Die Regenbogenhaut des Auges ist so dunkel, daß sie fast der Pupille gleicht; die weiße Lederhaut des großen und weit offenen Lidspaltes ist aber nur in der Jugend weiß, später dunkelt sie so stark nach, daß das „Weiße“ im Negerauge fleckig-bräunlich ist. Wenn man den Ausdruck „schwarze“ Rasse richtig versteht, ist Afrika wirklich der schwarze Erdteil mit Rücksicht auf seine Menschenrasse.

Das Skelett des Negers zeigt nicht so rückschrittliche Eigenheiten wie der Schädel; manches am Gesamtkörperbau ist wohl Sonderentwicklung und könnte deshalb als „höher“ entwickelt als beim Europäer bezeichnet werden. Der Brustkorb ist sogar flacher, die Langknochen sind schlanker und härter als bei uns. Der ganze Rumpf ist schmal, sowohl in den Schultern wie im Becken — es fehlt also der europäische Geschlechtsunterschied der größeren Hüftbreite der Frau, was also nicht mit urtümlicher Geschlechtsgleichheit zu verwechseln ist. In der Rückansicht erscheinen deshalb beim Neger beide Geschlechter gleichgebaut. Das Becken der Negerin hat eine mehr keilförmige Öffnung, der Durchmesser von vorn nach hinten ist größer als bei der Europäerin — man bringt das mit der langen Form des kindlichen Kopfes für die Geburt in Zusammenhang. Die gleiche Schulter- und Beckenbreite bedingt das Fehlen der Tailleneinziehung.

Die Arme des Negers sind lang, besonders die Unterarme; die Spannweite der Arme ist deshalb etwa 8 % größer als beim Europäer; sie würde noch größer sein, wenn die Schulterbreite größer wäre. Die Oberarmdrehung ist stärker als bei uns; besonders bei Frauen fällt das beim Aufstützen auf. Aber auch die Beine sind lang, wieder vor allem die Unterschenkel.

Der Neger hat keine Waden; vielleicht hängt es mit der Art der Fußhebung beim Gehen zusammen. Plattfüße bekommt der Neger nach längerem Marschieren auf hartem Boden wie wir. Die Lendeneinknickung der Wirbelsäule ist auffällig; diese — übrigens im menschlichen Sinne „höhere" Entwicklung — teilt der Neger mit den Pygmäen und Buschmännern. Es liegt an der ungleichen Höhe der einzelnen Wirbel, die beim Neger vorn höher sind als hinten, während es bei uns fast im gleichen Maße umgekehrt ist.

Für den unvermischten Neger müssen wir die Körpergröße als „mittel" bezeichnen; sie liegt zwischen 158 und 168 cm; die ganz besonderen Körperhöhen, die 200 cm überschreiten, scheinen in den Stämmen vorzuherrschen, in denen Vermischung mit hamitischem Blut vorliegt. Bei der weitreichenden Durchdringung kommt man dann leicht dazu, den Neger an sich als groß mit überlangen Beinen anzusprechen. — Das Wachstum der Negerkinder soll schneller vor sich gehen, aber auch früher beendet sein als bei uns.

Kennzeichnend ist die auffällige Größe der männlichen Geschlechtsorgane beim Neger. Sonst ist über anatomische Verschiedenheiten noch nicht viel bekannt; Schilddrüse und Milz sollen kleiner sein als beim Europäer.

Noch weniger bekannt sind uns physiologische Unterschiede. Die Körpertemperatur soll einige Zehntelgrade niedriger sein, auf 1 ccm sollen eine halbe Million Blutkörperchen weniger kommen als bei uns. Die starke Schweißsekretion der Neger ist bekannt; ihr Körpergeruch beruht aber auch viel auf Einsalbung und Einreibung der Haut und des Kopfhaares. Menstruation und Klimakterium liegen etwas — aber nicht sehr viel — früher als bei uns, so daß die ganze Fortpflanzungsfähigkeit der Frauen etwas früher beginnt und aufhört. Das muß aber mehr als klimabedingt, nicht als rasseneigentümlich angesehen werden. In der Blutgruppenverteilung gibt es weniger A und mehr B als bei uns; die vier Hauptblutgruppen verteilen sich etwa auf 42% O, 24% A, 28% B und 6% AB. O und AB sind also im gleichen Maße vertreten wie beim Europäer.

Körperverunstaltungen oder Verzierungen sind ja aus vielfachen Bildern bekannt; sie betreffen größtenteils Durchbohrungen der Weichteile. Ohren, Nasen und Lippen erscheinen vor allen Dingen dazu geeignet. Die „Tellerlippennegerinnen" sind ja überall bekannt geworden. Zahnbearbeitungen sind häufig. Kupfer- und Messingringe um Hals und Gliedmaßen führen ebenfalls zu körperlichen Veränderungen.

Bei islamitischen Negern ist Beschneidung die Regel; sie wird aber auch bei anderen Stämmen vorgenommen. Weniger bekannt ist vielleicht, daß auch beim weiblichen Geschlecht entsprechende Eingriffe vorgenommen werden.

Tatauierungen werden durch Brand- und Reliefnarben, weniger durch Farbeinreibungen, bei beiden Geschlechtern vorgenommen. Sonderbare Schmuckformen werden auch durch Haarfrisuren und teilweise Ausrasierungen erreicht.

Das Seelenleben des Negers ist viel beschrieben und besprochen worden. Mission und Kolonisierung haben zu weitgehenden Diskussionen darüber Anlaß gegeben, wenn auch der eigene Standpunkt des Beobachters dabei immer von Bedeutung sein muß. Der Neger gilt als unbeständig, sanguinisch heiter, sorglos, wenig energisch, launenhaft, leicht interessiert für Neues, aber ebenso schnell vergeßlich. Seine Begriffe von Dankbarkeit decken sich oft nicht mit unseren; er ist gutmütig, aber nicht vorausschauend, daher nach unserer Ansicht faul. Er ist gut erziehbar, aber die Erziehung muß streng, folgerichtig und gerecht sein. Bei der Kolonisierung haben in dieser Weise

auftretende Kolonialführer wohl gewußt, wie sie mit Negern umzugehen hatten; Belehrungen vom grünen Tisch und auch gut gemeinte Ratschläge von seiten der Mission entsprechen oft weniger den wirklichen Notwendigkeiten.

Dabei ist der Neger ein guter Beobachter — besonders für Schwächen seines Herren, ein geschickter Schauspieler und unermüdlicher Redner oder Schwätzer. Sein Sinn für technische Arbeiten zeigt sich in seiner großen materiellen Kultur, sein geringes abstraktes Denkvermögen in ebenso kleiner ideeller Kultur. Sagen und Märchen spielen dieselbe Rolle wie bei anderen Primitiven.

Satt und zufrieden sein bei möglichst geringer Anstrengung, ist Negerparole. Der Satz: „Afrika den Afrikanern!" kann deshalb niemals einem Negergehirn entsprungen sein, für das „Afrika" überhaupt kein denkbarer Begriff ist. Zu solchen Thesen kommen höchstens Mischlinge; selbst denen mögen sie noch suggeriert sein.

Wo man die Neger zu eigenen Kulturstaaten mit Selbstverwaltung angeregt hat, wie z. B. in Liberia, ist nie etwas daraus geworden. „Kulturgaben" wie Alkohol, Geschlechtskrankheiten und europäische Lebensformen verträgt der Neger nicht. Nach Aufhebung der Sklaverei in U. S. A. Nordamerikas sind von 11 Millionen Negern nur 5—6000 in mittlere und höhere Schichten aufgestiegen und auch diese sind meistens Mulatten; die übrigen befinden sich in den allerniedrigsten Berufen und veranlassen so — an asoziales Leben gefesselt — den wütendsten Rassenhaß, den wir heute kennen. Bezeichnend ist in U. S. A. nach der Freilassung der Neger auch die Zunahme der Geisteskranken; 1845 kamen auf eine Million 165 Kranke, heute sind es über 1000!

In Mittel- und Südamerika leben noch 5 Millionen Neger und Mischlinge in allen Abstufungen, für die es besondere Namen gibt. Auch sonst tritt der Neger überallhin verschleppt auf der Erde auf; eine bedenkliche Rolle spielt dabei Frankreich, wo trotz aller Erkenntnisse aus der Vererbungslehre über die unabwendbaren Folgen der Rassenmischung bedeutend mehr Neger und Negermischlinge als zerstörende Fremdkörper in der weißen Rasse leben, als die offizielle Statistik zugeben will. Das Schlimmste dabei ist, daß der Neger dadurch nicht nur gleichberechtigt neben, sondern sogar als Vorgesetzter über Europäer gesetzt wird. Dasselbe gilt für die Gleichsetzung der Neger in kirchlichen Dingen durch die Missionare. Hier wäre unser Rassenstolz gleichbedeutend mit Selbsterhaltung.

Die eigentliche Negerkultur ist trotz einer gewissen Mannigfaltigkeit durchaus primitiv; wo mehr geleistet wird, handelt es sich um hamitisch und semetisch beeinflußte Mischrassen. Ursprünglich und geblieben ist der Hackbau. Pflug und Zugtier sind nicht bekannt und auch nicht übernommen. Die Feldbestellung ist Frauenarbeit und wird nur so weit getrieben, wie es zur Nahrungsbeschaffung notwendig ist. Die oft in stärkstem Maße betriebene Viehzucht ist — wie schon bei den Hottentotten erwähnt — wohl immer ein Zeichen hamitischer Kulturbeeinflussung. Dabei werden die Rinderherden oft nur als Luxus und als Zeichen für Reichtum — kaum zum Fleischgenuß — gehalten.

Das Handwerk blüht in der Negerkultur; es gibt Töpferei, Flechterei und Weberei, Fellpräparierung und Eisenschmieden. Reichhaltig ist die Waffenfabrikation: Wurfkeulen, Stöcke, Schilde, Speere in vielen Arten, Pfeil und Bogen, zum Teil die rückwärtsgebogenen wie in China, Schwerter, Dolche, Messer. Aber auch friedliche Instrumente werden verfertigt: für Musik gibt es Pfeifen, Flöten, Hörner und Trommeln.

Wie Trommeln als Fernsprecher benutzt werden können, haben unsere Landsleute während des Krieges um unsere Kolonien bewundern können.

Wohnbauten sind sehr verschiedenartig, wenn auch die Bienenkorbhütte die typischste Negerbehausung ist. Darstellende Kunst findet sich besonders in Plastiken und Schnitzereien.

Rückständig ist dagegen die Schiffahrt; auch dort, wo Gelegenheit dazu gegeben ist. Seetüchtige Boote sind fremde Einfuhr, das eigentliche Negerfahrzeug sind der Einbaum und das Rindenboot geblieben.

Veranstaltungen großer Feste, Jugendweihen und dergleichen passen zum heiteren Lebensgenuß des Negers; aber die ständig tiefer in den schwarzen Erdteil eindringende Kultur Europas macht aus dem Neger immer mehr den proletarischen Arbeiter, der sich auch weit über sein Heimatland hinaus zu körperlicher Arbeit verdingt.

Nachdem wir im Bantuneger den eigentlichen Negertypus Afrikas herausgesehen haben, mögen einige Stammesnamen aus dieser großen Sprachgruppe genannt sein. Im Nordwesten reicht ihr Gebiet bis nach Kamerun, von dort haben wir, an der Küste bis zu den Hereros in Deutsch-Südwest herabgehend, die Stämme der Bakoko, Fan, Babangi, Bakongo und die schon genannten Ovambo. Im Inneren sind, ebenfalls von Norden im Kongobogen beginnend, bis zum Kapland zu nennen: die Bassonge, Bakuba, Luba, Lunda, Kasongo, Kasembe, Katanga, Barotse, Mambunda, Makololo, Matabele, Betschuanen und die ebenfalls bei den Khoisaniden genannten Basuto. An der Ostküste wohnen, wieder von der Nordgrenze Deutsch-Ostafrikas bis zur Kapkolonie herabreichend, die Wadschagga, Baganda, Wanjamwesi, Wagogo, Wahehe, Makonde, Wangoni, Makua, Maschona, Movomotapa, Makalaka und die erwähnten Zulukaffern. Als Kaffern (= Ungläubige) werden zusammenfassend auch alle südostafrikanischen Stämme bezeichnet. Die Aufzählung ist nicht erschöpfend, sie soll nur bei gelegentlichen Nennungen die Einreihung erleichtern.

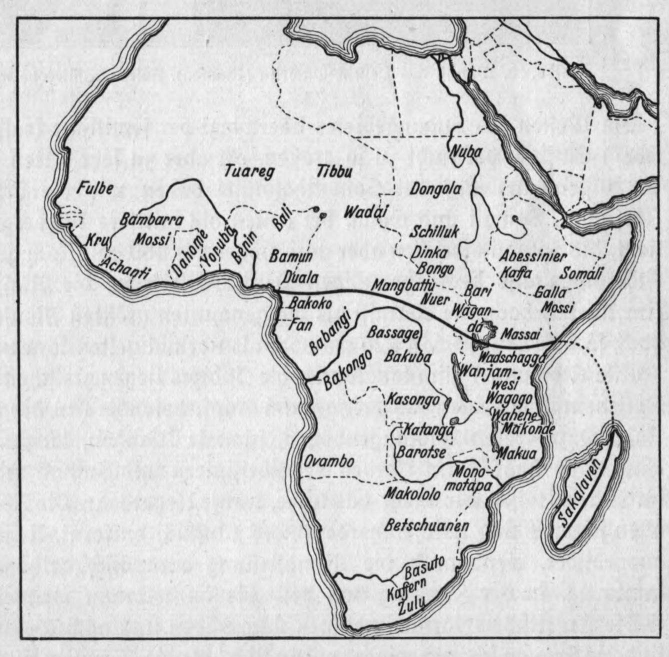


Abb. 59. Negervölker Afrikas. Nördlich der Trennungslinie sudanide, südlich bantuide Sprachgruppe.

Wenn wir hieran die **Sudanneger** anschließen, sei daran erinnert, daß damit nicht ohne weiteres eine neue Rassengruppe gemeint ist. Was uns hier in anthropologischer Abänderung entgegentritt, beruht im

wesentlichen auf der Beimischung hamitischer und semitischer (orientalischer) Elemente aus der weißen, europiden Hauptrasse.

Auf diesem Bastardierungseinfluß muß es wohl beruhen, daß nun häufiger lange oder überlange, hagere Gestalten mit ganz besonders langen Beinen auftreten. Dadurch ergeben sich hier — im nicht krankhaften Zustand — die größten Menschen der Erde, die, wie ein Witz der Natur, neben den kleinsten Zwergen wohnen. Hier haben wir bei den Watussi-Ruanda Männer von 220 cm Höhe. Das ist hamitischer Einfluß.

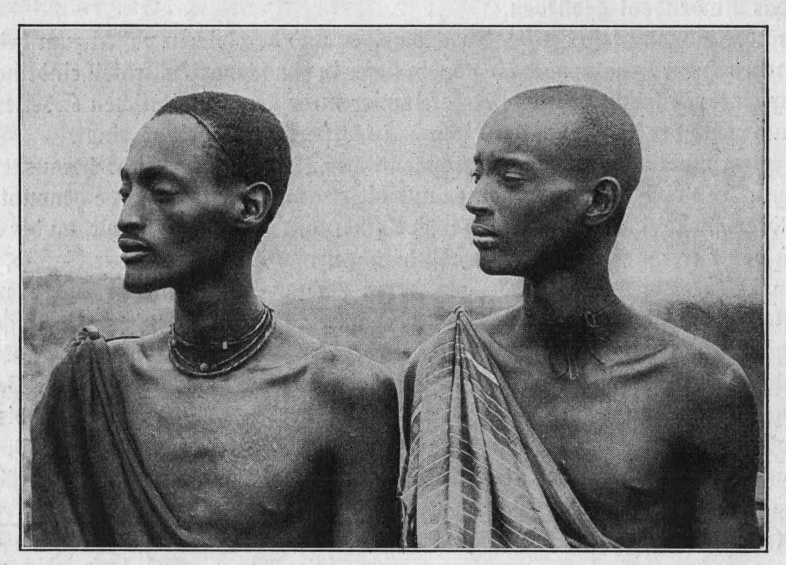


Abb. 60. Watussi aus Deutsch-Ostafrika (Ruanda). Sultan Kissilerobo mit seinem Neffen.

Im Westen des Sudangebietes überwiegt der semitische (rassisch richtiger „orientalide") Einfluß, der nicht zu so großen, oft aber zu sehr fetten Gestalten geführt hat. Im Osten und auf der Somalihalbinsel haben wir die äthiopiden Stämme der Abessinier, Somali und Galla, bei denen die mittlere Körpergröße bei etwa 168 cm liegt, die Somali erreichen aber auch Höhen bis 180 cm. Noch größer sind die südlichen Äthiopiden aus dem ehemaligen Deutsch-Ostafrika; die Massai sind etwa 170 cm (im Mittel) hoch, die Watussi als die genannten größten Menschen sind oft über 2 m hoch, so daß Längen von 220 cm noch als normal gelten können.

Alle Äthiopiden sind langköpfig, die Indizes liegen zwischen 72 und 75. Europide Rasseneinflüsse zeigen sich vielfach am Kopf, besonders in der schmalen, hochrückigen Nase. Dazu treten Überaugenbögen, schmale Wangen, langes Gesicht und kräftiges Kinn. Das Haar ist im Norden bei Abessiniern und Somali mittellang und gewellt, im Süden treffen wir mehr das kurze, krause Negerhaar. Die Körperbehaarung ist bei allen schwach und wird außerdem noch künstlich entfernt. Negerlippen sind meistens ausgebildet, wenn auch die Mundstellung europäisch orthognath ist. Die Haut ist samtartig, in der Färbung von hell- bis dunkelbraun wechselnd.

Die negerischen Formen nehmen nach Süden und nach Westen zu; bei den Watussi sind die Frauen schon weniger „europäisch" als die Männer; auch die Massai sind mehr „Neger". Mit den Wadschagga, Boganda und Wagogo, die bei den Bantu genannt

waren, haben wir dann echte Neger, die als Kulturnachahmer dort auch „Massaiaffen" genannt werden. Wo sie mit den hamitischen Watussi in Berührung kommen, sind sie stets stillschweigend die Untergebenen und die Watussi die Herren. Wir sind berechtigt, das seit der frühesten Einwanderung der Hamitenvorstöße als bestehend anzunehmen — das gehört wieder in den Ursprung der Menschenrassen.

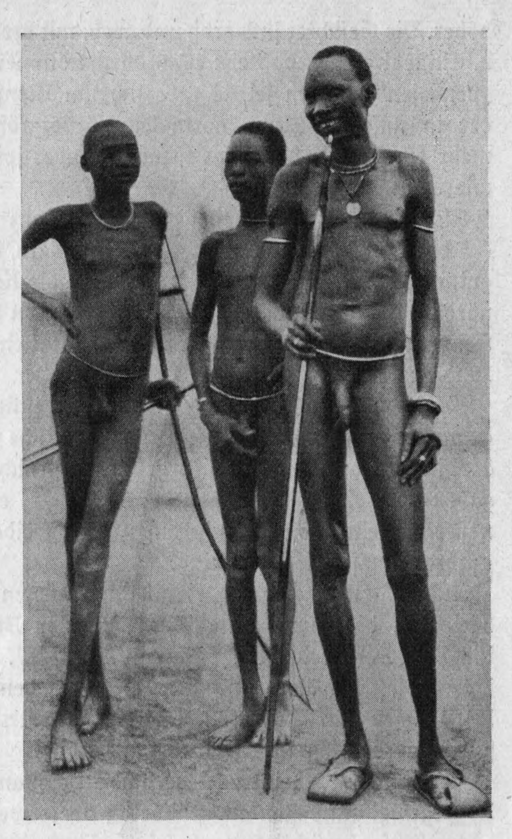


Abb. 61. Mandari, nilotische Neger.

Westlich schließen sich an die Äthiopiden am oberen Nil die Nilotiden an; als bekannteste Stämme seien von ihnen genannt die Schilluk, Dinka, Bongo, Nuër, Basi, Dschaluo, Atscholi; im Süden die Kawirondo, Wagaja. Auch hier finden wir wieder die sehr langen und schlanken Gestalten mit extrem langen Beinen. Die Dinka werden über 180 cm groß. So sind sie den Äthiopiden ähnlich, aber proportionierter; ihre Körpergröße erscheint normaler. Die gut ausgepolsterte, glatte, sammetartige Haut schafft nach unserem heutigen Schönheitsideal sehr anziehende Formen und Gesichter. Selbst die dicken Negerlippen scheinen dem ganzen Gesichtsausdruck harmonisch angepaßt zu sein. Negerisch ist auch die Größe der männlichen Geschlechtsorgane.

Der Kopfindex von 72—74 entspricht beiden Rassenkomponenten, die Gehirnschädelform ist aber doch im ganzen die des Negers; Nasenrücken und orthognathe Mundstellung dagegen europäisch.

Im Westen des Sudangebietes, südlich der Sahara, zum Teil noch in ihre südlichen Ausläufer hineinreichend, treten die eigentlichen Sudaniden auf. Hier trafen auf den Neger semitisch-orientalische Einflüsse und schufen auch anthropologisch eine Mischform, bei der das Negerhafte stärker erhalten geblieben ist. Die Leute sind auch groß, im Mittel 170 cm; manche Gestalten gehen aber noch beträchtlich darüber hinaus. Trotzdem scheint das Auffällige hier nicht so sehr in der Größe als in der oft massigen, plumpen und fetten Körperform zu liegen. Orientalide Neigung zum Fettreichtum schuf hier Riesen an Körpergewicht.

Vom Neger her blieb die Schnauzenbildung, Prognathie, die breite, flache Nase, die wulstigen Lippen und die dunkle Haut. Als „schön" in unserem Sinne kann man das — im Gegensatz zu den Nilotiden — also nicht bezeichnen.

Langköpfig sind diese Sudaniden auch, aber die Indizes liegen mit 73—77 doch etwas

höher. Die Gesichter sind groß und grob, mit breiten Backenknochen und großem Mund. v. Eickstedt zitiert, daß erst 1785 durch Sömmering nach der Präparation einer Leiche „bewiesen“ worden sei, daß es sich um Menschen, nicht um „Affen“ handele. Bei der in unserem Sinne normalen Körpergröße sind die Gliedmaßenproportionen mehr europäisch; das Haar ist aber wieder spiralig, höchstens nicht ganz so schwarz wie beim Neger.

Als Stammesnamen seien angeführt: ganz im Westen am Kap Verde die Fulbe (= die Gelben), die Mandingo und Bámbara, die Melle, Susu, Segu, Mossi, in Oberguinea von der Pfeffer- bis zur Goldküste die Kon, Aschanti, Dahome, Yoruba, Benin; nördlich von diesen die als Händler bekannten Haussa. Ferner im Kamerunwinkel die Adamana, Bali, Bamum, Duala und die kleinen Gruppen der Boriba, Wei, Ewé, Wadai u. a.

Im Kamerungebiet, aber auch weiter westlich bis nach Togo finden wir unter den genannten Stämmen doch mehr rein negerische Typen, so wie ja auch das Sprachgebiet dort in die Bantugruppen übergeht. Es ist nicht leicht — wenn keine kulturellen Beigaben oder Ausschmückungen dabei sind —, einen solchen westafrikanischen Bantuneger von einem ostafrikanischen zu unterscheiden. So erübrigt sich hier eine genauere anthropologische Beschreibung.

Kulturell mag nur auf Benin hingewiesen sein (v. Luschan, Frobenius, Struck, Strieder), das durch seine fein ziselierten Bronzegußarbeiten berühmt geworden ist. Das Beninreich blühte im 16. und 17. Jahrhundert; es ist fraglich, ob die Bronzeplastiken älter sind oder erst nach dem europäischen Eindringen (durch die Portugiesen am Ende des 15. Jahrhunderts) entstanden. Der Bronzeguß selbst soll sogar deutschen Ursprungs sein!

Berühmt durch seinen kriegerischen Hochstand war das Aschantireich mit dem im Negergebiet am besten ausgebildeten Heereswesen nach dem 16. Jahrhundert, jedoch auch ebenso berüchtigt durch seine glänzenden Fürstenhöfe und die unglaublichen Menschenschlächtereien. Auch andere Sudanstämme haben im Mittelalter einflußreiche Fürstentümer und Königreiche ausbilden können, von denen im Osten Abessinien bis vor kurzem noch mit in Rechnung zu ziehen war.

Für Afrika bleiben nun noch alle nördlich der Sudanidengrenze vom Kap Verde im Westen bis zum Roten Meer im Osten lebenden Völker übrig. Obwohl sich hier überall nicht nur negerische Einzelmerkmale sondern auch wirkliche Neger vorfinden, muß dieses Gebiet doch anthropologisch von Afrika abgetrennt und zu Europa gerechnet werden als der mediterrane Kreis der großen europäischen Hauptrasse. Nach unserem Schema wären also die hier lebenden Menschengruppen erst wieder bei der „mittleren Linie“ zu behandeln.

14. Madagassen.

Aber noch ein anderes Gebiet, das geographisch zu Afrika gerechnet wird, ist zu nennen: die große Insel Madagaskar. Ihre Abtrennung von Afrika ist alt; als Heimat und eigentliches Verbreitungsgebiet der Halbaffen und durch das Fehlen der afrikanischen Großtierwelt ist Madagaskar geologisch als etwas Besonderes gekennzeichnet.

Auch anthropologisch gehört die Insel nicht ganz zu Afrika. An der ebenen, Afrika zugewandten Westküste, also am Kanal von Mozambique, leben die Sakalaven.

Diese gehören als allerdings sehr vermischte Bantuneger noch mit zur afrikanischen Menschheit. Ihre dunkle Hautfarbe und das krause Haar kennzeichnet sie.



Abb. 62. Hova-Frau von Madagaskar.

Diese Sakalaven sind die ältere Besiedlungsgruppe gewesen, die Zeit ihres Eindringens ist unbekannt; weit vor unserer Zeitrechnung wird es nicht gewesen sein. Bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts hatten sie noch zwei Königreiche aufrechterhalten können, Menabe im Süden und Imboine im Norden. Dann aber kamen sie unter die Herrschaft der anderen Rassengruppe, die Madagaskar bewohnt. Das sind die Hova, die seit 1896 ganz in der Kolonialherrschaft Frankreichs aufgingen.

Die Hova gehören nicht zur „schwarzen" Rassenlinie; sie sind aus dem Osten über den Indischen Ozean in mehrfachen Wellen seit 2000 Jahren auf die Insel gekommen und bewohnten anfänglich die Ostküste. Ursprünglich malaisch-indonesischen Ursprungs, sind sie heute arabisch-orientalisch vermischt. Vom mohammedanischen Glauben sind sie jetzt zum Christentum übergetreten und ihrer Kultur nach Ackerbauer mit Reis-, Zuckerrohr- und Taro-Anbau.

Mittlere Linie.

15. Ainu.

Damit verlassen wir nun die linke „schwarze" Seitenlinie der Menschheitsentwicklung.

Ehe wir uns aber zur rechten „gelben" Rassenlinie wenden, bleibt noch ein einzelner Rassenrest an der mittleren Linie zu behandeln, der lieber schon jetzt gebracht werden soll — anstatt kurz vor der europiden Hauptrasse —, um damit seine Urtümlichkeit zu betonen.

Es sind die Ainu, die heute auf dem Südteil der Insel Sachalin, auf dem Nordteil der Insel Jesso und auf einigen südlichen Kurileninseln im japanischen Hoheitsbereich wohnen (Abb. 33). Früher läßt sich ihre Anwesenheit auch auf dem gegenüberliegenden Festland und auf den übrigen japanischen Inseln nachweisen; die Hauptinsel Hondo bewohnten sie bis zum 11. Jahrhundert. Es ist zu betonen, daß der Name dieser Rasse Ainu ist, nicht Aino; Ainu ist Eigenbezeichnung und heißt „Mensch", Aino ist (nach Montandon) ein Schimpfwort und bedeutet Bastard von Mensch und Hund.



Abb. 63. Ainu-Mann.

Obgleich die Ainu seit Jahrhunderten zwischen Mongolen leben und trotz aller Unterdrückung und Verachtung reichlich mit mongolischen Rassenmerkmalen durchsetzt wurden, ist anthropologisch doch kein Zweifel, daß wir es mit einer Menschengruppe zu tun haben, die stammesgeschichtlich nur mit dem australisch-europiden Zweig in Verbindung gebracht werden kann. Und dieser Zweig muß ein altes Absprengsel sein, das seine urtümlichen Züge recht treu bewahrt hat. Die Ainu saßen vor den Japanern in ihrem weiter als heute ausgedehnten Heimatsgebiet. Sicheres läßt sich über ihr Auftreten noch nicht sagen; die Untersuchungen über den Rassenursprung scheinen bis auf die mittlere Steinzeit (das Mesolithikum in Europa 10—6000 v. Chr.) zurückzugehen; dem Schädelbau nach schließen sich die Ainus dem europäisch-altsteinzeitlichen Cro-Magnon-Typus an. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß wir ainuähnliche

Physiognomien in Europa treffen. Auffällig ist die Porträtähnlichkeit des Grafen Leo Tolstoi mit Ainumännern.

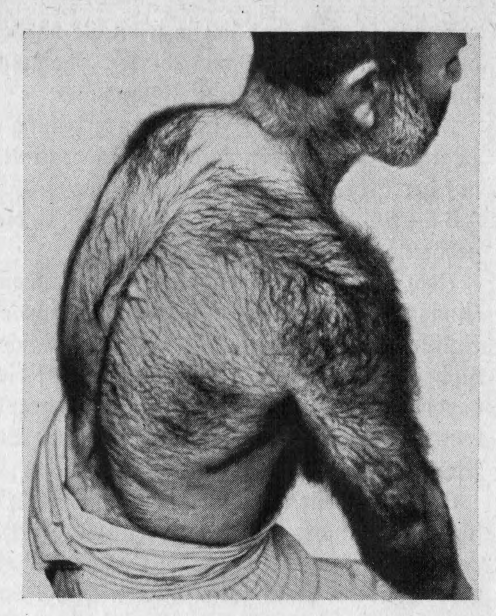


Abb. 64. Ainu=Mann.

Die Ainu sind noch als klein zu bezeichnen; Durchschnittshöhe der Männer 156 bis 158 cm, die Frauen sind wenig kleiner. Der Körperbau ist dabei kräftig und untersetzt, die Proportionen sind aber europäisch; d. h. also die Beine sind nicht kurz im Verhältnis zum Rumpf wie bei den Mongolen. Das zeigt sich auch in ihrer Klafterbreite; diese Spannweite der Arme beträgt im Verhältnis zur gesamten Körperlänge bei Ainus und Europäern etwa 106 %, während kurzarmige Mongolen trotz ihrer Kleinheit nur 102 % erreichen. Die Beinlänge der Ainu beträgt 51,5 % der Körperhöhe, die der Mongolen 48—50 %.

In allen anderen Merkmalen haben wir entsprechende Unterschiede. Zwischen kurzköpfigen Mongolen sind die Ainu mittellangköpfig; der Kopfindex beträgt im Durchschnitt 76—77. Die Augen sind braun, aber nicht dunkel; eine Mongolenfalte fehlt, obgleich sie in der Vererbung bei Vermischung zwischen Mongolen und Europäern dominant ist. Wenn ein Ainu Mongolenfalten am oberen Augenlid hat, ist das ein sicheres Zeichen von Mongolenkreuzung — und es wird dann meistens nicht das einzige sein.

Das Gesicht ist breit und niedrig, mit rechteckigen niedrigen Augenhöhlen; die Backenknochen sind breit und vorstehend; es muß deshalb betont werden, daß auch diese europide Cromagnon=Merkmale, nicht mongolische Erbeigenschaften sind. Das flache Mongolengesicht haben wir beim Ainu nicht; schon der hohe gerade Nasenrücken bedingt ein ganz anderes Aussehen. Dabei ist auch die Nase im ganzen groß, mit breiten Flügeln. Die Mundpartie ist — unmongolisch — leicht vorgebaut; die Kieferwinkel sind breit, das Kinn ist kräftig und breit.

Alle diese Merkmale werden wir bei der Beschreibung der Cromagnon=Rasse wiederfinden; sie werden abgeschlossen durch die kräftigen Überaugenbögen und die tief eingezogene Nasenwurzel, so daß dadurch — ganz im Gegensatz zu den Mongolen — ein nordisch=europäisches Profil entsteht. Und dazu kommt als bekanntestes Ainumerkmal der Haarreichtum, so daß wir daraufhin versucht sein möchten, uns auch unsere europäischen Vorfahren der Cromagnon=Zeit mit reichem Haar= und Bartwuchs vorzustellen.

Das Ainuhaar ist wellig bis lockig, dicht und lang; der in seiner Form europäische Vollbart und Schnurrbart geht weit auf die Backen hinauf und läßt nur wenig vom Gesicht frei. Dieser überreiche Bartwuchs ist nun nicht — wie bei den meisten heutigen Menschenrassen — künstlich abgeschafft, sondern zum Rassenschönheitsideal geworden;

das ging so weit, daß sich ja selbst die bartlosen Frauen um die Lippen herum mit dunkler Tatauierung Schnurrbärte vorgetäuscht haben. Heute gibt es allerdings auch kurzgeschorene und rasierte Ainumänner.

Interessant ist die Blutgruppenverteilung bei den Ainu; sie ist nicht mongolisch, zeigt aber wie bei den europiden Indern mit das stärkste Vorkommen der Gruppe B auf der Erde. Es gehören zur Gruppe O 37%, zu A 24—25%, zu B 33% und zu AB 5—6%. Die Mongolen haben 21% B, die Europäer nur 12% B, aber die zu uns gehörenden Inder 37—42% B.

Nach neueren Untersuchungen Montandons sind aber verschiedene Gruppen der Ainus in der Blutgruppenverteilung nicht einheitlich; das ist erklärlich. Auch die Kultur der Ainu läßt sich darum schwer beschreiben, weil sie heute ganz unter japanischer Herrschaft und Beeinflussung steht; die Bekleidung ist arktisch — man vergißt dabei leicht, daß die Inseln auf der geographischen Breite von Rom liegen —; die bunten Gewänder sollen auf japanischen Einfluß zurückzuführen sein. Bogen und Pfeile sind ihre wichtigsten Waffen.

Als letzte Reste ihrer Gebräuche sind die „Bärenfeste" zu nennen, die uns wahrscheinlich manches über die Bedeutung des Höhlenbären für die europäischen Jungpaläolithiker andeuten können. Auch das ist ein kultureller Hinweis auf die alte Zugehörigkeit der Ainu zur mittleren Linie. Sonst sind die Ainu — heute noch etwa 70000 — ganz von den Japanern überdeckt und unterdrückt; aus ihrer Vergangenheit erzählt man sich Märchen von Zwergen, die in Erdlöchern hausten. Ainuleichen wurden früher ausgegraben und ihr Gehirn als Arzneimittel verwandt. Trotz allem sind Vermischungen aber nicht ausgeblieben; und wo bei Japanern einmal stärkerer Bartwuchs auftritt, kann an altes Ainuerbe gedacht werden.

(Hierzu Karte Abb. 33.)

Gelbe Linie.

16. Malaien (Protomalaien, Deuteromalaien).

Ein schwieriges Kapitel für jede Rassenordnung bilden nun die Malaien; schon, wenn man sich nur entschließen will, auf welche Seite des einfachen dreiteiligen Menschheitsstammbaumes man sie stellen soll. Eine sichere Entscheidung ist uns also nicht möglich. Blumenbach bezeichnete sie 1776 als eigene „braune Rasse"; man hat sie dann auch zum großen mongolischen Zweig — also auf unsere rechte „gelbe" Seitenlinie gestellt. Mongolische Einflüsse liegen natürlich vor; aber auch wenn man versucht, diese abzuziehen, bleibt doch für die Malaien keine eigentliche, selbständige Rasse übrig. v. Eickstedt erklärt die Malaien als Nachkommen einer altmongolischen Rassengruppe, bei der die mongolischen Eigenschaften noch nicht so stark ausgebildet waren; als südostasiatische Waldbewohner seien sie auch körperlich von den Mongolen der Lößsteppen abgewichen. Eine sichere Erklärung kann auch das nicht sein. Es wird also wohl der Stammesgeschichte entsprechen, wenn wir die Malaien als erste der rechten „gelben" Linie behandeln; und die in Südostasien lebenden Negritoformen mögen es bedingen, daß mancher „Malaie" nach seinem Porträt vom Beschauer eher als Neger in Afrika denn als mongolid-rassischer Mensch in Südostasien gesucht wurde. Von einer Malaienrasse wollen wir also nicht sprechen; wir können aber an ihnen feststellen, daß wenigstens zwei alte Rassenschübe vom vorderindischen Festland her zur See in den heutigen Malaiischen Archipel einschließlich Hinterindien vorgestoßen sein müssen. Diese in fast unzählbare Inseln zerrissene Heimat mußte dann auch den Grund zur Vielgestaltigkeit geben, die die Malaien sowohl körperlich wie kulturell kennzeichnet. „Malaien" kann deshalb nicht mehr als ein Sammelname für die Völkergruppen des südostasiatischen Archipels sein.

Nach den Merkmalen, die wir anthropologisch feststellen können, unterscheiden wir Protomalaien und Deuteromalaien. Die ersten, die Urmalaien, sind die älteste Schicht, auch heute noch urtümlich geblieben und von den nachfolgenden höher kultivierten Menschenwellen in das Innere aller Gebiete abgedrängt. In ihnen ist das weddaische Urelement am deutlichsten erhalten.

Die Deuteromalaien, durch mehrfache spätere Vorstöße in die gleichen Gebiete eingewandert, sind anthropologisch und kulturell höher organisiert. Bei ihnen tritt die mongolische Beimischung deutlicher hervor bis zum vollkommenen Übergang in mongolische Formen.

Vor diesen beiden Malaienwellen muß also schon eine weddaisch-negritische Urbevölkerung dagewesen sein. Heute besteht das Gebiet der malaiischen Stämme aus Hinterindien, dem ganzen Sundaarchipel, den Philippinen und den Molukken, so daß sie nach Süden und Osten Australien und Neu-Guinea benachbart sind.

Die Protomalaien sollen als die älteren zuerst behandelt werden. Ihre Einwanderung aus Indien muß wohl schon vor dem zweiten Jahrtausend v. Chr. stattgefunden

haben; vielleicht waren sie den primitiven Tamilen ähnlich. Jedenfalls müssen sie aber der weddaischen Urbevölkerung überlegen gewesen sein, so daß sie diese zerstörten und dabei doch auch ihre Eigenschaften teilweise in sich aufnahmen. Da die Protomalaien später in gleicher Weise von den nachrückenden Deuteromalaien überlagert und verdrängt wurden, müssen auch deren Rassenelemente unter ihnen zu finden sein. So kommt es, daß eine eindeutige Beschreibung auch für die Protomalaien nicht möglich ist.

Im allgemeinen sind es kleine Menschen; für die Igoroten auf den Philippinen werden 155 cm Körperhöhe genannt; für die Battak auf Sumatra 160 cm; nach E. Fischer gibt es aber auch große Leute in Zentralsumatra, die 175 cm erreichen. Typisch ist jedoch das kleinere Maß.

Ähnlich variierend sind auch andere Körpermerkmale; das Haar — in der Färbung einheitlich schwarz — ist meistens mongolisch straff, aber auch schlicht und gar nach Weddaart wellig. Die Körperbehaarung ist gering. Die Hautfarbe wechselt auch von Hellbraun bis Dunkelbraun. Der Körperbau ist stämmig und untersetzt; sonst sind die Proportionen aber weddaisch-europäisch. Die geringe Körperhöhe wird also nicht wie bei Mongolen durch besonders kurze Beine erreicht. Eine glatte, gut gepolsterte Haut bedingt oft auch für unsere Anschauung schöne Gestalten.

Die Protomalaien sind langköpfiger als die anderen; schwach langköpfig bis mittelköpfig ist der Durchschnitt; Kurzköpfigkeit ist noch nicht häufig. Dann finden wir auch Überaugenbrauenbögen und tiefliegende Augen. Die Augäpfel sind also nicht — mongolisch — nach vorn verschoben; daß die Mongolenfalte bei der ursprünglich europäisch geraden Lidspalte heute in allen Ausbildungsgraden vorkommt, ist bei ihrer Dominanz nicht zu verwundern. Durch dieses eine Merkmal wird der Eindruck des Mongolenelementes für den Beschauer oft stärker hervorgehoben, als es nach allen anderen Kennzeichen der Fall ist. Die Gesichter sind meistens breit und niedrig, die Backenknochen sind betont, aber nicht vorstehend. Die Nase ist flach, im Rücken konkav, nach unten hin breit, teilweise sehr breit mit quer gestellten Nasenlöchern. Die Mundpartie ist weddaisch vorgeschoben, der Mund selbst breit und die Lippen dick. Starke Wulstlippen, die — wenn auch noch lockiges Haar dazu kommt — leicht an Negertypen erinnern, müssen wir wohl auf negritischen Einfluß zurückführen. Die Unterkieferwinkel sind auch noch breit, das Kinn ist aber schwach ausgebildet, besonders bei Frauen erscheint es fliehend, so daß sich das Gesicht nach unten hin verjüngt.



Abb. 65. Verbreitung der Negrito (schwarz).
Andamanesen auf Groß- und Klein-Andaman, Semang auf Malakka, Negrito auf den Philippinen-Inseln. Im Kreis Verbreitungsgebiet der Malaien.

Als Vertreter der Protomalaien seien einige Stämme genannt. Auf den größten Inseln sind sie am zahlreichsten erhalten geblieben und dadurch auch noch am meisten bekannt geworden. Auf Sumatra leben die Battak, auf

Borneo die Dajak. Die letzteren besonders durch Selenkas liebevolle Schilderungen uns näher gebracht. Java hat heute keine Protomalaien mehr, falls nicht die Tenggeresen dazu zu rechnen sind; auf Celebes wohnen die Toradja und die Bugi, auf den Philippinen die Igoroten. Die vielen Inseln bedingen natürlich zahlreiche Stammesnamen, anthropologische Unterschiede müssen sich aber bei der vielfachen Durchmischung aufheben. Früher wurde für alle möglichen Stämme auch der gemeinsame Name „Alfuren" angewandt, der heute nicht mehr gebräuchlich ist.

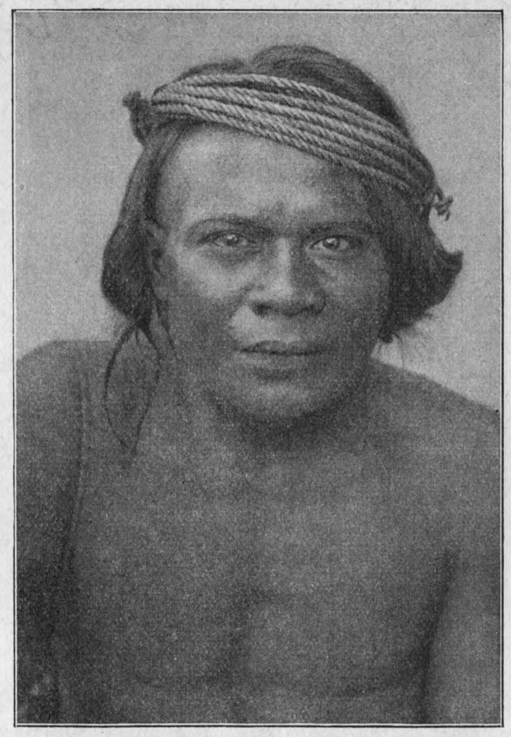


Abb. 66. Protomalaiische Schicht. Toradja (Celebes).

Der ursprüngliche Malaie ist durch gute Charaktereigenschaften gekennzeichnet; als freundlich, genügsam, ausdauernd, ehrlich (kein Diebstahl), stolz — aber auch reizbar, kriegerisch und nach unserer Anschauung grausam. Bekannt sind die Kopfjagden; Selenka schildert aber sehr anschaulich, wie trotz dieser Gepflogenheiten das Leben innerhalb des Stammes friedlich und harmonisch verläuft. Die Malaien sind sorglos, leidenschaftliche Spieler mit ausgesprochener Freude an Musik und Tanz.

Dem rassischen Aufbau entsprechend ist aber auch die Kultur sehr wechselnd und läßt sich als „protomalaiisch" nicht gut abgrenzen, da man nicht festlegen kann, welchen Zustand man als eigen bezeichnen soll.

Andere Autoren fassen einen Teil dieser Protomalaien als „Indoaustralier" zusammen (W. Volz), um damit mehr diese Herkunft als die mongolische Komponente zu betonen. Sachlich handelt es sich um dasselbe, nur die Trennung wird dann durch die niedrigeren Schichten geführt; also derart, daß die urtümlichsten malaiischen Gruppen mit den weddaischen und negritischen Stämmen zusammengefaßt werden, während die höheren Gruppen wie die Battak und Dajak mit zu den eigentlichen Malaien gerechnet werden.

Dabei wird dann der gelbliche Hautton als malaiisch angenommen, so daß die Malaien im ganzen als ein südöstlicher Zweig der „gelben" Menschheitslinie anzusehen sind. Wo sich dazu statt des straffen Haars wellige oder lockige Formen finden, lassen diese sich auf indo-australische Mischung zurückführen. Bei dieser Einteilung fällt damit die Grenze zwischen Proto- und Deuteromalaien fort, oder es werden mehrere Schichten angegeben — z. B. vier allein auf Celebes —, die sich vor allem kulturell unterscheiden lassen. Wie bei allem Lebendigen gibt es aber keine Grenze, die allen Ansprüchen gerecht wird.

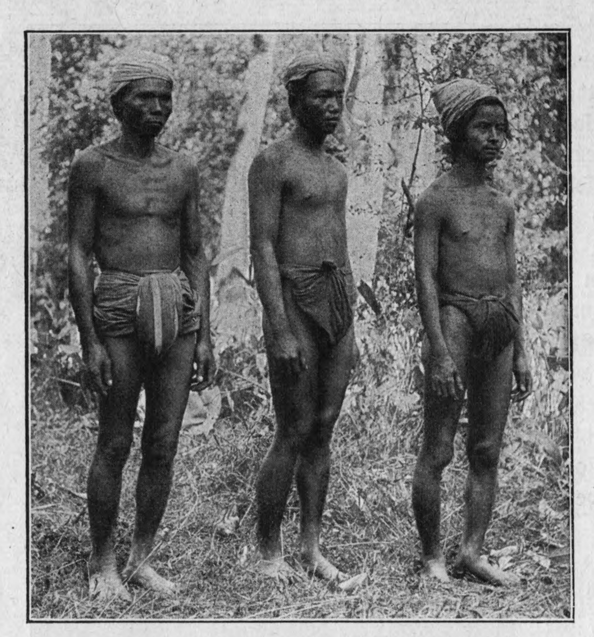


Abb. 67. Birmanische Malaien (Deuteromalaien) mit mongolischem Einschlag.

Nach unserer Einteilung kommen wir zur zweiten Gruppe, zu den **Deuteromalaien**, die in allen in Frage kommenden Gebieten die kultiviertere Küstenbevölkerung ausmacht. Ihre Herkunft wird bei aller Fraglichkeit mit bester Begründung aus dem hinterindischen Festland angenommen; müssen wir doch selbst in den Nagas, die den Nordosten Vorderindiens bewohnen, Malaien erblicken.

Deuteromalaiische Völker sind auch zahlenmäßig überlegen; wenn wir die Gesamtzahl aller Malaien auf 45 Millionen schätzen, dann sollen zwei Drittel davon allein auf Java leben, das nur von Deuteromalaien — bis auf kleinste Gruppen — bewohnt wird.

So wie die Deuteromalaien heute gestaltet sind, stellen sie sich ohne weiteres auf die „gelbe" Entwicklungslinie. „Mongolen" sind sie natürlich nicht, aber bei der Dominanz vieler mongolischer Rassenmerkmale müssen wir diese auch bei den Malaien vorfinden.

So ist das schwarze Haupthaar jetzt straff, der Bartwuchs ist schwach, es gibt einen spärlichen Kinnbart und einen dünnen Schnurrbart, der sich hauptsächlich auf die Mundwinkel beschränkt. Mongolenfalte ist häufiger oder in der Anlage immer vorhanden, die Iris ist hell- bis dunkelbraun, die Lederhaut des Auges gelblich.

Mongolisch ist auch die Kopfform. Der Kopfindex liegt über 80—85; auch das Gesicht ist flach und breit, die Backenknochen vorstehend; die Nase ist breit und flach, aber die Nasenlöcher sind rundlich und die Nasenflügel dadurch etwas schmäler als bei den Protomalaien. Weniger mongolisch ist die Mundpartie. Prognathie ist angedeutet, und die Lippen sind meistens verdickt. — Der gelbliche Hautton ist deutliches Mongolenzeichen.

Die Körpergröße ist klein bis mittelgroß; die Maße schwanken zwischen 155 und 165 cm. Auch die Proportionen nähern sich mongolischen Verhältnissen; der Rumpf ist länger auf Kosten der Beinlänge. Körperbehaarung ist sehr gering.

Die eigentlich malaiische Kultur stützt sich auf zwei Pflanzen: auf Bambus und Rotang; die Ausdrücke „Bambuskultur" und „Bambuszeit" sind berechtigt. Heute leben die Malaien natürlich in der Eisenzeit, von ihren Waffen ist besonders der Kris als typisch malaiisch bekannt, ein Dolch, der heute mehr Prunkwaffe und Abzeichen als Gebrauchsgegenstand ist. Im ganzen ist die malaiische Kultur so mannigfaltig, daß sie hier nicht zu besprechen ist; sie ist ja nicht nur bodenständig-malaiisch, nicht nur mongolisch, sondern auch von Vorderindien her beeinflußt. So haben wir überall, am bekanntesten auf Java und Sumatra, die Reste mächtiger Reiche vorderindischer

Kultur; Tempelruinen überraschen durch ihre Pracht und Größe ebenso wie durch ihre Zahl und durch ihre heutige Lage im dichtesten Urwald.

Als kriegerische Seefahrer haben aber die Malaien auch selbst zu ihrer Verbreitung über den ganzen Malaiischen Archipel beigetragen. Buddhismus und Brahmaismus halfen bei der Verbreitung höherer Kultur; vom Mittelalter an hat der Islam diese Religionen abgelöst und damit auch die alten Hochkulturen zum Versinken gebracht.

In Hinterindien ist dann die Vermischung der Malaien mit den eigentlichen Mongolen so stark, daß ein vollkommener Übergang eine anthropologische Trennung unmöglich macht. Die Siamesen, zu den mongolischen Thaivölkern gerechnet, sind noch halbwegs malaiisch, Anamiten und Tonkinesen stehen den Chinesen näher; in den Gebirgen des Inneren haben wir aber auch hier urtümliche Stämme — Moi- und und Mon-Khmer-Völker, die mehr der protomalaiischen Gruppe zuzurechnen sind. In der Halbinsel Malakka fanden wir deshalb von Norden her verdrängte primitivste Reste, die wir schon bei den Sakai besprochen hatten.

Nach allem, was über die malaiischen Völker und die malaiischen Verbreitungsgebiete zu sagen war, ist es verständlich, daß die anthropologische Untersuchung dieser Länder so unbefriedigend ausfallen muß. Es liegt am Vererbungsgang menschlicher Rassenmerkmale, daß in Gebieten starker und stärkster Rassenmischung wohl die Komponenten erkennbar sind, daß aber jeder Versuch einer Einordnung der heute lebenden Rassengemische um so erfolgloser sein muß, je genauer er sein will.

17. Mongolen.

Die mongolische Hauptrasse bildet also die „gelbe", rechte Seitenlinie unseres Stammbaumschemas. Als „gelbe" Rasse ist sie seit der ältesten Rassengeschichte der Menschheit bekannt — als die Rasse Asiens, wenn wir die Grenzen nicht politisch nehmen. Noch vor nicht langer Zeit stellte sie die größte Menschenmasse der Erde, heute — 500 Millionen zählend — ist sie von der weißen Rasse mit 885 Millionen doch weit überflügelt; ebenso wie das Kernvolk der Mongolen, die Chinesen, heute den Rang des stärksten Volkes an die Völker Indiens hat abtreten müssen.

Trotzdem ist die große Rasse der Mongolen so stark, daß manche der hier schon genannten Rassen und Rassensplitter zahlenmäßig dagegen überhaupt nicht in Betracht kommen. Man könnte erwarten, daß deshalb für die Mongolen in dieser Beschreibung auch ein entsprechend großer Raum zur Verfügung stehen muß. Aber das ist anthropologisch weder nötig noch gerechtfertigt. Rassenmäßig sind uns kleinste Überbleibsel ebenso wichtig oder bedeutungsvoller für den Rassenstammbaum der Menschheit als die Masse mongolischer Menschen.

Wir brauchten natürlich für eine Aufzählung aller Stämme und aller Namen mongolischer Völker viel Raum, aber für eine anthropologische Beschreibung der Rassen wäre das unnötig. Trotz ihrer großen Kopfzahl und vor allem trotz des weiten Raumes, den die gelbe Hauptrasse auf der Erde einnimmt, ist sie anthropologisch doch so übereinstimmend, daß sie leichter gekennzeichnet ist als die schwarze und die weiße Rassenlinie. Erst wenn wir die aus mongolischer Urrasse entstandenen Teile der Menschheit mit hinzurechnen, kommt die einstige Vormachtstellung dieser Rasse bei der Menschheitsbildung zu besonderem Ausdruck.

Der Name „gelbe Rasse" ist wirklich begründet. Wenn auch die Hautfarbe natürlich

kein reines Gelb ist, so besitzt sie doch einen Gelbfaktor, der zusammen mit anderem, braunem Pigment einen gelblichen Farbton bedingt und nur dieser Rasse und ihren Abkömmlingen eigen ist. Daß darüber hinaus alle zugehörigen Rassengruppen noch durch viele andere gemeinsame Erbmerkmale gekennzeichnet sind, war schon gesagt. So ergibt sich die verhältnismäßig große Einheitlichkeit, die es ermöglicht, die Beschreibung zusammenzufassen und dann die einzelnen Gruppen nur aufzuzählen, um dabei die geringfügigen Sonderheiten zu nennen.

Begründet wird diese Einheitlichkeit wohl dadurch, daß sich der Erbgang mongolischer Rasseneigenschaften bei Bastardierungen mit verschiedenen anderen Rassen vielfach als dominant erwiesen hat. Das mußte schon gesagt werden, wo wir auf mongolische Beimischungen bereits zu sprechen kamen.

Trotzdem können wir über die Herkunft dieser großen, weitverbreiteten Hauptrasse noch wenig behaupten. Das ist genauer in der zitierten Arbeit über den Ursprung der Menschenrassen ausgeführt worden. Wir können uns nur auf Hypothesen stützen. Allerdings kennen wir den Grund, weshalb die Vorgeschichte der mongolischen Rasse so wenig weit zurück zu verfolgen ist. Es liegt einmal darin, daß die wichtigsten und auch die meisten Kennzeichen der „Mongolen" in den Weichteilen des Körpers liegen. Schädel und Skelettknochen sind wenig charakteristisch und vor allem von den Formen der „mittleren" Linie — um jetzt nicht zu sagen: von denen der „weißen" Rasse — nicht scharf unterschieden. Wo wir also bei vorgeschichtlichen Funden auf Skelettreste angewiesen sind, ist die Diagnose „Mongole" schwer zu stellen. Alle bisherigen Anzeichen sprechen dafür, daß die Ausbildung des mongolischen Stammbaumastes verhältnismäßig jung ist, so daß wir auf alte oder sehr alte Anzeichen der Rassenentstehung überhaupt nicht rechnen dürfen. Es war in der Einleitung schon gesagt, daß die Skelettfunde aus der ältesten Steinzeit von Chou-Kou-Tien bei Peking, die uns die Sinanthropusschädel lieferten, nur besagen, daß bei diesen Urmenschen noch kein Mongolentypus vorhanden ist. Daß die nächsten Funde, die dafür in Betracht kommen könnten, überhaupt nicht aus Asien, sondern aus Europa stammen; die ältesten Mongolenfunde in Asien sind geologisch so jungen Datums, daß das Bestehen der Mongolenrasse eine Selbstverständlichkeit ist.

Einheitlicher als „der Neger" läßt sich also „der Mongole" beschreiben. Wenn wir uns aus dem volkreichen Rassenstamm den typischsten Vertreter heraussuchen wollen, so wäre wohl dazu am besten eine Gruppe geeignet, die wir als Tungide bezeichnen. Später werden diese Untergruppen genauer aufgezählt. Der Hauptsitz dieser Tungidenmongolen ist die nördliche Wüste Gobi, also die innere Mongolei im Herzen des ganzen Erdteiles. Am häufigsten und auch am genauesten untersucht sind aber — großenteils durch ihre Landsleute selbst — die Japaner, so daß es angebracht ist, auf diese die Gesamtbeschreibung zu stützen und die anderen Stämme daraufhin vergleichsweise zu kennzeichnen.

Nach der Größeneinteilung[1]) sind die Mongolen kleine Menschen; die Männer im Durchschnitt 158 cm hoch, die Frauen 145—147 cm. Das japanische Militärmaß sieht als untere Grenze 150 cm vor, bei uns sind 158 cm vorgeschrieben. Aber der Japaner ist verhältnismäßig schwerer; bei gleicher Körperlänge wiegt er 55 kg gegen 49 kg beim Europäer. Das ist begründet in den mongolischen Proportionen: langer, untersetzter Rumpf und kurze Gliedmaßen. Die Beinlänge, am großen Rollhügel des Oberschenkelknochens gemessen, beträgt beim Japaner 48–50% der Körperhöhe – erreicht also kaum die Hälfte

1) Die Maße sind meistens nach E. Fischers Angaben zitiert.

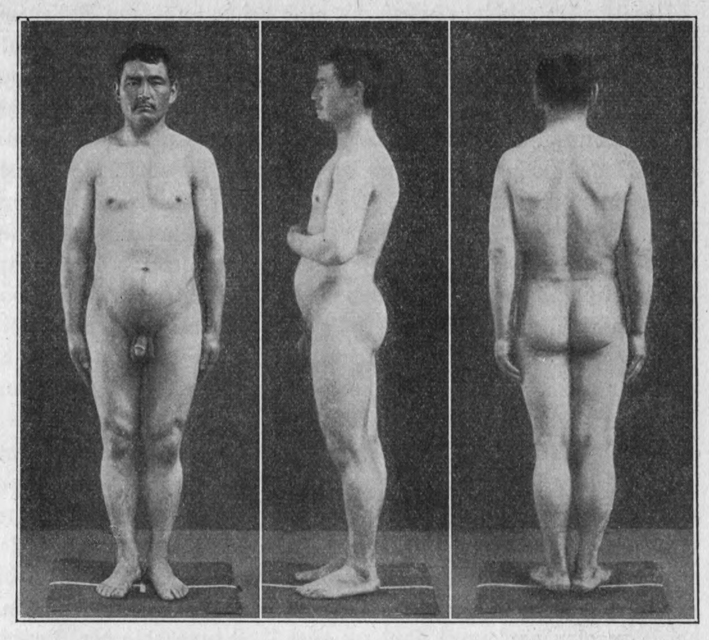


Abb. 68. Baschkire aus Gouvernement Orenburg. Mongolische Körperform.

der Standhöhe; bei Europäern beträgt das Verhältnis 50,6 bis 52,1%. Auch die Arme des Mongolen sind kurz; die Spannweite war schon einmal genannt. Beim Japaner beträgt sie 102—99% der Körperlänge (erreicht diese also oft nicht), beim Europäer sind es 103—108%; die Klafterbreite ist also immer größer als die Körperhöhe. Hände und Füße sind beim Mongolen — auch im Verhältnis zu seiner Kleinheit — zierlich und klein. Die Fußverkrüppelung der Chinesinnen sollte ja dieses Rassenmerkmal noch mehr unterstreichen.

Auffällig ist an dem langen Rumpf die gerade, gestreckte Wirbelsäule; es fehlt also die Einbiegung der Wirbelsäule in der Lendengegend. Darin verhält sich der Mongole entgegengesetzt wie der Neger, der Europäer steht in der Mitte. Durch das senkrecht gestellte Kreuzbein ist auch das Gesäß des Mongolen wenig vorgestellt und wenig auffallend. Beim aufrechten Sitzen scheint der Mongole gar kein Gesäß zu haben.

Charakteristisch wie der ganze Körper ist auch der Kopf des Mongolen. Zunächst ist er schlechthin „groß", und das noch besonders im Verhältnis zu der kleineren Gestalt. Der Gehirnraum faßt öfter mehr als 1600 ccm. Die Mongolen gelten allgemein als die kurzköpfige Menschenrasse; das schließt nicht aus, daß es unter ihren Stämmen auch mehrfach Langköpfe gibt; ebenso wie nicht jeder andersrassige Kurzkopf mongolisch beeinflußt zu sein braucht. Als Mittel für die verschiedensten Mongolenvölker wird ein Kopfindex von 82 genannt; das ist also nicht so hoch, wie man nach landläufiger Anschauung denken sollte. Natürlich wird dieser Index in vielen Fällen nach oben hin überschritten; der größte Prozentsatz von Rundköpfen mit hohen Indexwerten innerhalb einer Menschenrasse findet sich jedenfalls bei den Mongolen.

Wie bei allen Menschenrassen macht sich auch hier der Einfluß der sozialen Stellung bemerkbar; die höheren Schichten sind länger und schmal, die tieferen niedrig und breit. Bekannt ist dieser Unterschied ja innerhalb des japanischen Zweiges. Der höhere Choshu- oder Okayamatypus ist mehr europäerähnlich; er ist schlanker und größer, hat ein feineres Gesicht mit spitzem Kinn, mit schmalerer und höherer Nase. Daneben erscheint der niedere Satsumatypus mehr mongolisch betont; er ist also kleiner mit mongolischen Proportionen und hat besonders ein gröberes, breites und flaches Gesicht.

Ähnliche Unterschiede haben wir auch bei den anderen Rassenzweigen. Übrigens ist die absolute Breite des Mongolengesichtes nur scheinbar größer als bei uns, weil die Backenknochen in ganzer Breite mehr nach vorn gestellt sind. Dazu kommt dann der flache Nasenrücken, der besonders an der Wurzel die Backenknochen in Seitenansicht kaum überragt. Es gibt deshalb Mongolengesichter, bei denen man ein Lineal über beide Backenknochen legen kann, ohne daß der Nasenrücken berührt wird.

Die Nase verbreitert sich nach unten hin stark. Da die Überaugenwülste auch schwach sind, erscheint das Mongolengesicht in der Profilansicht ebenso flach wie von oben. Diese Flachheit wird noch verstärkt durch die Stellung der Augäpfel in den Augenhöhlen; sie sind nicht wie bei uns zurückverlagert, sondern nach vorn verschoben. Der Sehnerv der Mongolen muß deshalb etwa 2 mm länger sein als bei uns. Die Glashaut des Augapfels steht dabei oft weiter vor als die Nasenwurzel und der Augenhöhlenrand. Es ergibt sich dadurch in normalen Fällen ein ähnliches Bild wie bei uns, wenn Basedowsche Krankheit vorliegt.

Dazu kommt noch der Fettreichtum des oberen Augenlides, das sich fast in seiner ganzen Länge so weit über den Lidrand legt, daß der freie Lidrand mit den Augenwimpern bedeckt wird. Nach der Nase zu ist das obere Lid noch so weit nach unten gezogen, daß es den inneren Augenwinkel mit der Karunkel überdeckt und auch noch das untere Lid überschneidet. Das ist die bekannte Mongolenfalte, die wir bei Rassenmischungen ja schon öfter als dominant vererbt angetroffen haben. Daß sie nicht nur bei Mongolen vorkommt, sondern auch sonst innerhalb der Menschheit in allen Ausbildungsgraden einmal auftreten kann, haben wir bei Buschmännern und Hottentotten Afrikas gesehen — die deswegen nicht gleich Mongolenabstämmlinge oder -bastarde zu sein brauchten. Wenn die Falte das untere Lid nicht überschneidet, sondern nur berührt, spricht man von „Epikanthus", eine Bildung, die auch bei uns häufiger vorkommt.

Die Mongolenfalte bedingt die nach unseren Begriffen „eng geschlitzten" Mongolenaugen und täuscht auch deren „Schiefstellung" vor. Denn das Auge selbst steht auch bei den Mongolen genau so gerade wie bei allen anderen Menschen; nur die Herabziehung des Oberlides nach innen und das freie Hervorschauen des Wimperrandes am äußeren Augenwinkel ergibt die scheinbare Schiefstellung. Die Augenbrauen sind nur schwach ausgebildet — wie die gesamte Behaarung; auch das trägt dazu bei, den Übergang von der Stirn zum Auge zu glätten und die Flachheit des Gesichtes zu verstärken. Unterhalb des Auges sind auch die Einbuchtungen des Oberkieferknochens, die Fossae caninae, flach, so daß auch hier die Profillinie der Wangen gerade nach unten verläuft.

Die Lippen sind leicht verdickt, aber nie gewulstet; die Mundspalte selbst ist klein, bei Frauen oft sehr klein. Die Unterkiefer haben niedrige Äste; die Winkelbreite ist verschieden, so daß wir — wie schon gesagt — grobe rechteckige und feinere verjüngte Gesichter antreffen.

Die Färbung ist im ganzen pigmentreich; die Regenbogenhaut des Auges ist dunkelbraun; meistens so dunkel, wie es bei europäischen Rassen selten vorkommt. Die Haarfarbe ist schwarz. Daß es kein blau-schwarzes Haar gibt, war schon gesagt. Ein Mongole wird aber durch sein Kopfhaar bei uns unter jeder Bevölkerungsgruppe als dunkel auffallen. R. Virchow erklärte einmal, daß scheinbar blau-schwarzes Haar dadurch hervorgerufen wird, daß sich bei fettreichem Haarglanz der blaue Himmel darin spiegelt.

Daß in der Haut neben dem braunen Pigment ein Gelbfaktor vorhanden ist, der der „gelben" Rasse den Namen gibt, war schon anfangs gesagt. Zu erwähnen ist dabei

der sogenannte „Mongolenfleck“, eine bläulich schimmernde dunkle Hautstelle in der Kreuzgegend über der Gesäßspalte. Er soll bei Neugeborenen ziemlich regelmäßig, nach dem ersten Lebensjahr noch bei 89% vorhanden sein. Im dritten Jahre fände er sich noch bei 71%, im achten Jahre nur noch bei 19%, um später ganz zu verschwinden. Auch dieser Fleck enthält keine blaue Farbe; er beruht wie immer auf einer Anhäufung dunkelbraunen Pigmentes, das beim Durchscheinen durch die irisierende Oberhaut blau aussieht, genau wie bei uns die Venen „blaues Blut“ vortäuschen. Der Mongolenfleck kommt übrigens gelegentlich bei unseren Kindern auch vor; es ist wohl nicht nötig, ihn nur mit mongolischer Rassenmischung zu erklären; diese Hautstelle zeigt häufig eine stärkere und dunklere Behaarung als die übrige Rückenhaut; hier haben wir vielleicht letzte Überreste aus längst vergangenen Zeiten äffischer Vorfahren.

Das Mongolenhaar ist seinem Bau nach für die mongolische Rasse charakteristisch; dick und rund im Querschnitt oder viereckig mit abgerundeten Ecken und deshalb gerade und straff wie „Pferdehaar“. Jedes einzelne Haar steckt senkrecht und tief in der Kopfhaut. Das Kopfhaar ist bei beiden Geschlechtern lang, fest und dauerhaft; Glatzenbildung ist bei Mongolen selten.

Ganz im Gegensatz zu dieser starken Kopfhaarbildung steht die ganze übrige Behaarung. Im Gesicht schwache Augenbrauen und bei Männern nur schwacher Bartwuchs, der Schnurrbart ist dünn und besonders auf die äußeren Mundwinkel verteilt. Wo beim Japaner einmal stärkerer Backenbart vorkommt, ist — das war schon bei den Ainus erwähnt — an deren Beimischung zu denken. Ähnlich wie bei den Negern wird aber auch bei Mongolen der Bartwuchs im Alter normalerweise etwas stärker; aber auch dann haben wir meistens nur einen spärlichen, straffen Kinnbart als mongolisch anzusehen.

Im Gegensatz zum Neger hat der Mongole weniger Schweißdrüsen; der Europäer steht darin in der Mitte. Es ist bekannt, daß dem Mongolen der Geruch des Europäers unangenehm ist — aber selbstverständlich schwitzt der Mongole auch wie alle Menschen, und jeder Rasse ist der Geruch einer fremden Rasse lästig.

So eingehend wir hiernach anatomisch unterrichtet sind, so wenig wissen wir doch über physiologische Abweichungen von der uns geläufigen Normalform. Am bekanntesten ist noch die Blutgruppenverteilung. Es muß hier nochmals darauf hingewiesen werden, daß zwar die Blutgruppe B bei Mongolen häufiger vorkommt als bei uns; daß aber die uns stammverwandten Ainus und Inder d i e Asiaten sind, bei denen die Blutgruppe B den stärksten Prozentsatz innerhalb der Menschheit erreicht. Es ist also nicht möglich, aus dem Vorkommen von B bei uns auf mongolische Rassenmischung zu schließen, obwohl sie natürlich vorliegen kann. Die Verteilung der Blutgruppen wird bei verschiedenen mongolischen Stämmen auch nicht einheitlich angegeben; deshalb kann man nur ungefähr folgende Zahlen nennen:

Blutgruppe O = 20—38%, A = 24—35%, B = 24—35 (40)%, AB = 7—11%.

Kennzeichnende Charaktereigenschaften der Mongolen sind bekannt, obwohl bei solchen Einschätzungen wie immer der eigene Standpunkt mit in Rechnung zu stellen ist. So erscheint uns der Mongole im ganzen als still, bedächtig, im Verkehr liebenswürdig und freundlich, klug und zurückhaltend. Dabei zur Grausamkeit neigend, die aber auch gegen sich selbst gerichtet zur höchsten Selbstaufopferung führt. Bei solcher Entsagungsmöglichkeit konnte der eigentlich aus Indien stammende Buddhismus gerade unter den Mongolen seine weiteste Verbreitung finden. Körperlich ist der Mon-



Abb. 69. Lappin.

gole ausdauernd und genügsam; er ist rassenmäßig wohl am besten von allen Menschen befähigt, „Kosmopolit" zu sein. Der Mongole kann überall existieren; es ist kein Zufall, daß wir ihn, zu schwerstem Seedienst geeignet, in allen großen Seehäfen finden.

Kulturell läßt sich kein eigentliches Bild entwerfen; von primitiven oder sehr primitiven, noch in Knochen- und Steinzeit lebenden Stämmen bis hinauf zur Kultur der Chinesen sind alle Unterschiede und alle Übergänge vorhanden. Dazu kommt die Übernahme europäischer Kultur, die heute in Japan zur höchsten Ausbildung gelangt ist und bekanntlich durch die Genügsamkeit japanischer Arbeiter sich in friedlicher Konkurrenz auf dem Weltmarkt auswirkt.

Mit Chinesen und Japanern erreichen die Mongolen nach uns Europäern die höchsten Kulturen aller lebenden Menschenrassen — die Träger der Hochkulturen im alten Amerika leben ja nicht mehr —, aber alle Errungenschaften haben doch nur verstanden, sich die Mechanik und in geringerem Grade noch die Chemie zunutze zu machen; alles andere ist den Europäern vorbehalten geblieben. Die Chinesen waren die besten Kulturschöpfer, die Japaner sind heute die besten Übernehmer und Organisatoren. Wirklich neue Wege zu neuen Kulturen in Wissenschaft und Technik sind auch von dorther nicht gefunden worden.

Bei der Ausdehnung und der Verschiedenheit mongol'scher Stämme können deren kulturelle Leistungen bei dieser Rassenbeschreibung nicht weiter gebracht werden; es ist aber nötig, die Unterteilungen der großen gelben Hauptrasse zu nennen. Die Einteilung ist bei der großen Ausdehnung der Rasse, die fast den ganzen asiatischen Kontinent bis weit nach Europa hinein umfaßt, verschieden.

E. Fischer gibt folgendes Schema, das völkerkundlich, sprachlich und rassenmäßig in ähnlicher Weise begründet ist.

1. Eigentliche Mongolen.
   Nordgruppe: Mandschu und Koreaner.
   Südgruppe: Chinesen und Japaner.
2. Turktartaren.
3. Ural-mongolische Stämme.

M. Schmidt teilt, vor allem ethnologisch bedingt, ein:

1. Ostasiatische Kulturvölker (Chinesen, Japaner, Koreaner, Tibetaner, chinesische Bergvölker Hinterindiens).
2. Indochinesen (Birmanen, Siamesen, Annamiten, die wir schon bei den Deuteromalaien nennen mußten).
3. Ural-Altaier (Uralier, Altaier, eigentliche Mongolen, Turktartaren, Samojeden, Wogulen und in Europa die Lappen, Finnen, Esten, Magyaren und Ostjaken.

Manche von den genannten sind anthropologisch nicht mehr Mongolen.

Zu den Altaiern gehören Tungusen und Mandschu (Chinas Kaiserdynastie); es ist anzunehmen, daß selbst zu diesen durch das Herz Asiens hindurch europäische, wohl nordischrassische Einflüsse gedrungen sind. Kulturell und sprachlich lassen sich in entsprechender Weise indogermanische Beziehungen erkennen. Es mag gewiß die Gefahr

vorliegen, daß man bei der Suche nach solchen fremdrassigen Resten auch einmal etwas als Beweis ansieht, was tatsächlich keiner ist. Die Tatsache dieser indogermanischen Durchdringung Asiens ist unmöglich zu verkennen. Hingewiesen sei dazu auf H. F. K. Günthers: „Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens" (München 1934). Wenn Blondhaarigkeit und Blauäugigkeit zusammen mit hohem Nasenrücken und starkem Kinn im Hauptgebiet mongolischer Rasse durch Bilder und Plastiken schon in vor- und frühgeschichtlicher Zeit bezeugt sind und die Möglichkeit nordisch-rassischer Durchdringung an sich gegeben ist, dann müssen wir auch damit rechnen. In dem Abschnitt der europäischen, weißen Hauptrasse wird gezeigt werden, daß eine mehrfache, polygenistische Entstehung der Sondereigenschaften der nordischen Rasse so gut wie ausgeschlossen ist.

Eigentliche Mongolen sind die Ostmongolen, die Bur(j)äten, unter den Westmongolen die Kalmücken und Karakalmücken.

Die Turktartaren haben wir in West- und Vorderasien. Dazu gehören die Jakuten, die Karakirgisen, die Turkmenen, die Baschkiren, die Krimtartaren, die Osmanen (Türken), früher die Hunnen, Avaren, Chasaren.

Das war also die ethnologisch begründete Einteilung nach M. Schmidt; anthropologisch sind die zuletzt genannten Völker nicht mehr als reine Mongolen zu bezeichnen, ebensowenig die an Europa angrenzenden oder überhaupt europäischen Stämme der Ural-Altaier. Daß hier die alpine-ostische Unterrasse der weißen Hauptrasse nicht genannt ist, geschieht mit voller Absicht. Darüber ist an der betreffenden Stelle zu sprechen.

v. Eickstedt gibt in seiner „Rassenkunde und Rassengeschichte" eine „biodynamisch" begründete Einteilung, die also auf den Einfluß der Landschaft Rücksicht nimmt. Danach werden vier „Rassen" unterschieden, womit aber wohl keine reinen Rassen gemeint sein dürften. Es zerfallen demnach die Mongolen in

1. Tungide (heute nur noch drei Millionen). v. Eickstedt nennt sie die „mongolischsten" Mongolen, die also die rassischen Eigenschaften der Hauptrasse am reinsten verkörpern. Ihr Hauptsitz ist die nördliche Wüste Gobi — darin lag das Reich des Dschingis-Khan. Es gehören u. a. dazu die Stämme der Chalcha, der Scharra, der Uroten, der Burjäten, der Kalmyken (Torgaten), als Inseltungide auf den nordost-asiatischen Inseln: Giljaken, Oroken, Aleuten.

2. Sinide, kulturell die wichtigste und höchststehende Mongolenrasse, die den Kern der Mongolen bildet, körperlich aber schon abgeschwächte Rasseneigenschaften aufwiese. Die Stämme der Tai und Miao werden als „nordsinide" Urbewohner genannt. Als eigentlicher Chinese gilt der nordchinesische Lößmensch am Gelben Fluß. Dazu kommen noch die Osttibeter.

Die Japaner rechnet v. Eickstedt mehr zu den altmongolischen = Palämongoliden mit sinidem Einfluß.

3. Palämongolide. Damit sind also die noch mehr urtümlich bedingten Rassenelemente gemeint, deren Rassenmerkmale noch nicht so einseitig durchgebildet sind. Wie in Afrika sind es auch hier Bewohner der südlichen, subtropischen und tropischen Bergwälder. Es kommt allerdings auch der Einfluß der schon genannten Deuteromalaien hinzu, der von schwachen Beimischungen bis zum völligen Übergang Typen schuf, die ja bereits bei den Malaien genannt werden mußten.

So liegen die Hauptsitze der Palämongoliden heute in Südchina und in Hinterindien von Nordbirma bis nach Annam. Es gehören dazu die Stämme der Chin, der Akha, der Padaung, der Mantse, der Lolo, Lischo, Min-kia u. a. Je weiter man dort

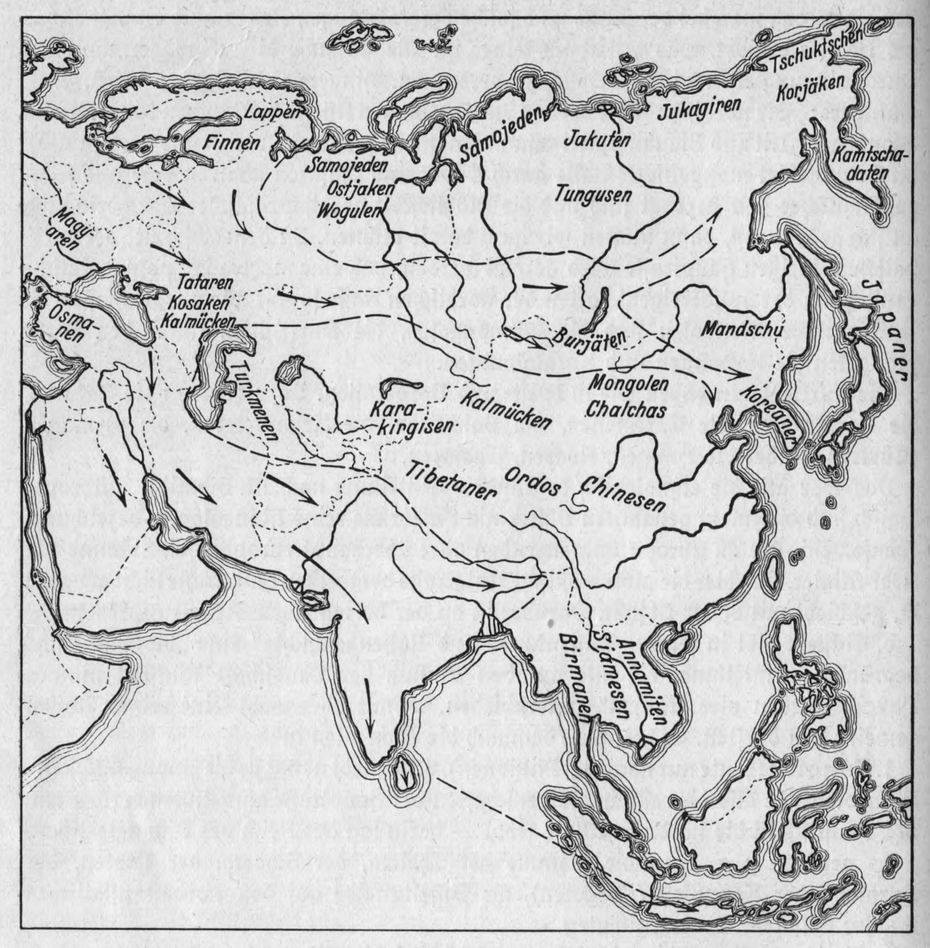


Abb. 70. Mongolische Völker. Die Pfeile deuten die Ausbreitung der Indogermanen an.

nach Süden kommt, um so mehr macht sich der weddide wie auch der negritische Einfluß bemerkbar. Im nördlichen Vorderindien die Sora, Inang, Munda, Ho u. a.

Bis nach Neu-Guinea und weiter östlich bis nach Polynesien, nach Nordosten hinauf über die Philippinen, über Formosa, die Riu-Kiu-Inseln bis nach Japan werden die Palämongoliden verfolgt. In Japan ergibt sich danach — wie schon gesagt — mit sinider Beimischung die Grundlage des japanischen Volkes, das ja selbst in den gröberen Satsuma- und den feineren Chosu- oder Okayamatypus unterteilt ist. Über Japan hinaus werden schließlich auch auf Korea palämongolide Rassenelemente festgestellt.

4. Sibiride; mit anderen Namen sind sie auch als Ugrier, als Paläarktiker und als Paläasiaten bekannt. v. Eickstedt erklärt sie als nach Norden und Nordosten in Kümmergebiete versetzte Menschheitsformen.

Im Westen gehören dazu die Stämme der Permier (Ural), Wogulen, Samojeden, Yenisseier u. a.; im Osten die Tungusen, Telengeten, Yukakiren, Kor-

jaken, Itälmen, Tuktschen. Montandon gibt für diese asiatischen Arktiker eine geographisch begründete Dreiteilung: im Süden die Mongolo-Sibiriden, im Westen europo-sibiride und nach Nordosten zu die amerindo-sibiriden.

Die letzte Gruppe schließt an das an, was später für Amerika zu sagen ist. Es sind Fragen, die bei der Entstehung der Menschenrassen zu untersuchen sind. Wir haben urgeschichtlich die Anklänge der letzteiszeitlichen Aurignacmenschen Westeuropas an heutige Paläarktiker in Nordostasien und an die Eskimos in Nordamerika und Grönland. Diese Anklänge betreffen körperliche Merkmale ebenso wie das Kulturinventar. Wenn auch bei allen das Rentier kulturbestimmend war und ist, dann reicht das doch wohl nicht aus, um die Beziehungen nur als konvergente Ähnlichkeiten zu erklären. Es ist sehr wohl möglich, daß seit der Eiszeit bis heute der Weg des Rentiers auch der Weg der Menschenrasse gewesen ist und daß zur Erklärung der Rassenentstehung in Asien und Amerika diese Eiszeitzeugen wichtige Aussagen machen können. Das würde aber über den Rahmen dieser Abhandlung hinausgehen.

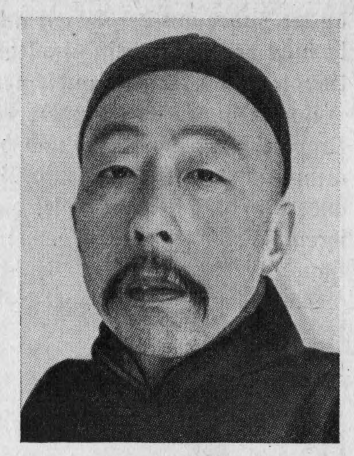


Abb. 71. Mongolische Rasse. Chinese.

Ich glaube nicht, daß Europa rassengeschichtlich nur ein bedeutungsloses Anhängsel Asiens gewesen ist.

Es war schon gesagt, daß die Rassenmerkmale der mongolischen Hauptrasse so vorherrschend sind, daß für das große Ausbreitungsgebiet und für die zahlreichen Stämme und Völker eine gemeinsame Beschreibung möglich ist. Daß deshalb bei den Unterrassen und Gruppen Abweichungen vorkommen, ist selbstverständlich; aber man kann sich dabei kurz fassen, ohne zu große Fehler zu begehen.

Im Norden ist die Körperhöhe vielfach größer als beim Rassendurchschnitt. Bei Tungiden haben wir im männlichen Geschlecht Maße von 162 bis 164 cm, bei Nordchinesen auch 170 cm als Mittel. Hier gibt es auch Kopfformen mit Indizes unter 80, während im Mittelland Rundköpfe mit einem Index über 90 gefunden werden. Im Norden ist die Hautfarbe auch heller und damit gelblicher als bei den braunhäutigen im Süden.

Im höchsten Norden und Nordosten treten uns Formen entgegen, bei denen die Gesichter nicht schlechthin mongolisch, sondern europäisch und indianisch anmuten. Besonders die hohen Nasen erinnern an Indianerphysiognomien; und dabei ist zu beachten, daß wir urgeschichtlich solche Formen besser



Abb. 72. „Anna May Wong."
Chinesin mit europider Aufmachung.

an die Funde aus der Eiszeit anschließen können als die eigentlichen Mongolen. Es ist nicht von vornherein abzulehnen, daß erst nach diesen Altasiaten die mongolische Hauptrasse zu ihren kennzeichnenden Merkmalen kam:

Kopfform, Gesichtsflachheit, das Auge mit der Mongolenfalte, Körpergröße und Proportionen, Hautfarbe und der Mongolenfleck, Haarfarbe und Haarform, Haararmut am Körper, der Hautdrüsenmangel, die Blutgruppenverteilung und manches andere sind Rassenmerkmale, die nicht nur in klarer Ausprägung, sondern auch in ihrem fast regelmäßigen gemeinsamen Auftreten die Mongolen als große, gelbe Hauptrasse der heutigen Menschheit erkennen lassen. Das Streben nach europider Gesichtsbildung kennzeichnet die Einstellung moderner Mongolen (s. Abb. 72).

18. Eskimo.

Als einen besonderen Teil der mongolischen Hauptrasse haben wir die Eskimos zu behandeln. Meistens werden sie wohl überhaupt einfach als Mongolen aufgefaßt; es gibt aber durchgreifende Unterschiede, die ihnen eine Sonderstellung einräumen. E. Fischer möchte diese rassische Eigenheit besonders stark betont wissen, da u. a. das deutlichste Mongolenzeichen, die Mongolenfalte am Auge, sich im Erbgange bei Mongolen und Eskimo verschieden verhält. Wir haben schon mehrfach sagen müssen, daß die Mongolenfalte ein dominantes Erbmerkmal ist. Bei Kreuzungen zwischen Mongolen und Europäern ist deshalb stets mit dem Auftreten der Mongolenfalte zu rechnen. Eskimo- und Europäerbastarde haben aber in der 1. Generation keine

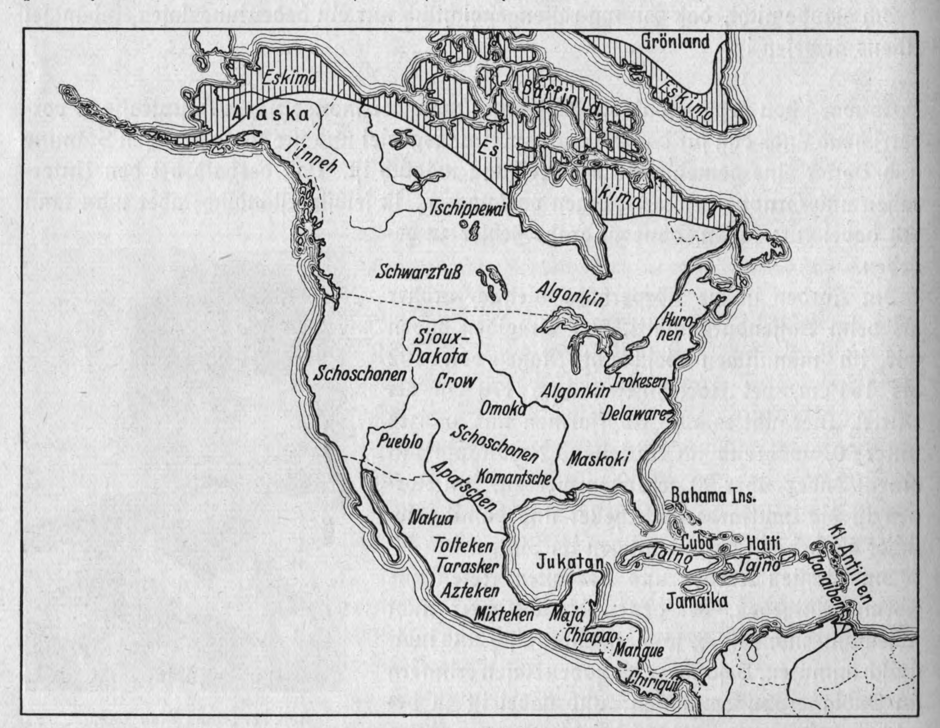


Abb. 73. Verbreitung der Eskimos (schraffiert). Nord- und mittelamerikanische Indianerstämme



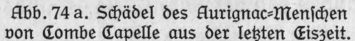


Abb. 74 a. Schädel des Aurignac=Menschen von Combe Capelle aus der letzten Eiszeit.

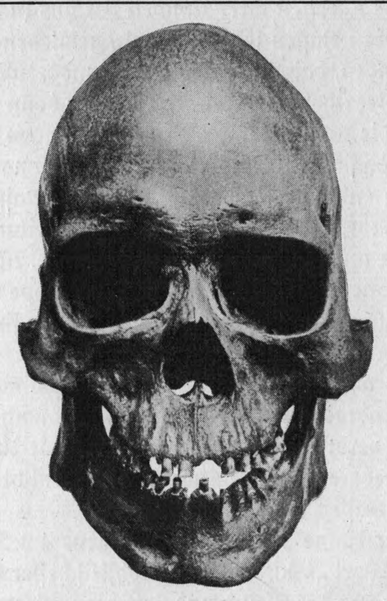


Abb. 74 b. Schädel eines heutigen Eskimos aus Grönland.

Mongolenfalte, obwohl der reinblütige Eskimo die Mongolenfalte selbst besitzt. Hier erweist sich das Merkmal als rezessiv; erst bei weiterer Fortpflanzung der Europäer=Eskimo=Bastarde würde bei einem Teil der Nachkommen die Mongolenfalte wieder auftreten oder wieder „herausmendeln"; nach Hrdlicka soll aber auch dieser Erbgang nicht regelmäßig sein.

Neben diesem Vererbungsverhalten gibt es noch andere Merkmale, nach denen sich Eskimos von Mongolen unterscheiden. Es ist schließlich Ansichtssache, wie weit man sie berücksichtigen will; denn es bleiben andererseits so viel andere Kennzeichen übrig, daß der Eskimo in seiner ganzen Gestalt nur zu den Mongolen zu rechnen ist. Jedenfalls kann er nach unserem vereinfachten Schema der Rassenspaltung nur auf die rechte, gelbe Seitenlinie gestellt werden.

Damit ist natürlich noch nicht gesagt, wann wir uns zeitlich die Abtrennung von dieser Hauptseitenlinie zu denken haben. Ganz unabhängig davon kann der Eskimo nicht entstanden sein; dann müßte man der Konvergenzmöglichkeit bei der menschlichen Rassenbildung doch zu viel zutrauen. Es war ja aber bei den sibiriden Mongolenrassen angedeutet, daß uns die eiszeitlichen Menschenfunde doch vielleicht die Möglichkeit geben, die gemeinsame Entstehung der Eskimos und der Mongolen zu erklären — und zwar so, daß wir bisher für die Eskimos einen sichereren Anhalt haben als für die eigentliche mongolische Hauptrasse. Auch die Verschiedenheiten im Erbgang der Mongolenfalte würden damit sehr wohl übereinstimmen. Jedenfalls bleiben dabei für die Eskimos nicht so viele Fragen offen wie für die Mongolen, die mit der Gesamtheit ihre Rassenmerkmale einseitiger und starrer ausgebildet sind als die in vieler Beziehung urtümlicher und deshalb weniger spezialisiert gebliebenen Eskimos.

Die Kargheit ihrer Umwelt hat uns in den heutigen Eskimos eine im Vergleich mit anderen Rassen sehr rassenrein gebliebene Menschengruppe erhalten. Man kann von ihr sagen, daß sich — bis auf die modernsten europäischen Beimischungen — hier noch die Begriffe Rasse und Volk decken; denn auch Sprache und Kultur sind so abgegrenzt wie die Körperformen. Übergänge finden sich zu den nordamerikanischen Indianern — und da sind sie nicht durch Rassenmischung entstanden, sondern dieser allmähliche Übergang entspricht wohl noch heute der Rassenbildung. Es gibt keine Menschenrasse auf der Erde, die in der Blutgruppenverteilung so einheitlich ist wie die Eskimos und die an sie anschließenden Indianerstämme. Man kann wohl damit rechnen, daß diejenigen Personen, die hier nicht zur Blutgruppe O gehören, ihre Blutgruppe durch fremden Einfluß erhalten haben. Reine Eskimos sind ebenso wie reine Indianer des nördlichen Nordamerika zur Gruppe O gehörig.

Es gibt heute noch rund 40000 Eskimos, die über ganz Nordamerika von Alaska bis Labrador und über den ganzen, noch bewohnbaren Teil Grönlands bis zur Ostküste verbreitet sind. Will man sie mit Unterabteilungen kennzeichnen, dann genügt die geographische Einteilung; es ist nicht nötig, innerhalb der Eskimos noch einmal Unterrassen aufzustellen.

Der Name „Eskimo" ist übrigens ein Spottname ihrer Nachbarn, umgebildet aus dem Wort „askimeg", das Rohfleischesser bedeutet. Es ist ja bekannt, daß die Eskimos besonders das Fleisch und Fett harpunierter Robben roh verzehren. Die Eskimos selbst nennen sich Inuk = Mensch oder im Plural Inuit = Menschen.

Als auffälligster Unterschied der geographischen Unterabteilungen wird die Körpergröße genannt. Auf Alaska werden die Männer mehrfach über 160 cm groß; im Osten Nordamerikas und auf Grönland erreichen sie kaum das typische Mongolenmaß. Für Männer wird 157 cm angegeben, Frauen sind kaum 150 cm groß. Dabei sind auch die Körperproportionen mongolid. Der Rumpf lang, die Gliedmaßen — besonders die Beine — kurz. Hände und Füße sind dementsprechend zierlich und klein

Der Rumpf erscheint groß und massig, Schultern und Brust sind breit — ähnlich wie bei Indianern, wenn auch so faßförmige Figuren wie bei den südamerikanischen Hochlandsindianern nicht erreicht werden. Unterstrichen wird der Eindruck für den Rumpf noch durch eine gute Fettunterlage. Es wird zwar auch behauptet, daß nur das Gesicht fett sein soll — besonders bei Frauen — und daß der Rumpf nur durch die Kleidung so dick erscheine. Mir ist aber auch der ganze Körper der Eskimos als fettreich aufgefallen; das entspräche auch ihrer Umwelt, und die Haarlosigkeit unterstreicht noch die Glätte der gut ausgepolsterten Haut. Nur die Waden fehlen wieder, wie bei fast allen Naturvölkern, während die Oberschenkel durch ihre Kürze erst recht dick aussehen.

Während das Kopfhaar mongolisch dicht und stark ist, im Einzelhaar dick und straff, fehlt das Körperhaar — auch wie bei Mongolen — fast ganz. Die Haarfarbe ist schwarz; es wird aber auch gelegentlich das Vorkommen von braun-rot genannt. Ob dabei vielleicht alte europäisch-nordische Einflüsse noch herausmendeln, mag wenigstens gefragt werden. Auch der Bartwuchs ist spärlich, Schnurrbärte sind wie bei den Mongolen dünn und besonders an den Mundwinkeln ausgebildet. Es ist deshalb auffällig, daß in Nordamerika die Eskimofrauen sich die Unterlippe und das Kinn mit schwarzen Strichen tatauieren. Sonst sind Tatauierungen nicht gebräuchlich, wohl aber Durchbohrungen der Ohrläppchen, der Unterlippe und der Backen, um Schmuckstücke hin-

durch zu stecken. Die bekannte Schopffrisur der Eskimofrauen findet sich auf Grönland; auf dem mittleren Teil des amerikanischen Festlandes und auf Alaska wird das Haar in zwei Zöpfen fest zusammengeflochten.

Wie bei den nördlichen sibiriden Mongolenstämmen ist die Hautfarbe heller als bei den eigentlichen Mongolen. Bei den Eskimos kann man durch die dünne Haut Backen und Lippen rot durchblutet sehen. Ein Mongolenfleck auf dem Kreuz ist wie bei Mongolen vorhanden.

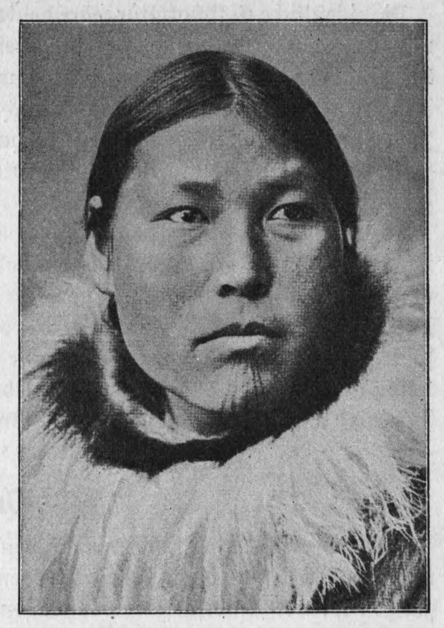


Abb. 75. Eskimofrau aus Alaska.

Charakteristisch ist der Kopf, und zwar in den wesentlichen Merkmalen auch wieder mongolisch. So ist der Kopf der Eskimos im ganzen groß, aber — und das ist ein ganz auffälliger Unterschied — er ist ausgesprochen langköpfig. Eskimoschädel haben Indizes etwa um 72, nur auf Alaska werden höhere Werte genannt. Dabei ist der Gehirnschädel, dachförmig mit starken Knochenleisten und Überaugenbrauenbögen, eher einem Melanesier ähnlich als einem Mongolen. Beim Lebenden fällt dieser Unterschied durch das dichte Kopfhaar und die Fettunterlage in der Kopfhaut und im Gesicht nicht so auf; am Schädel ist er so stark, daß er nicht erklärlich wäre, wenn wir ihn auf mongolische Verhältnisse zurückführen sollten und nicht die eiszeitlichen Schädelfunde der jung-altsteinzeitlichen Aurignacmenschen Europas hätten. Da haben wir Ähnlichkeiten, die wohl kaum zufällig sein können. Auch das Vorkommen stärkerer Nasen mit höher geschwungenem Rücken ist nicht mehr so auffällig, wenn man die Eskimoschädel mit den Aurignacschädeln vergleicht. Irgendwie muß diese mongolenfremde Ausbildung wohl europäisch bedingt sein — und es ist nicht notwendig, daß ein solcher Einfluß erst um 1000 n. Chr. durch die Wikinger nach Grönland gebracht worden sein muß.

Mongolisch ist aber sonst das Gesicht der Eskimos; wieder im ganzen groß, besonders im Vergleich mit der geringen Körpergröße. Das Gesicht ist sowohl breit wie lang, auch mongolisch flach, wenn man von dem gelegentlich vorkommenden höheren Nasenrücken absieht. Die Augen haben Mongolenfalten; die Irisfarbe ist dunkelbraun; bei 1% soll sie auch blau sein. Dafür ließe sich ja späterer Europäereinfluß verantwortlich machen. Die Ohren sind groß, tiefsitzend und haben angewachsene Ohrläppchen. Die Mundpartie ist nicht vorgebaut, orthognath; die Lippen sind wohl stark betont, aber kaum anders als bei Mongolen auch.

Die Frauen sind im ganzen kleiner, fetter und runder, besonders im Gesicht, also nicht zierlich wie Japanerinnen. Durch die arktische, sehr bedeckende Kleidung und die Hosentracht bei beiden Geschlechtern ist der Unterschied zwischen Mann und Frau im bekleideten Zustand undeutlich. Es ist bekannt, daß die Eskimos in ihren Hütten, auch in den Winterschneehäusern, nackt gehen.

Die eigentliche Eskimokultur wäre heute noch sehr ähnlich der europäischen Aurignac- und Cromagnon-Kultur in der jüngeren Altsteinzeit des letzten Eiszeitabschnittes. Sie gründet sich bei beiden auf das Rentier und ist auch da Knochenkultur, wo das Ren selbst — wie auf Grönland — nicht gehalten wird. So ist der Eskimo Fischer, Jäger und Sammler; zwangsweise seßhaft im Winter. Dann werden die erbeuteten Felle, oft sehr kunstvoll, verarbeitet. Heute sind die Eskimos zum großen Teil Christen geworden, besonders auf Grönland.

Es war schon erwähnt, daß wir auch einen nicht unbeträchtlichen Einfluß europäischer Rassenmerkmale zu verzeichnen haben. Normannische Einwanderer besiedelten Ostgrönland um 1000 n. Chr.; sie waren die ersten Europäer, die mit Eskimos in Berührung kamen und auch nach Nordamerika vordrangen. Einige Jahrhunderte später hatte das unwirtlicher gewordene Klima Grönlands ihnen die Lebensmöglichkeiten genommen, sie unterlagen der Überschichtung durch Eskimos — aber ein Teil ihres Erbgutes macht sich heute noch bemerkbar.

19. Indianer.

Wenn wir von den Eskimos nach Süden zu den Indianern übergehen, dann folgen wir vielleicht damit dem alten Weg, den diese Rasse selbst bei ihrer Entstehung gegangen ist. Die Untersuchung des Rassenursprungs hat hier viele „alt-sein-sollende" Knochen- und Schädelfunde zu beurteilen, von denen sich keiner als urmenschlich hat beweisen lassen. So viel kann gesagt sein, daß auch hier noch viele Fragen offen sind; die heute Lebenden sagen uns über ihre Herkunft mindestens so viel aus wie fossile Knochen und vergangene Kulturen.

Daß heute in Nordamerika am Berührungsgürtel zwischen Eskimos und Indianern alle Übergänge vorhanden sind, brauchte ja für die Herkunft der Indianer nichts zu bedeuten; es könnten ebensogut Ergebnisse moderner Rassenmischungen sein. Aber hier haben sicher diese Übergangsformen andere Bedeutung.

Zweifellos ist der „Indianer" durch seine beiden Erdteile hindurch — nach denen er „Amerikaner" zu heißen hätte — der am weitesten vorgetriebene Ausläufer der großen mongolischen Hauptrasse. Und alle Versuche, die mongolischen Amerikaner bis in die alte und mittlere Eiszeit zurückzuverfolgen, sind bis jetzt nicht stichhaltig geblieben. Wir kennen in ganz Nord- und Südamerika bis jetzt nur den Homo sapiens, keinen Homo primigenius oder Neandertaler. Wenn wir unter lebenden Indianern heute noch Schädelbildungen finden, die in dem einen oder anderen Merkmal neandertalähnlich sind, dann bleiben auch diese Formen rezente Sapiensmenschen. Deshalb können die ältesten Amerikaner doch Altsteinzeitmenschen gewesen sein; einmal reicht ja auch bei uns die Altsteinzeit mit dem Jungpaläolithikum bis in den Beginn der Jetztzeit; und zweitens braucht die gleiche Kulturstufe in Amerika ja nicht genau gleich alt zu sein.

So bleibt immer noch die Hypothese bestehen, daß aus dem altsteinzeitlichen Europa am Ausgange der letzten Eiszeit die Jungpaläolithiker durch Sibirien hindurch über die Beringstraße nach Alaska und weiter nach Osten hin bis nach Grönland kamen. Die sibiriden Mongolen ergaben so die Eskimos und wurden, vom Nordrand Nordamerikas aus nach Süden vordringend, in Amerika zu Indianern. Die westlichen Kettengebirge beider Kontinente waren wohl immer Wegweiser, hier nach Süden bis nach Feuerland.

Alle solche Rekonstruktionen ehemaliger Wanderungen sind natürlich immer nur Hypothesen; aber hier spricht doch recht viel dafür. Fast bei allen Indianern, besonders in Nordamerika, haben wir heute noch das Vorherrschen der Blutgruppe O wie bei den Eskimos. Natürlich sind dann die Einflüsse anderer Rassen nicht ausgeblieben. Von Osten her kamen zuerst nordische Europäer mit „Erik dem Roten" über Grönland nach Nordamerika; ihre Einkreuzung war schon bei den Eskimos erwähnt worden; in mehreren Vorstößen kamen sie auch zu den Nordindianern direkt. Nach der späteren Wiederentdeckung Amerikas durch Kolumbus kam von 1500 ab die Einwanderung der mediterranen Rasse Europas, die sich besonders auf Mittel- und Südamerika erstreckte; in den letzten Jahrhunderten besiedelten alle Europäerrassen die „Neue Welt", in Nordamerika war die nordische Rasse wieder am stärksten beteiligt. Man soll dabei nicht vergessen, daß damals für die Vereinigten Staaten abgestimmt wurde, ob die Landessprache englisch oder deutsch sein solle — und daß mit ganz geringer Mehrheit der Entschluß zugunsten der englischen Sprache ausfiel. Beide Sprachen gehören aber zur nordischen Rasse.

Dann muß der künstlichen Rassenbeimischung durch die Einfuhr von afrikanischen Negersklaven gedacht werden, die sowohl mit den europäischen Herren wie mit den ansässigen Indianern und mit deren Bastarden die verschiedensten Kreuzungen in allen Abstufungen eingingen. Ebenso wurden durch die Schiffahrt der Europäer in den letzten Jahrhunderten neue Mongolen nach Amerika eingeführt — auch japanische Dampfer gehören zur europäischen Schiffahrt, Nicht-Weiße haben von sich aus keine Übersee-Schiffahrt! Das alles mag — zur jüngsten Geschichte gehörig — rassen-

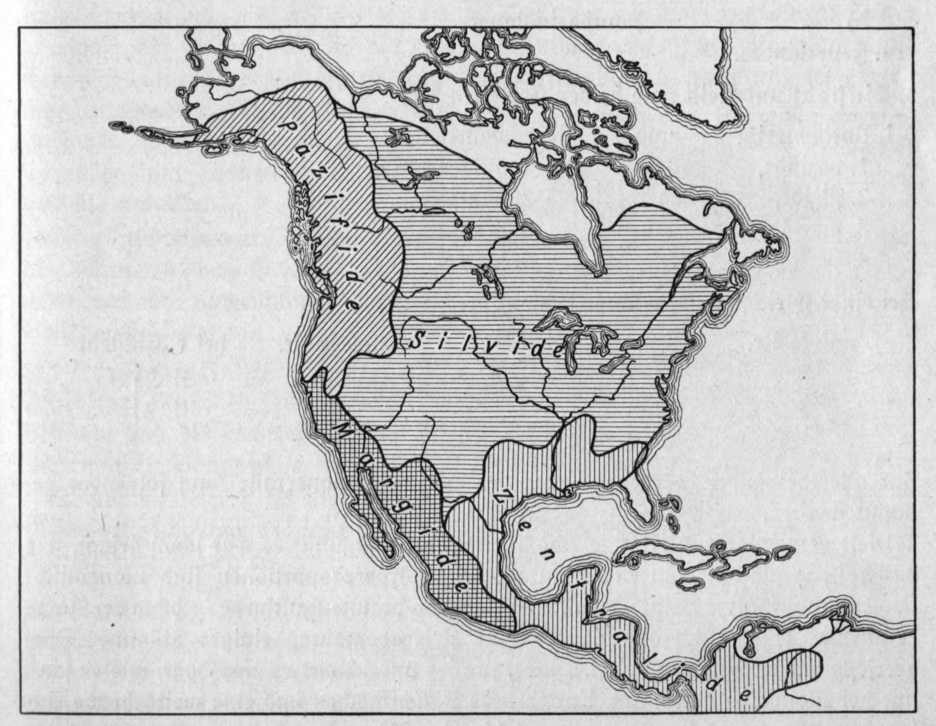


Abb. 76. Indianerrassen Nord- und Mittelamerikas.

kundlich nicht interessant sein; aber auch davon abgesehen, haben wir mit Einwanderungen von Westen her in Amerika zu rechnen. Obgleich der Große Ozean nach Westen hin Amerika vom Nachbarkontinent trennt und obgleich Nicht-Weiße keine eigentliche Überseeschiffahrt haben, sind polynesische und sogar melanesische Einwanderer über die polynesischen Inseln bis an die Westküste Südamerikas vorgedrungen, wahrscheinlich unfreiwillig, abgetrieben durch die südliche Westwindtrift im Stillen Ozean. Wir haben in Südamerika Indianer, die eigentlich keine Indianer sind und eher auf Neu-Guinea als in Bolivien zu vermuten wären.

Bei allen diesen verschiedenartigsten Einflüssen ist es letzten Endes doch überraschend, wie einheitlich bei der weiten geographischen Ausdehnung der Indianer geblieben ist. Wir haben dasselbe Ergebnis wie bei den Mongolen — und sicher liegt es auch in der Zähigkeit mongolischen Erbgutes begründet, daß sich die typischen Merkmale trotz geographischer Ausdehnung und trotz vielfacher Beimischungen unverkennbar erhalten haben. Der Indianer ist „Indianer" von Alaska bis nach Feuerland; daß er nur im Norden in seine Nachbarrasse, die Eskimos, unmerklich übergeht, während er sonst weder mit Europäern noch mit Negern zu verwechseln ist, kann nur in seiner Entstehung als „indianische Rasse" begründet sein.

Für die Einteilung der gesamten Indianerrasse haben wir eine gut bewährte Form, die auch E. Fischer anwendet und der wir hier folgen wollen.

1. Prärieindianer Nordamerikas bis Mexiko.
2. Mittelamerikanische Waldindianer.
3. a) Südamerikanische Waldindianer.
   b) " Pampasindianer.
4. Feuerländer.

v. Eickstedt unterteilt nach beiden Erdteilen für:

I. Nordamerika	und	II. Südamerika
1. pazifide,		1. andide,
2. silvide,		2. pampide,
3. margide,		3. brasilide,
4. zentralide.		4. lagide.

Bei einer Gleichstellung würden sich entsprechen:

unsere Nr.		bei v. Eickstedt	unsere Nr.		bei v. Eickstedt
1	=	I. 1. 2. 3,	3b	=	II. 2 }
2	=	I. 4,	4	=	II. 2 }
3a	=	II. 1. 3. 4,			

Zur allgemeinen Körperbeschreibung der ganzen Indianerrasse kann folgendes genannt werden.

Viele gemeinsame Merkmale sind mongolider Prägung; es war schon gesagt, wie das rassengeschichtlich zu bewerten ist. Die Körperproportionen sind mongolisch: langer Rumpf, kurze Beine; dazu kommt die gelb-braune Hautfarbe — denn der Name „Rothaut" bezieht sich auf die künstliche Kriegsbemalung einiger Stämme! Vorherrschen starker Rundköpfigkeit. Dickes, straffes und schwarzes Kopfhaar, wie es sonst nur bei Mongolen vorkommt. Vortretende Backenknochen und eine weitgehende Anlage zur Mongolenfalte. Ferner das Fehlen des Körperhaares.

Die dunkle Irisfarbe im Auge gehört zwar auch hierher, kann aber nicht so bewertet werden, weil sie eine allgemein-menschliche Eigenschaft ist, die nur selten abgeändert wurde.

Als ursprünglich indianisch — wenn heute auch vielfach abgeändert durch Rassenbeimischungen — müssen wir wohl auch die Körpergröße als kleinwüchsig bis mittelgroß annehmen; auch die Nasenform war sicher anfänglich mongolisch.

Nichtmongolisch aber urtümlich ist die Blutgruppenverteilung. Gruppe O ist vorherrschend, im Norden alleinherrschend. Im ganzen ergibt sich für

Blutgruppe O = 78%, A = 20%, B = 2%, AB = 0.

Die hiervon abweichende Verteilung bei den Mongolen ist sicher asiatische Sonderbildung.

Die Haut der Indianer ist auch drüsenarm wie bei Mongolen. Es besteht also gar kein Zweifel, auf welche Rassenseite am Stammbaum der Menschenrassen die Indianer zu stellen sind; wir können hier aber auch noch einen Schritt weitergehen und behaupten, daß die Indianerrasse nicht nur auf der rechten „gelben" Rassenseite steht, sondern von der gelben Linie selbst abgezweigt ist, so daß sie als besondere Hauptrasse gar nicht angeführt zu werden braucht.

Vielleicht gehört dazu auch, daß es dem Indianer ebenso wie dem Mongolen möglich war, Hochkulturen auszubilden, die allerdings — europäisch-mittelalterlich — im wesentlichen nur die Ausnutzung der Mechanik kannten. Was aber trotzdem bei den Majas und Inkas erreicht wurde, ist bekannt, ebenso wie die Umstände, durch die diese Kulturen zugrunde gingen. Wo der heutige Indianer sich der europäischen Kultur so anpaßt, daß er an ihr wirklich teil hat, ist Rassenmischung oft der Grund dazu. Die Annahme europäischer Kulturformen bei südamerikanischen Indianern ist keine wirkliche Anteilnahme. Das Schicksal der Indianer war besiegelt, als die Europäer zum zweiten Male ihre Erdteile entdeckten.

Einzelbeschreibungen sollen die vier Gruppen berücksichtigen und besonders ihre Abweichungen vom Rassenmittel betonen.

1. Nordamerikanische Prärieindianer. Bei ihnen fällt die Körpergröße und die hochrückige große Adlernase als unmongolisch auf.

Sie sind mittelgroß bis groß. Als Mittelmaße für einige Stämme werden folgende Zahlen genannt:

Schoschoni 167 cm; Apatschen 169 cm; Sioux 173—176 cm, die Frauen 160—163 cm; Maricopa 175 cm; Sahaptin 170 cm, Frauen 158 cm; Komantschen 168 cm, Frauen 157 cm.

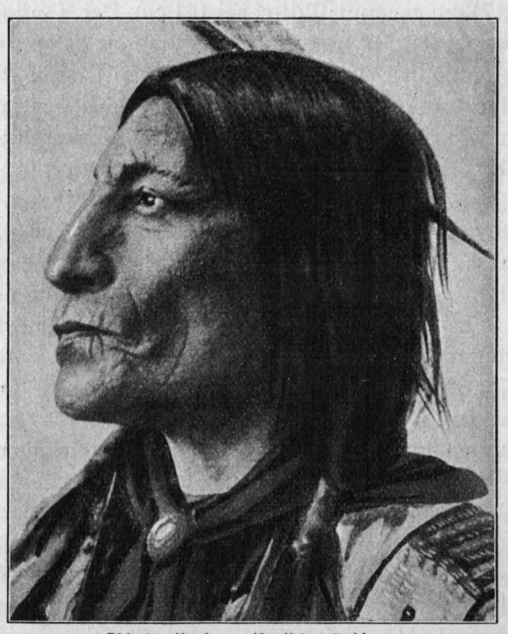


Abb. 77. Nordamerikanischer Indianer.

Die Körper sind kräftig und untersetzt, die Proportionen aber nicht auffällig mongolisch.

Die Kopfform ist typisch indianisch, al o im allgemeinen kurzköpfig; der Kopfindex der Irokesen liegt um 80, der der Apatschen bei 85—89. Die Stirnen sind breit und niedrig; auch das Gesicht und die Jochbögen sind breit; die Kieferstellung orthognath. Diese mongolischen Eigenschaften werden in ihrer Wirkung überdeckt durch die Adlernase und die meistens offenen Augenlidspalten ohne Mongolenfalten. Der europäische Einfluß macht sich hier am stärksten geltend. Das Haar ist schwarz, straff und lang; bei Männern und Frauen gleichmäßig.

Unsere „Indianergeschichten" beschäftigen sich am meisten mit den hierher gehörigen Stämmen, die durch die Berührung mit nordamerikanischen und kanadischen Einwanderern in Krieg und Frieden am besten bekannt wurden. Daß sie uns oft als besonders edle Menschen vorgeführt wurden, liegt nicht nur an ihnen selbst, sondern auch an der Einstellung ihrer nordisch-rassischen Überwinder, die in objektiver Beurteilung das Rassenschicksal der Indianer bedauerten und sich veranlaßt sahen, oft gegen ihre eigenen Rassengenossen Stellung zu nehmen. Es waren ja nicht immer nur die Besten von uns, die um Land und um Gold nach Amerika gingen.

2. Mittelamerikanische Waldindianer. Sie sind im ganzen genommen vielgestaltiger als die Nordindianer; v. Eickstedt betont es schon für die Margiden. Die Körpergrößen schwanken im Mittel beim Mann zwischen 163—170 cm, bei Frauen zwischen 152 und 158 cm. Für den Kopfindex wird als Mittelwert 79—80 angegeben. In Südkalifornien sollen sich urtümliche Merkmale am Schädel häufiger finden; man muß aber hier schon mit der Möglichkeit melanesischen Einflusses rechnen.

Die Zentraliden Mexikos, die auch in diese Sammelgruppe gehören, sind kleiner. Für die Majas werden im männlichen Geschlecht Schwankungsbreiten von 155 bis 171 cm genannt; Mittel bei 161 cm. Der Kopfindex ist hoch, 85—90.

Bei Azteken und Majas kommen die bekannten künstlichen Kopfveränderungen zu Flachköpfen (in Richtung vorn-hinten) dazu. Man darf nicht behaupten, daß darin ihr Untergang begründet lag. Die scheinbar „unsittlichen" Darstellungen auf Bildwerken haben, wie schon behauptet wurde, mit der Kopfdeformation nichts zu tun. Uns fremde Kulthandlungen kann man nicht von unserem Standpunkt aus als „unsittlich" abtun. Das Verhalten der Eroberer, die diese Kulturen vernichteten, war oft weder christlich noch sittlich. Auch heute noch hat in diesen Gebieten ebenso wie in Südamerika die katholische Mission zu einem oft sehr sonderbaren Christentum geführt, das mit europäischer Auffassung nicht mehr viel gemein hat.

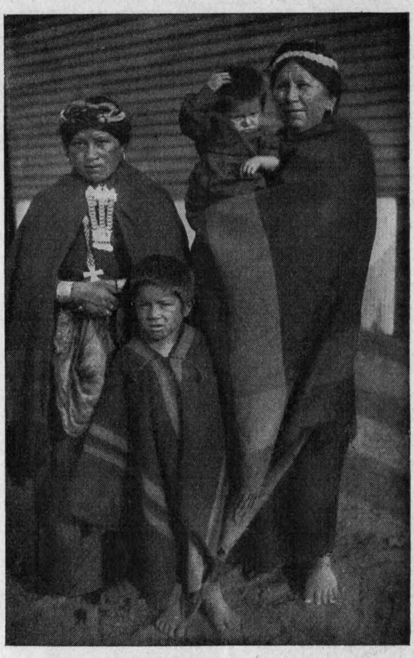
Das gilt hier auch für die vielfachen Rassenkreuzungen, Bastard- und Rückkreuzungen jeden Grades, an denen Indianer, Europäer, Neger und Mongolen beteiligt sind. Für jede Bastardstufe gibt es besondere Namen. Zu nennen sind auch die — im wesentlichen unvermischt gebliebenen — Kreolen, das sind die Nachkommen der Conquistadores, der mediterranen Einwanderer aus Südeuropa, besonders aus Spanien und Portugal. Die heutigen Mexikaner sind zu 35% Mischlinge; der Name Mestize bezeichnet nur den Bastard zwischen Europäer und Indianer im ersten Grade. (Ladino bedeutet dasselbe und weist auf die lateinische = mediterrane Herkunft.)

3a. Südamerikanische Waldindianer (Andide, Brasilide, Lagide). Auch hier haben wir größere Unterschiede in den einzelnen Teilgruppen. Es muß allerdings darauf hingewiesen werden, daß Abweichungen von wenigen Maßeinheiten bei ver-

schiedenen Autoren keine Beweise für bestehende Unterschiede sind, zumal oft die Anzahl der gemessenen und untersuchten Personen gering ist. Die Angaben sind also nur Zitate, die einen ungefähren Überblick geben sollen.

Für die Körpergröße werden u. a. folgende Angaben gemacht: Tupi 159 cm, Bakairi 160 cm, Bororó 174 cm, Aimara 157 cm, Chaco 170 cm (Frauen 156 cm), Tschoroti 162 cm (Frauen 155 cm), Kariben 159 cm (Frauen 146 cm). Brasilide 160 cm (Frauen 147 cm), Lagide z. B. Botokuden 159 cm (Frauen 144 cm).

Frauen sind also überall beträchtlich kleiner als die Männer. (Die Schreibweise der Stammesnamen wird verschieden ausgeführt; es ist zu bedenken, daß es sich stets um Nachschreibungen vorgesprochener Worte handelt.)


Abb. 78. Indianerfrauen mit Kindern aus Chile (Südamerika).

Bei allen Gruppen, besonders bei den die Hochländer bewohnenden, fällt der faßförmige, breite Brustkorb auf, der den ganzen Rumpf plump und untersetzt erscheinen läßt. Dabei sind die Proportionen nicht ausgesprochen mongolisch. Auch im Gesicht finden wir gerade, manchmal dünne und vorspringende Nasen. Mongolenfalten treten in wechselnder Ausbildung auf; neben indianischem schwarzem, straffem Haar sollen auch dunkelbraune und schlichte Haare vorkommen.

3b. Südamerikanische Pampasindianer. Hier finden wir oft bedeutende Körpergrößen, die sich auch bis ins Feuerland hinunter fortsetzen. Die Patagonier als Pampasindianer erreichen 175 cm und mehr; bis 190 cm ist gemessen worden.

Dabei haben sie manche anderen Merkmale mongolischer ausgeprägt. Der Kopfindex soll im Mittel 85 betragen. Lange Arme ergeben aber eine Klafterbreite von mehr als 100 % der Körpergröße. Gerade und vorstehende Nasen bedingen wieder mehr indianische Physiognomien.

Die Einteilungen der einzelnen Stämme in die Untergruppen wird verschieden angegeben; es gibt keine scharfe Grenze zwischen Wald- und Pampasindianern und ebensowenig zwischen diesen und den Feuerländern. Auch der Name Patagonier — er bedeutet als Spottname der Spanier „Groß-" oder besser „Plump-Fuß" — wurde früher für die meisten Pampasstämme angewandt. Jedenfalls sind unter ihnen die größten Menschen der gesamten Indianerrasse. Ihr Haar ist aber etwas kürzer als bei anderen Indianern, bei Mann und Frau pagenkopfartig frisiert oder bis auf die Schulter hängend.

v. Eickstedt nennt als den besten Typus für die patagonischen Pampasvölker den Stamm der Tehuelche, d. h. „Südleute", im Gegensatz zu den anderen Pampasstämmen der Puelche = Ostleute und der Araukaner oder Molulche = Westleute.



Abb. 79. Indianerrassen Südamerikas.

Wenn heute die Pampas von großen Pferdeherden bevölkert sind und die Patagonier Reitervölker geworden sind, dann darf man nicht vergessen, daß sie bei ihrer Entdeckung durch Magalhâes 1520 noch nichts vom Pferd wußten, aber noch vor 1600 war ihnen Pferdezucht und Reitkunst selbstverständlich geworden.

4. Feuerländer. Der Name rührt bekanntlich von Magalhâes her, als er bei der Durchfahrt der nach ihm benannten Meeresstraße an der Südspitze Südamerikas die Feuer auf den Booten der Indianer brennen sah. Sie schließen sich geographisch und anthropologisch so an die Pampiden an, daß sie auch mit zu diesen gerechnet werden (v. Eickstedt).

Ethnologisch werden unter den Feuerländern zwei Gruppen unterschieden, die sich aber auch anthropologisch kennzeichnen lassen. Im Süden der Insel Feuerland — und damit am südlichsten von ganz Amerika — wohnen die Jagan. Durch Missionare sind wir am besten über diese südlichsten Völker aufgeklärt worden; die Jagan oder Yaghan selbst sind durch die Christianisierung aber auch nicht mehr die urtümlichen Menschen geblieben, die sie vor ihrer Entdeckung noch waren. Es trifft zwar zu, daß wir bei ihnen manchmal primitive Formen — besonders im Schädelbau — finden, die man bei Indianern nicht erwarten würde; aber die Feuerländer sind bestimmt keine Vertreter übriggebliebener Urmenschheit. Neandertalerähnliche Formen werden hier und dort in Einzelheiten wieder herausmendeln können; die urtümlichen Schädel mit Überaugenwülsten und starker Prognathie bei südamerikanischen Indianern lassen aber auch noch andere Erklärungsmöglichkeiten zu, von denen noch zu sprechen sein wird.

Im Westen von Feuerland und auf den vorgelagerten südchilenischen Inseln wohnen die Alakaluf oder (fälschlich) Pescheräh. Sie sind vor allem die „Wasserindianer", also

Wassernomaden, die in einfachsten Rindenbooten auf niedrige und niedrigste Wasserjagd gehen. Sie sind körperlich kleiner (die Männer im Mittel unter 160 cm) und langköpfiger (Index etwa 77) als die anderen.

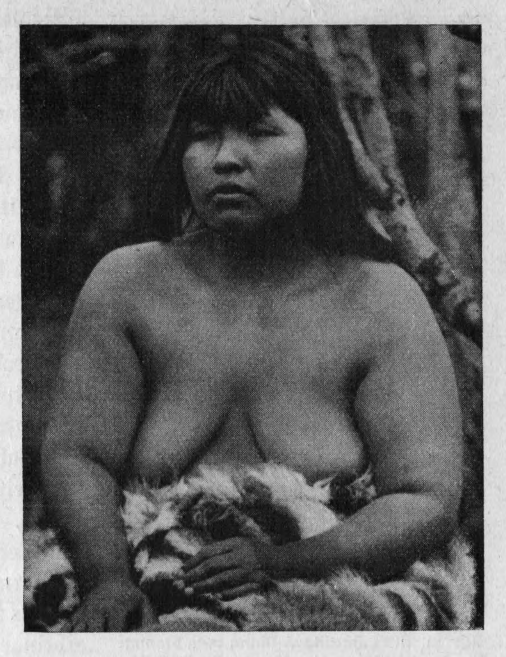


Abb. 80. Feuerlandindianerin mit urtümlicher Gesichtsform.

Besser bekannt sind die im Osten Feuerlands lebenden Onaindianer, die kulturell mehr zu den Patagoniern gehören, da sie Landbewohner sind. Sie hatten sich auch der Mission mehr entzogen als die Jagan und sind selbstbewußter Indianer geblieben. Den Patagoniern ähnlich sind es große (174 cm) und kräftige Gestalten, dabei mittelköpfig (Kopfindex zwischen 75 und 78). Das Gesicht wirkt mongolisch; das straffe, schwarze Kopfhaar ist nicht sehr lang; Bart und Körperbehaarung fehlt fast ganz.

Einen ähnlichen Übergang zu den Patagoniern vermitteln im Westen im Anschluß an die Alakaluf die Tschono, die sich im chilenischen Gebiet an die Araukaner anschließen.

Man kann die Besprechung der Indianer nicht abschließen, ohne einige Stämme besonders hervorzuheben. Es handelt sich — wie schon einmal angedeutet — um Menschen, die man eher in Neu-Guinea oder auf melanesischen Inseln als im Inneren Südamerikas suchen würde.

In Bolivien leben im unzugänglichen Urwald die Sirionó (auch als Chori bezeichnet) mit den Unterstämmen der Ñeoze, Tirinié, Jande und Quruñguá. Die letzteren sind hierunter anthropologisch und ethnologisch die interessantesten. R. N. Wegener beschreibt sie nach seiner Bolivienexpedition am ausführlichsten.

Es sind hochgewachsene Menschen, die Männer 170 cm, auch 190 cm groß; die Hautfarbe ist auffallend dunkel; das Haupthaar im Gegensatz zu allen Indianern oft wellig, und dazu kommt hier ebenso auffälliger Bartwuchs. Auch die Augenbrauen sind stark auf vortretenden Überaugenbögen. Die Nasen sind ganz unmongolisch groß und breit, besonders an den Flügeln, mit querstehenden Nasenlöchern. Der Mund ist sehr groß mit kräftigem Gebiß ausgestattet; auch die Lippen erscheinen etwas verdickt.

Wie solche Typen in das Innere Boliviens kommen, ist nicht sicher geklärt. v. Eickstedt sieht in ihnen besonders primitiv gebliebene Reste der lagiden oder paläo- (= alt-) amerikanischen Rasse, die hier in schwer zugängliche Rückzugsgebiete verdrängt worden sind. Bei den Untersuchungen über den Rassenursprung werden als älteste bekannte Menschenformen Südamerikas Schädelfunde aus Muschelhaufen (Sambaquis) an den Küsten Brasiliens zu nennen sein. Ein Zusammenhang dieser vielleicht

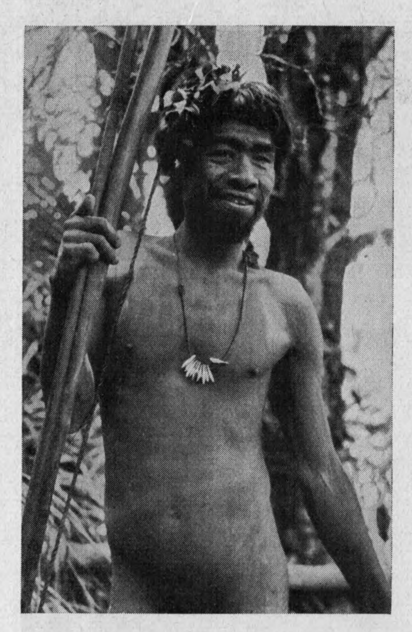


Abb. 81. Alter Quruñguá-Mann vom Stamme der Sirionoindianer im südamerikanischen Urwald zwischen Rio Piray und Rio Grande.

mittelsteinzeitlichen (mesolithischen) Rassen mit den Sirionos im heutigen Bolivien läßt sich natürlich nicht nachweisen. Man kann aber wohl auch den Gedanken eines dunklen melanesischen Einflusses nicht als ganz unmöglich abtun. Wenn die Osterinsel von Westen her besiedelt werden konnte, dann war auch die unfreiwillige Entdeckung Südamerikas von Westen her nicht ganz ausgeschlossen.

Wären die Sirionos Nachkommen der altbrasilianischen Küstenrasse, dann würden sie uns wohl den ältesten südamerikanischen Indianertypus darstellen, der heute noch lebt. Ihre Herkunft und ihr melanesisches Aussehen bliebe auch dabei noch zu erklären. Wären sie Überreste einer unfreiwilligen melanesischen Invasion, die sich vermischt mit Indianern bis heute erhalten hat, dann sind ihre auffälligen Körpermerkmale wohl zu erklären, aber der Beweis für diese Herkunft ist auch so nicht zu erbringen. Die ganze Frage soll hier nicht weiter ausgebaut werden. Wir haben jedenfalls das Vorhandensein dieser so unindianisch aussehenden Indianer besonders zu vermerken.

Ihre Kulturstufe ist ebenso beachtenswert. In ihrer Urtümlichkeit stehen sie mindestens so tief wie die Feuerlandindianer. Sie gehen wie diese auch fast ganz nackt; allerdings ist der Tropenurwald Boliviens dazu besser geeignet als das unwirtliche und kalt-rauhe Klima auf Feuerland. Als auffällige Waffe führen die Quruñguas den übermannshohen Bogen und 3 m lange Pfeile — auch der große Bogen ist eine Waffenform tiefer Kulturstufe.

Daß wir nichts Genaueres über diese Urwaldindianer wissen, liegt — wie bei vielen Primitiven — an ihnen selbst; ihr Schicksal hat sie gelehrt, jede Berührung mit Fremden irgendwelcher Rasse zu vermeiden und sich gegen Eindringlinge zu wehren.

Man hört gelegentlich auch von „weißen" Indianern. Diese gibt es wirklich in Zentralamerika. Es handelt sich dabei aber nicht um eine besondere Rasse oder etwa um europäische Bastardvölker, sondern um Albinos — also krankhaft Entpigmentierte —, die sich zu Gemeinschaften zusammengeschlossen haben. Solche Albinos gibt es bei allen Rassen; daß sie Stammesgemeinschaften bilden, ist aber wohl nur aus dem zentralen Amerika bekannt.

Bei allen anderen Rassen war wenigstens etwas über ihre Kultur gesagt. Bei den Mongolen konnte das schon nur noch sehr kurz in diesem Zusammenhang geschehen. Das gleiche gilt für die Indianer.

Der Indianer ist in seiner Gesamtheit heute viel genauer und eingehender kulturell als körperlich untersucht worden. „Amerikanisten" sind Ethnologen, Völkerkundler, die die sehr interessanten Kulturen vergangener und lebender Indianervölker erforschen. Der indianische Mensch selbst ist dabei nur nebensächlich behandelt worden.

So kommt es, daß wir in größtem Ausmaße über die Völker und Völkergruppen des indianischen Amerikas unterrichtet sind, weniger aber über die Rassen und Unterrassen. Namen und Einteilungen sind deshalb fast immer ethnologisch begründet.

Es können also hier gar nicht auch nur einigermaßen die Kulturen Amerikas zitiert werden. Denn während die Anthropologie beider Erdteile im wesentlichen doch eine große Menschenrasse zu beschreiben hat, findet die Ethnologie Kulturen aller Entwicklungsstufen. Daß dabei an die Zeiten gedacht wird, wo der Indianer noch Herr seiner Erdteile war, ist selbstverständlich. Es ist also wohl nötig, neben der anthropologischen Einteilung, die vielfach noch ein Versuch ist, die sprachliche und kulturelle Unterteilung der Ethnologen zu nennen.

Nach M. Schmidt und W. Krickeberg:

I. Hauptsprachstämme Nordamerikas:

1. die Eskimos,
2. die Athapasken oder Tinnefs,
3. die Algonkinstämme,
4. die irokesisch-huronische Sprachgruppe,
5. die Sioux- oder Dakotagruppe,
6. die Moskokigruppe,
7. die Kaiowäh,
8. die Käddo,
9. die Schoschonen (Komantsche und Hopi) und sonorische Völker (Azteken).

Kulturell werden bei „nordamerikanischen Naturvölkern" acht Völkergruppen unterschieden:

1. Arktisches Gebiet (Eskimos und einige Athapasken),
2. Kanadische Sammler und Jäger (Athapasken, Tschippewäh und Algonkinstämme),
3. Atlantisches Gebiet (Alkonkin-Delawaren, Irokesen, Huronen),
4. Prärieſtämme (Sioux, Dakota, Schwarzfußindianer, Schoschonen, Käddo, Kaiowäh u. a.),
5. Nordwestamerikaner (Tlinkit, Haida u. a.),
6. Völker Oregons und Kaliforniens (Klamath, Wintun, Hupa u. a.),
7. Gebiet der Pueblos (Schoschonen, Apatschen, Navaho u. a.),
8. Sonorische Völker (Yuma, Marikopa, Tepetsuana, Coro u. a.).

II. Die mexikanisch-mittelamerikanischen Kulturen werden in drei Kreise unterteilt:

1. Der alte mexikanische Kulturkreis (Nahna, Azteken, Tolteken, Otomi, Toraster u. a.),
2. der Majakulturkreis (Maja, Yukateken, Chiapas u. a.),
3. die südlichen Stämme Mittelamerikas (Hinka, Lenka, Mangne, Talamanka, Chiriqui u. a.). (Siehe Abb. 73.)

III. Die Völker Südamerikas ergeben zwei stark unterschiedene Gruppen: die Kulturvölker des Hochlandes und die Naturvölker östlich der Anden und im Süden Südamerikas. Ausgenommen hiervon sind noch die Stämme an der Nordwestecke Südamerikas, die noch zu den Zentraliden zu rechnen sind. Motilonen und Otomaken sind darunter bekanntere Namen.

1. Als eigentliche südamerikanische Waldindianer schließen sich daran die Völkerstämme im tropischen Waldgebiet; bei ihrer Zersplitterung in oft unzugänglichsten Urwäldern ist eine Aufzählung der Stämme unmöglich.

Als hauptsächlichste Sprachgruppen seien genannt die Tupi, die Aruak und die Karaiben; ferner die Sprachgruppen der Betoya und der Pano; Sondergruppen sind die Pikaná, Tschikito u. a.

Auf den Kleinen Antillen, die auch in diese Abteilung gehören, sind die Aruakstämme von den Karaiben verdrängt, auf den Großen Antillen stark bedrängt worden. Hier wohnten die Paino, auf Kuba und auf den Bahamas die Cibuneg.

2. Während diese Völker einfache Bodenkultur treiben, leben in den brasilianischen Wäldern des Ostens kulturell niedriger stehende Sammlervölker. Sie sind von den andern abhängig oder werden von ihnen verfolgt. Zu den Sammlerstämmen gehört die große Gruppe der Gês, ferner die Bororó, die Botokuden, die Kayapo u. a.

3. Im Westen, im Gebiet der Anden, sind die Sitze der alten Kulturvölker Südamerikas.

Nördlich, noch an die Zentraliden angrenzend, gehören zum kolumbianischen Kulturkreis die Quimbaja, Cueva (Coiba), die Chibcha.

Weiter südlich kommen wir zum peruanischen Kulturkreis, der neben dem mexikanischen Kreis die höchsten Kulturen Amerikas umschloß. Sprachlich unterscheidet man zwei Gruppen: die Khečkua und die Aimará. Die ersten sind die Träger der Inkakultur. Um den Titicacasee saßen Aimarástämme; an der Küste sind zu nennen die Tallan und Chinen. Ihre Kultur soll noch höher gewesen sein als die der bekannter gewordenen Hochlandstämme. Im Süden des peruanischen Kreises saßen die Atakama und Calchaqui.



Abb. 82. Südamerikanische Indianerstämme.

4. Östlich von diesen kommen die Chacostämme, als Sprachgruppen un=

terscheidet man bei ihnen die Gnaikuru, Muskovi, Matako und Tschamakoko. Als besondere Gruppe im Norden dieses Gebietes seien die Guatóindianer erwähnt. Nicht nur sprachlich isoliert fallen sie auch durch den Bartwuchs der Männer — wie die Siriono — auf.

5. Für den Südteil Südamerikas decken sich die kulturellen Einteilungen mit den anthropologischen. Im Osten haben wir die Pampasindianer und südlich von ihnen die Patagonier, sprachlich die Tekuelschen; im chilenischen Gebiet des Westens leben die Araukaner. Und die Südspitze mit der vorgelagerten Insel nehmen die Feuerländer ein.

Da Rassen und Völker verschiedene Begriffe sind, erschien es notwendig, auch bei einer kurzgefaßten Rassenbeschreibung Völker- und Stammesnamen zu nennen. Denn diese sind bei den Indianern bekannter als die neuen Bezeichnungen für die Unterrasseneinteilungen, um die wir heute noch ringen — und die wir zum großen Teil nicht mehr sicher belegen können, weil die Menschen dieser Rassen verschwunden sind, untergegangen vor dem Ansturm der weißen europäischen Rasse, die heute Nord-, Mittel- und Südamerika beherrscht.

Heller Teil der Mittleren Linie.

20. Polynesier und Mikronesier.

Die große gelbe Hauptrasse ist mit den Indianern eigentlich abgeschlossen, wir kommen nun wieder zur „Mittleren Linie", um mit ihr den Rassenstammbaum der Menschheit abzuschließen. Aber noch einmal müssen wir den Einfluß der Mongolen mit in Betracht ziehen. Das weite Gebiet des Großen Ozeans vom 30. Grad n. Br. bis zum 50. Grad s. Br. und vom 135. Grad ö. L. bis zum 105. Grad w. L. wird bewohnt von einer Menschenrasse, die wir nach der Inselheimat Polynesier nennen. Der ausgedehnte Archipel umspannt in weitem Bogen das melanesische Inselgebiet; im Norden nennen wir den Archipel Mikronesien — nach den „kleinen" Inseln —, im Osten Polynesien — nach den „vielen" Inseln. Anthropologisch gibt es aber keine Mikronesier, der ganze Halbkreis wird von Polynesiern bewohnt, nur in den inneren Gebieten, die die Melanesischen Inseln berühren, ist auch melanesischer Einfluß zu merken und gibt Vermischungen verschiedenen Grades. Außerdem kommt ein weiteres Vordringen der höheren polynesischen Völker in melanesische Gebiete dazu.

Wir können die melanesischen Beimischungen abziehen, dann bleibt für das weitzerstreute Inselgebiet eine recht einheitliche Menschenform übrig. Um so überraschender ist es, daß wir über ihre Herkunft so wenig Sicheres aussagen können. Wahrscheinlich sind die Polynesier von Südostasien her auf ihre Inselwelt zu Schiff eingewandert; sie selbst erzählen in ihren Sagen, daß sie von der Insel „Hawaiki" kämen — aber niemand weiß,

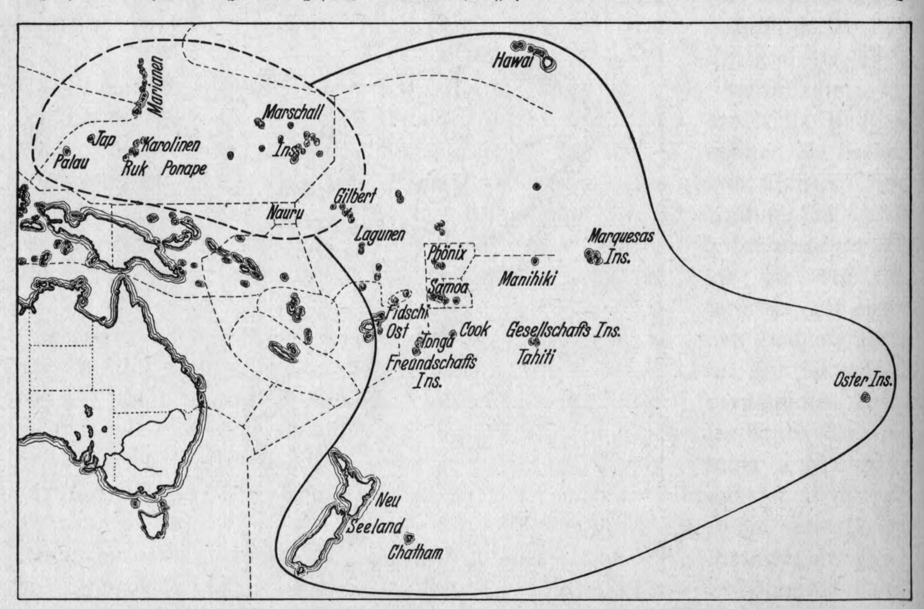


Abb. 83. Polynesier auf mikronesischen und polynesischen Inseln.

wo diese Insel liegt. Der Name kommt ja in verschiedenen Abwandlungen häufiger vor; Hawai, Avaiki, Sawai u. a. Älter als die jüngere Steinzeit kann die Periode der Einwanderung auch nicht gut gewesen sein. Mehr läßt sich zur Zeit noch nicht darüber sagen.



Abb. 84. Polynesierin von Samoa.

Der anthropologische Vergleich zeigt uns Menschen, die wir im großen und ganzen wohl an die mittlere Linie unseres Stammbaumes stellen müssen; ein Hinneigen zur „gelben" Linie wird bei der geographischen Nachbarschaft der Mongoliden verständlich. Auch an protomalaiische Herkunft ist gedacht worden; das legt ja auch die Vermutung über den Einfallsweg durch Südostasien nahe. Trotzdem sähen dann diese Protomalaien hier doch wenig urtümlich und sehr „europäisch" aus. Wir müssen auch bedenken, daß in Südasien indogermanische Inder sitzen; der Gedanke an mediterrane Rassenelemente Europas ist deshalb verständlich; zur Erklärung der davon abweichenden Merkmale brauchte man aber wohl kaum die alpine-ostische Rasse Europas heranzuziehen.

Anthropologisch ist also der Polynesier nicht zu verkennen. Er gehört nach unseren Begriffen unbedingt zu den „schönen" Menschen der Erde, die Samoaner werden oft sogar als der schönste Typus genannt. Am meisten beschrieben können sie für Polynesien auch als typisch bezeichnet werden.

Es sind kräftige, große Gestalten; stärkerer Fettreichtum soll nur in Häuptlingsfamilien vorkommen — die uns allerdings durch Bilder besonders oft vorgeführt wurden. Umgekehrt ist aber auch Magerkeit nichts Kennzeichnendes und beruht meistens auf Einschleppung von europäischen Krankheiten — Syphilis und auch Alkoholismus sind Zugaben europäischer Kultur.

Sonst haben wir doch allgemein eine fleischige Figur; Fettansatz fällt auf an Schenkeln, Waden und Knöcheln. Das ist nicht mongolisch; auch Hände und Füße sind größer und gröber als bei Mongolen.

Die Frauen sind kleiner und erscheinen durch ihr Unterhautfett auch untersetzter. Als Körpermaße werden genannt für Samoaner 172 cm, Frauen 161 cm; für Maori auf Neu-Seeland 171 cm, Frauen 168 cm; Markesaner 174,5 cm; auf Tahiti 173 bis 174 cm; auf Hawai für Männer 170 cm, für Frauen 160 cm. Auf den Jap-Inseln Mikronesiens 164 cm und auf den Süd-Karolinen 172 cm. Im Durchschnitt liegen die Mittelmaße der Männer also bei 170 cm, die der Frauen bei 160 cm. Die Körperproportionen sind ebenfalls europäisch.

Die Hautfarbe ist hellbraun bis braun, manchmal mit gelblichem oder gar „olivfarbenem" Ton. Bei den Polynesiern selbst sind die helleren Farben bevorzugt.

Die Kopfform ist mittel-kurzköpfig — also anders als bei mediterranen Europäern.

Als Mittelwert ſeien für den Kopfindex genannt: Samoa 80—84, Neu-Seeland (Maori) 77—78, Hawai 84—85, Tonga 82—83, Markeſas 85—86, Tahiti 85; in Mikroneſien auf den Jap-Inſeln 77—78, auf Süd-Karolinen 78—79. Es fallen aus den kurzköpfigen Gruppen alſo die Mikroneſier und die Neu-Seeländer hinaus — das ſind die Bewohner der Inſeln, auf denen der melaneſiſche Einfluß beſonders ſtark iſt oder war.

Das Geſicht könnte man im ganzen grob-europäiſch nennen; wenn auch die Umrißform oval iſt, ſo iſt doch die Stirn breit, ebenſo die Backen, auch ohne daß die Backen mongoliſch vorſtehend ſind. Da die Stirn meiſtens ſteil — nur ſelten fliehend — iſt und da auch die Mundpartie orthognath, nicht vorſtehend gebaut iſt, erhält das Geſicht etwas Flaches, trotz der europäiſch geformten Naſe mit hohem Rücken. Die Naſe iſt eher groß als mittelgroß, wenn auch nicht breit, ſo doch mit ſtumpfer Spitze. Der Naſenrücken verläuft gerade, die Löcher ſind rundlich.

Die Augenſpalte iſt offen, meiſt von mandelförmigem Schnitt; aber auch ſchräg geſtellte Lidſpalten kommen vor; bei der Hälfte der Bevölkerung iſt die Mongolenfalte wenigſtens angelegt; bei 5% ſoll ſie voll ausgebildet ſein.

Die Irisfarbe des Auges iſt braun-ſchwarzbraun.

Der Mund iſt im weſentlichen europäiſch; dicke Lippen — die aber gar nicht ſelten zu ſein ſcheinen — werden auf malaiiſchen oder melaneſiſchen Einfluß zurückgeführt; denn häufig iſt dieſe Form noch mit krauſem oder lockigem Haar verbunden. Auch umgeſchlagenen Lippenſaum ſieht man gelegentlich. Die Mundſpalte ſelbſt iſt aber für europäiſche Verhältniſſe groß und paßt zu der allgemeinen ſtarken Ausprägung der ganzen Geſichtsform. Die Ohren ſind normal geſtaltet wie bei uns.

Das Haupthaar iſt lang, meiſtens ſchwarz, manchmal auch braun; es werden als Ausnahmen auch blonde Haare angegeben (?). Die Haarform iſt europäiſch und wechſelt von ſchlicht über wellig bis lockig. Man findet eher melaneſiſche Anklänge als mongoliſches Straffhaar. Die Körperbehaarung iſt zwar ſchwach, aber ſtärker als bei Mongolen; doch werden die Körperhaare meiſtens entfernt.

Abweichungen von polyneſiſcher Körperbildung laſſen ſich durch die verſchiedenen Nachbarraſſen erklären. Ein palämongolider Einfluß — oder protomalaiiſch? — wäre überhaupt als eine der alten Grundlagen aufzufaſſen. v. Eickſtedt betont für das altmongolide Element beſonders Erſcheinungen bei Frauen auf den mikroneſiſchen Inſeln.

Ein melaneſiſcher oder altmelaneſiſcher Einfluß iſt beſonders ſtark auf den Fidſchiinſeln, deren weſtliche Gruppe ja überhaupt zu Melaneſien anthropologiſch gehört und die auch dort beſprochen worden iſt. Ebenſo erkennt man auf ganz Neu-Seeland bei den Maoris melaneſiſche Merkmale, da dieſe Inſeln ja erſt in jüngſter Zeit mit dem Eindringen der Maoris polyneſiſch wurden. Der europäiſch-mediterrane Einſchlag erſcheint am weiteſten nach Oſten vorgeſchoben und tritt uns auf Hawai deutlich und ſympathiſch entgegen.

Die Oſterinſel mit ihren rieſigen Steinfiguren ſoll hier wenigſtens genannt werden; raſſiſch können wir über die erloſchene alte Bevölkerung nichts Sicheres ausſagen. Erwähnen mußte man die Inſel ſchon bei den melaneſiſch ausſehenden Urwaldindianern Südamerikas.

Die Angaben über die Blutgruppenverteilung in Polyneſien ſchwanken erheblich; bei der heutigen ſtarken Vermiſchung der Bevölkerung mit Europiden und Mongoliden iſt das verſtändlich.

Mehrere Angaben liegen für mikronesische Inseln vor; am stärksten ist auch hier Gruppe O vertreten mit 33—71%; A schwankt zwischen 20 und 40%, einmal auch 67%; B ist deutlich geringer vertreten mit 8—19%; AB fehlt vielfach ganz oder erreicht 6%, einmal auch 10%. Jedenfalls ist also die Verteilung nicht mongolisch, sondern eher australisch-europäisch.

Von Körperveränderungen fallen besonders die reichen und kunstvollen Tatauierungen auf; neben den Samoanern sind dafür die Maoris auf Neu-Seeland bekannt und vor allem die Bewohner der Marquesas-Inseln, bei denen die farbigen Figuren den Körper so weit bedecken, daß er wie bekleidet erscheint.

Der anthropologischen Stellung des Polynesiers entspricht auch seine Kultur; sie steht bedeutend höher als die der Melanesier und ermöglichte so deren Verdrängung, obwohl die Melanesier sicher kriegerischer sind als die im allgemeinen friedfertigen Polynesier. In Polynesien gibt es nicht nur Sagen und Gesänge zur Überlieferung ihrer Geschichte, sondern auch Schriftsymbole; rechtliche und politische Ordnung, eine monotheistische Religion. Im Gegensatz zu dem düster-schwermütigen Melanesier ist der Polynesier heiter und sorglos; Tanz und Musik bilden einen wichtigen Bestandteil seines Tageslaufes. Reicher Blumenschmuck, nicht nur bei Frauen, unterstreicht seine Lebensauffassung. Dabei ist er gutmütig und gastfrei, aber auch sentimental und wenig kriegerisch; als gutem Seefahrer war es ihm möglich, unter bewußter Ausnützung der Meeresströmungen den weiten Archipel zu besiedeln.

Denn die Polynesier haben als geschlossene „Rasse" die weiteste Ausdehnung auf der Erde — die Breiten- und Längengrade als Grenzen ihres Gebietes waren ja schon genannt. Trotzdem sind sie aber an Kopfzahl eine recht kleine Rasse; man schätzt sie heute auf 115000 Menschen; und es liegt kein Anlaß vor anzunehmen, daß sie früher zahlreicher gewesen sind. Heute werden die Polynesier von der weißen Rasse aus allen Erdteilen überschwemmt — und darin werden sie wohl auch aufgehen.

21. Hindu - indogermanische Inder oder Indide.

Wir kommen nun zur Spitze des Stammbaumes in der Mittleren Linie, ohne schon Europa selbst damit zu erreichen. Wir können auch noch nicht von der „weißen" Rasse sprechen, da die kennzeichnenden Farben dunkel sind; schwarzes Haar, schwarz-braune Augen und hellbraune bis dunkle Haut. Und doch ist kein Zweifel daran, daß wir es mit Angehörigen der europäischen Hauptrasse zu tun haben.

Es sind die arischen Inder, indogermanische Völker, die erst um 2000 v. Chr. im Pandschab als Hirtenvölker ansässig waren. Von dort her haben sie sich seit etwa 1400 v. Chr. über Vorderindien nach Süden und Osten hin ausgebreitet. Sie kamen nach ihren eigenen Überlieferungen als helle, weiße Menschen, groß von Wuchs und mit schönen Nasen; nach dem Indusfluß führten sie den Namen „Indu" oder „Hindu", und sie bezeichnen die indische Urbevölkerung, die sie bei ihrer Ausbreitung verdrängten oder unterjochten, als „schwarz" und „klein" und „ohne hervortretende Nasen". Sie meinten damit die schon besprochenen Drawidas.

Die Abneigung der Hindu gegen alle farbigen Völker Indiens ist ja durch ihr Kastenwesen bekannt; der indische Ausdruck für Kaste ist gleichbedeutend mit „Farbe". Die höchste Kaste hat die hellsten Farben in der Haut. Das sind die Brahmanen, sie haben auch die schmalsten Nasen. Wir hörten ja schon einmal

bei der Besprechung Indiens, daß die Höhe der Kaste mit der Breite der Nase abnimmt.

Aber Vermischung ist trotzdem nicht ausgeblieben; dadurch und durch Akklimatisierung ist auch die helle Haut nicht mehr vorhanden; trotz aller hellfarbigen Abstufungen nach oben hin müssen wir die Inder als braun bezeichnen; Haare und Augen sind sogar durchgängig dunkel.

Umweltswirkungen, vor allem das Klima mögen bis heute auch viel vom europäischen Rassenelement ausgemerzt haben, besonders so weit es nordisch bedingt war. Eine genauere Bestimmung, welche europäische Unterrassen bei den Einwanderern vertreten waren oder vorherrschten, läßt sich nicht sicher feststellen. Viele Personen unter ihnen zeugen mit Wuchs und Ausdruck für nordischen Anteil; kleinere und zierliche Gestalten gleichen den Mediterranen; daß Dinarier nicht fehlen, ist durch die Nähe Vorderasiens schon geographisch bedingt, und ebenso ist die orientalische Rasse beteiligt. Manche indischen Typen sehen semitisch aus.

Im Durchschnitt läßt sich folgende Körperbeschreibung geben. Der gesamte Körperbau in Größe und Proportionen europid, mittlere Körperhöhe für Männer mittelgroß, etwa 165 cm, schlanker, graziler Wuchs; Arme und Beine dünn, besonders die Unterschenkel, Waden fehlen.

Die Kopfform ist ausgesprochen langköpfig, Index etwa 72—74. Auch das Gesicht ist lang und schmal; die Stirn schmal, keine vortretenden Backenknochen. Überaugenbögen sind gut ausgebildet.

Die Augen haben große, mandelförmige Lidspalten — das erinnert mit der braunen Haut besonders an Mittelmeertypen. Eine Mongolenfalte hat der arische Inder nicht. Die Irisfarbe ist aber im Durchschnitt dunkelbraun, hellbraune Farben sind selten. Auffallend europäisch in der andersrassigen Umgebung ist die Nasenform: die Nasenwurzel ist hoch, der Rücken gerade und schmal, die Flügel schmal und anliegend. Für den Mund läßt sich dasselbe nicht behaupten; wir finden doch öfter, wenn auch nicht dicke, so doch volle Lippen. Dazu paßt der Süden Europas besser als der Norden; das gilt auch für das schwächer ausgebildete Kinn.

Die Frauen sind gut 10 cm kleiner als die Männer; an ihnen sollen auch urtümlichere Züge öfters zu sehen sein.

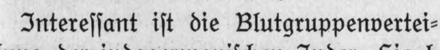
Das Haupthaar ist fast durchgehend schwarz, in der Form schlicht bis wellig. Die Männer haben starken Bartwuchs von europäischer Form; die Körperbehaarung ist nicht so stark.

Von diesem mittleren Typus gibt es Abweichungen. Im Norden Vorderindiens ist die Körperhöhe größer. Bekannt sind hier — als Krieger und Soldaten — die Sikh, bei denen die Männer mit 170—175 cm „groß" sind. Sie sind auch heller, langköpfiger und bärtiger — im ganzen also die „nordischsten" Inder. Südlicher, in Hindostan und im Dekhan, überwiegen mehr mediterrane und orientalische Typen, da ja auch dauernd Arabermohammedaner hier eindringen. Nur der Stamm der Toda ist wieder mit nordisch erscheinenden Merkmalen ausgestattet — bis auf die Farben und semitisch-konvexe Nasenform. Auf Ceylon — und zwar im Süden der Insel — leben die Singhalesen, die wieder mehr unseren Mediterranen ähneln, besonders durch den zierlichen Wuchs; die Männer sind noch nicht 165 cm groß. Indischer Einfluß geht über Vorderindien noch hinaus nach Hinterindien und bis nach China hinein. Im Süden fanden wir seine Ausläufer noch auf Java.

Wie volkreich Indien ist, war schon gesagt; für den Brahmaismus oder Hinduismus zählt man 200 Millionen Gläubige; es mag erwähnt sein, daß daraus 500 v. Chr. durch Siddharta Gautama der Buddhismus entstand. Daß diese Inder rassisch geeignet waren, Hochkulturen zu schaffen, ist verständlich; es war schon erwähnt, als wir im malaiischen Archipel von den Resten ihrer ehemaligen Ausdehnung sprachen. Heute ist Vorderindien als englisches Kolonialreich seiner eigenen alten Hochkultur beraubt; indische Fürsten erhalten ihre Macht und die sprichwörtlich märchenhafte Pracht ihrer Kultur als Denkmäler einer vergangenen Zeit. Und der von den Indern selbst gewahrte Kastenunterschied läßt auch auf engstem Raume modernste Kultur und primitives Volksleben nebeneinander bestehen.



Abb. 85. Nordindierin (Bengali). Indider Typus.



Interessant ist die Blutgruppenverteilung der indogermanischen Inder. Sie haben den stärksten B-Anteil auf der Erde. Trotz ihrer rassischen Beziehungen zu Europa, ja sogar zur europäisch-nordischen Rasse liegt hier ein auffallender Unterschied vor, der uns zeigt, daß eine Blutgruppenuntersuchung nicht ohne weiteres eine Rassendiagnose ergibt.

Wir haben folgende Verteilung der Blutgruppen:

nordische Europäer: 40% O; 43% A; 12% B; 5% AB.

arische Inder: 30—32% O; 20—25% A; 37—42% B; 6—9% AB.

Zigeuner: 27—36% O; 21—29% A; 26—39% B; 6—9% AB.

Es sind mit Absicht hierunter gleich die Zigeuner angeführt worden; denn der Kern der echten Zigeuner als Rassenbestandteil — nicht die Vagabunden, die in Europa mitlaufen — stammt aus Vorderindien. Er trägt heute noch die europäisch-indiden Züge und hat trotz des Alters seiner Wanderzeit und der damit verbundenen Blutmischungen die Verteilung der Blutgruppen wesentlich gewahrt.

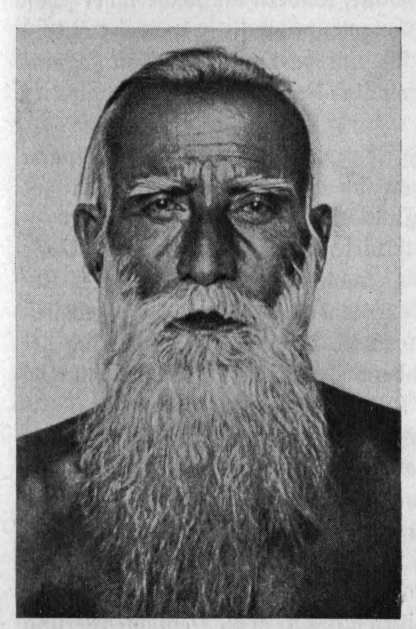


Abb. 86. Singhalese.

Als abgesprengte Nordindide sind die Toda zu bezeichnen, ein Hirtenvolk in den südindischen Gebirgsländern; sie gleichen an Wuchs und Gesichtsbildung den indischen Sikhs; ihre leicht gebogenen Nasen erinnern auch an orientalische Formen. Da sie im allgemeinen einem etwas urtümlichen Typus der mittleren Linie entsprechen, ist auch an Stammesverbindungen mit anderen dahin gehörigen Gruppen gedacht worden.

22. Europide.

Damit bleibt uns nur noch als letzte große Hauptrasse die weiße Rasse Europas, wir nennen sie die europide Hauptrasse, als Ausdruck dafür, daß wir uns dabei nicht an die politischen Grenzen Europas gebunden halten.

Über die Rassen Europas — das sind also die europiden Unterrassen innerhalb der „weißen Rasse" — ist besonders in der letzten Zeit nach H. F. K. Günther soviel geschrieben worden, daß wir hier nicht nötig haben, dieser — unserer eigenen Rasse — gemäß ihrer kulturellen Bedeutung mehr Platz einzuräumen als den anderen Hauptrassen der Menschheit. Selbst die rein anthropologische Beschreibung kann nach den bekannten Darlegungen Günthers kürzer ausfallen; bei allen Vergleichen der anderen Rassen ist ja auch das Erscheinungsbild unserer Rasse stillschweigend als bekannt vorausgesetzt worden.

Wichtig und in heutiger Zeit besonders bedeutungsvoll ist allerdings die Geschichte der Herkunft unserer Rasse.

Wenn es zutrifft, daß die Australier an derselben Entwicklungsrichtung stehen wie wir Europäer, dann müßte auch die gleiche Stammbaumlinie wie zu ihnen so zu uns führen. So darf aber der Menschheitsstammbaum nicht aufgefaßt werden; die Australier sind nicht nur schon lange eine selbständige Rasse, sondern als solche sicher schon länger vom Hauptstamm isoliert als Neger und Mongolen. Aber sie haben sich trotzdem in vielen Zügen nicht sehr verändert, so daß sie uns in ihrem heutigen Zustand vielleicht ein ähnliches Bild bieten wie damals, als ihre Rasse ihren Erdteil Australien erreichte.

Neger und Mongolen sind nach allgemeiner Fortentwicklung der Menschheit später ihren eigenen Rassenweg gegangen; dabei haben sich aber bei ihnen Erbmerkmale gebildet, die sie auch äußerlich von dem alten „mittleren" Stamm unterscheiden — und zwar in sehr verschiedenen Richtungen. Da in vielen Merkmalen die weiße Rasse eine Mittelstellung einnimmt, sind wir berechtigt, auch bei ihr ein geringeres Abweichen im Körperbau als bei Negern und Mongolen anzunehmen. Infolgedessen müssen Australier und Europäer sich sehr entsprechen, der erste mit urtümlich gebliebenen Formen, der andere höher entwickelt; aber beide nicht so in Seitenrichtungen gedrängt wie die schwarze und die gelbe Linie.

Bei den Europiden kommt nun aber dazu, daß sie sich selbst wieder in Unterrassen aufspalten — beim Australier erhielt die Isolierung, die ihn urtümlich bleiben ließ, auch seine in sich geschlossene Rassenform. Für die Aufspaltung der europiden Unterrassen brauchen wir den Zeitpunkt nicht erst sehr spät anzusetzen; die einheitliche Grundlage der Gesamtrasse kann auch bei früher Aufspaltung erhalten geblieben sein.

Das Merkmal, das im Erscheinungsbild am meisten auffällt, ist die Depigmentierung der Haut und der Haare. Der ursprünglich wohl allgemeine Zustand eines dunkel-

gefärbten Körpers hat sich also bei der europiden Rasse — und nur bei dieser — so weit durch Farbverlust geändert, daß der Volksmund allgemein von der „weißen" Rasse spricht. Dabei weiß jeder, daß die „Weißen" durchaus nicht alle gleichmäßig „weiß" sind.

Daß wir unsere Hauptrasse „Europäer" oder „europid" nennen, ist meines Erachtens nicht nur durch unser heutiges Hauptwohngebiet, sondern auch stammesgeschichtlich bedingt. Die Herkunft der Menschheit, die Abspaltung der heutigen Europäer und die Entstehung der nordischen Rasse — alle drei Ereignisse werden oft nach Asien verlegt, ohne daß sich solche Hypothesen durch Belege stützen ließen. Man nimmt an, daß der Großraum Asiens eine Brutstätte der Menschheitsentwicklung sein müsse, während Europa nur eine Sackgasse für unterdrückte und verdrängte Rassensplitter sein könne. Nun — dieses Europa ist unbestreitbar der Sitz der bisherigen höchsten Menschheitskultur; und in diesem Europa haben wir noch die besten urgeschichtlichen Zeugen für die Entstehung der Menschheit selbst wie auch für die Ausbildung der weißen Hochrasse. Es kann ja sein, daß das auf Zufall beruht; aber gegraben ist heute in anderen Erdteilen auch; und Asien hat noch nichts geliefert, was für das Menschheitsparadies oder für die europide Rasse bezeichnend gewesen wäre.

Das sind wieder Probleme, die im Rassenursprung eingehender behandelt sind; hier soll darüber abschließend nur festgestellt werden, daß die urgeschichtlichen Funde ausreichen, um eine durchgehende Entwicklung vom Ursprung der Menschheit bis zur Ausbildung der nordischen Rasse auf europäischem Boden zu erklären. „Beweise" brauchen solche Funde ausgestorbener Menschen und Urmenschen für eine glatte Entwicklung natürlich nicht zu sein — aber sie sind doch immerhin tatsächlich vorhandene Belege, während für andere Hypothesen nur logische Schlußfolgerungen übrigbleiben. Während wir also für die Entstehung der großen weißen Rasse in ihrer Gesamtheit Belege zu haben glauben, müssen wir für eine andere Frage bisher noch unsere Unkenntnis zugeben. Und gerade das ist heute vielfach unbekannt.

Wir sind jetzt gewohnt, von den sechs oder sieben Rassen Europas zu sprechen und bedenken dabei nicht immer, wie wir zur Aufstellung dieser Rassen kommen. Sie beruhen auf der Tatsache, daß die Menschen in verschiedenen Gegenden Europas verschieden aussehen und verschieden geartet sind. Auch derjenige, der keine Rassenforschung treibt, merkt doch, daß er in Nordeuropa andere Menschen findet als in Südeuropa. Wo die Unterschiede so klar zutage treten, sind wir sicher berechtigt, vom Bestehen verschiedener Unterrassen zu sprechen. Aus dem Erscheinungsbild, das uns die Menschen zeigen, kombinieren wir nun eine Einzelgestalt, die alle die Eigenschaften vereinigt, die wir für die betreffende Rasse als typisch ansehen. Zählen wir dann aber die Bevölkerung einmal durch, dann ergibt sich, daß viele Einzelpersonen diesem Rassenidealbild durchaus nicht entsprechen. Bei der heutigen Vermischung aller europäischen Rassen kann das gar nicht anders sein. Es kommt aber noch etwas hinzu, was die meisten nicht kennen und nicht beachten, da es auch in fast allen kleinen Rassenbüchern nicht erklärt wird. Die uns bekannten typischen Rassenmerkmale vererben sich nicht nach den einfachen Mendelschen Regeln; sie sind vielanlagig oder „polymer" bedingt. (In „Biologische Grundlagen für Rassenkunde und Rassenhygiene", Verlag Enke 1934, habe ich das ausführlicher auseinandergesetzt.) Hier soll nur soviel gesagt sein, daß vieles von dem, was wir als ein Merkmal ansehen, auf vielen Erbanlagen beruht; z. B. die Körpergröße, die Kopfform, Haar- und Augenfarbe usw. Dadurch

kommt es, daß die Nachkommen eines Elternpaares in den Merkmalen nicht nur alle Zwischenstufen zwischen den Ausbildungsgraden ihrer Eltern erhalten können, sondern daß sie den Stand eines jeden Elters übertreffen oder unterbieten können. Deshalb können Kinder in normalem Erbgang größer als der größere oder kleiner als der kleinere ihrer Eltern sein; sie können in Haar- und Augenfarbe dunkler oder heller sein usw.

Wenn also jemand, der sonst nordische Erscheinungsmerkmale zeigt, eine Haarfarbe hat, die für die nordische Rasse zu dunkel ist, dann braucht er diese Farbe nicht durch einen fremdrassigen „Einschlag" bekommen zu haben, sondern es besteht auch die Möglichkeit, daß er sie bei vollkommen nordischer Ahnenreihe erhalten haben kann. Wir können demnach wohl im Durchschnitt einer größeren Bevölkerung die Unterrasse herauslesen, aber wir können nicht jeden einzelnen Menschen auf seine äußere Erscheinung hin in eine oder in mehrere bestimmte Rassen einordnen.

Über bestimmte Rassen (oder Unterrassen) könnten wir eigentlich erst Sicheres behaupten, wenn wir den Rassenstammbaum aufstellen könnten — wenn wir also nachweisen könnten, wann und wie die Aufspaltung der verschiedenen Rassenzweige stattgefunden hat. Dazu brauchten wir genügend klare urgeschichtliche Funde aus allen Zeiten; aus der lebenden Bevölkerung läßt sich der ehemalige „reine" Rassentypus nicht mit Sicherheit wiederherstellen, weil sowohl normale Vererbung durch polymere Anlagen das Bild verwischt, wie die dauernde Rassenmischung alle möglichen Zwischenstufen der einzelnen Merkmale bedingt.

Unsere Rasseneinteilung der Europiden ist also eine Arbeitshypothese, die wir brauchen, um überhaupt zu verwertbaren Begriffen zu kommen. Es ist deshalb auch erklärlich, daß wir diese „Systemrassen" verschieden gut begründen können.

Ich glaube, daß für zwei europäische Rassen auch die Entstehung genügend sicher nachgewiesen werden kann, so daß damit auch ihre Stellung als Unterrasse klar ist. Das sind die nordische und die mediterrane Rasse.

Günther führte für die letzten die Bezeichnung „westisch" ein, da sie besonders im Südwesten Europas auftritt. Sie wohnt aber an den Mittelmeerküsten; es wäre deshalb geographisch deutlicher gewesen, von einer Nord- und einer Südrasse zu sprechen. Beide können wir urgeschichtlich auf die Menschen der letzten Eiszeit Europas zurückführen. Bis in die letzte Eiszeit hinein lebte ja bei uns die Neandertalerrasse. Es war schon gesagt, daß wir in ihr für die gesamte Menschheit wohl nicht nur eine — heute ausgestorbene — „Rasse" erblicken müssen, sondern eine Menschheitsstufe, durch die im weiteren Sinne die ganze Menschheit hindurchgegangen ist.

Aber gerade der Neandertaler Europas wird vielfach als ein ausgestorbener Seitenzweig der Menschheit dargestellt; er soll von höheren Menschenrassen in eine Sackgasse gedrängt, kulturell wie körperlich zurückgeblieben und schließlich von aus Asien hereinbrechenden Menschenwellen vernichtet worden sein. Das wäre an sich nicht unmöglich — aber Beweise dafür haben wir nicht. Vor allem fehlt uns der Beleg, daß es schon zur Neandertalerzeit — also in der vorletzten Eiszeit — höhere Menschenrassen gab, die den Neandertaler vernichten konnten. Daß spätere und höher entwickelte Rassen nicht aus dem Neandertalermenschen entstanden sein sollten, wird aus den körperlichen Merkmalen erschlossen. Diese sollen beim Neandertaler schon so einseitig ausgebildet sein, daß eine Umwandlung und Fortentwicklung nicht mehr möglich gewesen sei.

Auch das kann richtig sein — aber Beweise haben wir dafür nicht. Es liegen doch recht viele Generationen zwischen uns und dem Neandertaler; und vielleicht traut man der Natur doch zu wenig zu, wenn man glaubt, daß eine Umwandlung neandertalider Merkmale nicht mehr hätte stattfinden können.

Der Neandertaler war nur mittelgroß, aber dabei breit und untersetzt, also sicher von plumper Erscheinung. Auf kurzem und dickem Hals trug er, nach vorn geneigt, einen großen Kopf, an dem sowohl Gehirn- wie Gesichtsteil größer war als beim modernen Menschen. Fliehende Stirn, ein dicker Überaugenwulst und vorstehende Kiefer sind als Neandertalermerkmale bekannt. Die Arme waren nicht übermäßig lang, aber wieder breit und plump wie der Körper; ebenso die Hände — nicht äffisch lang, mehr kurz und breit. Die Gedrungenheit der Gestalt wurde vor allem durch die kurzen Beine verursacht, die den im menschlichen Sinne normal großen Oberkörper nicht genügend über den Boden erhoben. Das ist an der ganzen Gestalt wohl das Merkmal, das am meisten menschenäffisch wirkt. Denn sonst war der Neandertaler keineswegs mehr ein „halber Affe".

Immerhin mußte manches abgeändert werden, um aus solchem Vorbild heraus die Idealgestalt eines modernen weißen Menschen erstehen zu lassen. Über die Weichteile des Neandertalers war absichtlich nichts gesagt, weil wir sie nicht kennen; nur daß er noch dunkel pigmentiert war, mag als sicher angenommen werden.

Während der letzten Zwischeneiszeit im Moustérien hatte der Neandertaler auch in Europa Platz genug, um sich auszubreiten. Wie hoch er nach Norden hinaufgegangen ist, wissen wir nicht. Die nachfolgenden Gletschermassen müssen alle etwaigen Überreste in diesen Gegenden von ihm vernichtet haben. Aber auch während der weitesten Ausdehnung der Gletscher in der letzten großen Würmeiszeit blieb in Europa immer noch Platz genug. Ganz Frankreich blieb eisfrei, ebenso Westdeutschland bis zur Elbe; und im südlichen Polen, in Mähren und Galizien blieb offene, bewohnbare Landschaft bis nach Südrußland hinein. Selbst wenn wir die südlich der Gletscher liegenden unwirtlichen Landstriche abziehen, ebenso wie die Decke der Alpengletscher, bleibt immer noch Wohnraum übrig, dem auch der Zugang in die eisfreien Mittelmeergebiete nicht fehlte. Aber sicher brachte diese Zeit auch erhöhte Anforderungen im Daseinskampf, und sicher ist es kein Zufall, daß wir gerade jetzt die Umwandlungsperiode ansetzen müssen.

Nach dem Höhepunkt der letzten Eiszeit treffen wir dann den modernen Menschen als Homo sapiens in Europa — aber nicht gleich so verschieden vom Neandertaler, daß wir von einer plötzlichen Einwanderung sprechen müßten. In der ersten Zeit dieser neuen Homo-sapiens-Periode im Aurignacien haben wir doch Typen, die sich in der heutigen Bevölkerung kaum wiederfinden lassen. Um sie nicht als Nachkommen der Neandertaler anerkennen zu müssen, hat man sie wohl auch als Mischlinge zwischen Neandertalern und modernen Menschen erklärt — aber die Beweise dafür haben wir nicht. Und man bedenkt wohl oft auch nicht, daß auch solche „Mischlinge" doch Nachkommen von Neandertalern wären.

Selbst dann, als der Homo sapiens zweifellos da ist, hat man ihn zum Unterschied von uns heutigen Menschen Homo sapiens „fossilis" genannt; ich schlug dafür schon vor: Homo sapiens „diluvialis", das ist kennzeichnender und auch sprachlich richtiger.

Und mit diesem letzteiszeitlichen, diluvialen Homo sapiens beginnt also das Problem der europäischen Hauptrasse. Lehnen wir die Nachkommenschaft vom Neandertaler

Eiszeitperioden	Verschiedene Theorien über die Einordnung der menschlichen Kulturperioden.	
Jetztzeit	Metallzeit Neolithikum Mesolithikum	Magdalénien Solutréen
Würmeiszeit	Magdalénien Solutréen Aurignacien (Jung-Paläolithikum)	Aurignacien Moustérien
letzte Zwischeneiszeit	oberes Moustérien unteres Moustérien (Mittel-Paläolithikum)	Acheuléen Chelléen Praechelléen
Risseiszeit	Acheuléen (Alt-Paläolithikum)	Eolithikum
vorletzte Zwischeneiszeit	Chelléen Praechelléen	
Mindeleiszeit	Eolithikum	
älteste Zwischeneiszeit		
Günzeiszeit		
Tertiär-Zeit		

Abb. 87.

ab, dann wissen wir nicht, wo diese Menschen — und damit auch wir selbst — herkommen. Denn die Einwanderung aus Asien ist ja nur eine Hypothese.

Auf jeden Fall vergrößert sich mit dem Abschmelzen der Gletscher der Lebensraum für die damaligen Europiden. Wir können wohl annehmen, daß die Menschen auch zahlreicher werden. Das und die näher an uns liegende Zeit sind die Gründe, daß wir

nun auf zahlreichere und besser erhaltene Reste stoßen. Und das hat wieder zur Folge, daß wir besser als vorher beim Neandertaler Unterschiede bei den einzelnen Funden erkennen können. Rein zufällig ist aber auch das nicht; denn erst jetzt — im Jungpaläolithikum — können wir ja von wirklicher, menschlicher Kultur sprechen. Die Menschen werden auch tatsächlich nicht mehr so einheitlich gewesen sein wie zur Zeit des Neandertalers. Aber eine Folgerung hätte man aus der Vielgestaltigkeit der Fundstücke nicht ziehen dürfen: nämlich aus jedem einzelnen Schädel gleich eine neue, eigene „Rasse" zu machen. Heute, wo die Funde immer häufiger geworden sind, kommt man wohl auch allgemeiner zu der Auffassung, daß es soviel „Rassen" gar nicht geben kann. Der Nachweis dafür würde hier zu weit führen; jedenfalls müssen aus diesem jungpaläolithischen Menschenmaterial Europas die beiden heutigen Küstenrassen Europas hervorgeangen sein.

Während die nordische Gruppe in freiwerdendes Neuland einzog, konnte im Süden die mediterrane oder westische Rasse ihre Wohnsitze im wesentlichen behalten — und darin liegt wohl auch der Grund, daß sie auch manche körperliche Merkmale beibehalten konnte. Besonders also die allen Menschen eigene dunkle Pigmentierung in Haar- und Augenfarbe, während die Hautfarbe bereits die „weiße" Hauptrasse kennzeichnet.

Deutlicher wird die Ausbildung dieser „weißen" Rasse im Norden, wo nicht nur die Haut den hellen Farbton erreicht, sondern auch in Haar und Auge durch Pigmentverlust blonde oder blaue Färbung als typisches Rassenmerkmal erworben wird.

Damit ist der nordische und mediterrane oder westische Mensch in seiner Entstehung wohl am besten gekennzeichnet. Wo vorgeschichtliche Fundstücke so gut zusammenpassen wie hier, brauchen wir nicht nach Einwanderungen neuer Rassen aus unbekannten Urrassen zu suchen.

Zu diesen europiden Menschenformen gehören also ein mittelhoher bis hoher Körper, schlanker Wuchs und starke, die Beckenbreite übertreffende Schulterbreite. Zu den schon genannten europiden Proportionen gehören nur mittellange Arme, die in der Spannweite die Körperhöhe mit 105—106% übertreffen. Die Beine sind lang im Verhältnis zum Rumpf, die Höhe des Oberschenkelknorrens (Trochanterhöhe) liegt über der Körpermitte; so stehen die Längenverhältnisse der Gliedmaßen und des Rumpfes zwischen denen der Neger und der Mongolen. Besonders die Beinlänge zeigt ein Mittelmaß, das sich von der übertriebenen Länge der Negerbeine ebenso fern hält wie von der Kürze der Mongolenbeine. Das gleiche gilt von der Form der Wirbelsäule; sie ist weder so wenig gebogen wie bei der gelben Rasse noch so übertrieben stark im Kreuz eingezogen wie bei den Schwarzen. Hände und Füße sind dagegen kräftiger geformt.

Eine teilweise Neubildung stellt die europide Kopf- und Gesichtsform dar. Der Gehirnschädel schließt an die im Jungpaläolithikum entstandenen Formen an — die Schädelfunde seit der letzten Eiszeit bilden ja die beste Stütze für den stammesgeschichtlichen Zusammenhang. Die Gesichtsbildung ist aber von keiner anderen Menschenrasse erreicht worden.

Die Stirn ist zwar hochgewölbt, aber in ihrem geschwungenen Verlauf fliehender als bei Schwarzen und Gelben; die Augenbrauenbögen als letzte Reste der neandertalerhaften Überaugenwülste sind ebenfalls stärker geblieben. Aber dazu kommt als einmalige Merkmalsbildung die „europäische" Nase, mit hohem, im wesentlichen



Abb. 88. „Aurignac-Mensch." Schädel des Mannes von Combe Capelle. Homo sapiens diluvialis aus dem Jungpaläolithikum der letzten Eiszeit.

geradem Nasenrücken, schmaler Nasenwurzel und schmalen Nasenflügeln. Mund und Gebiß sind kleiner als bei den anderen Hauptrassen; das Kinn im Durchschnitt betonter. So läßt sich trotz aller individuellen Abweichungen das Profil der Nordischen und Mediterranen gut den anderen Hauptrassen gegenüber kennzeichnen. Dasselbe gilt für das Querprofil über Wangen und Nasenwurzel; auch hier bilden der hohe Nasenrücken und die im allgemeinen nach hinten streichenden Wangenkonturen einen Gegensatz zum flachen Neger- oder Mongolengesichtsquerschnitt.

Die Haarform — schlicht, wellig bis lockig — steht wieder in der Mitte zwischen dem langen Straffhaar der Mongoliden und dem kurzen Kraushaar der Negriden. Daß außerdem selbst bei den dunkelhaarigen Mediterranen schon eine Aufhellung der ursprünglich schwarzen Haarfarbe eingetreten ist, war schon gesagt. Auch die weiße Lederhaut des Augapfels — die bei keiner anderen Rasse so weiß ist — ist durch Depigmentierung bedingt. Auffällig bleibt die Körperbehaarung. Denn sowohl bei Negern wie bei Mongolen ist der Körper im ganzen wie auch an den besonders behaarten Stellen haarärmer.

Überblicken wir danach alle anderen bisher besprochenen Rassen, so ergibt sich trotz der Höherentwicklung, die die Europiden unbedingt an die Spitze der Menschheit stellt, eine unverkennbare Beziehung zu der Rasse, von der wir ausgegangen sind, zu den Australiern. Deshalb also auch der Ausdruck: „mittlere Linie", welche die Australier am Grunde der heutigen Rassenformen mit der höchsten Hauptrasse verbindet. Australier sind keine Neger und ebensowenig Mongolen; wenn man sie an eine heutige Hauptrasse anschließen will, dann muß das die europide Rasse sein. Wedda und Ainu stehen als primitive Rassen in weiterer Entwicklung an derselben Linie; Polynesier und Hindu zeigen gleiche Beziehungen und Verwandtschaft unter heutigen Kulturvölkern. Irgendwie muß

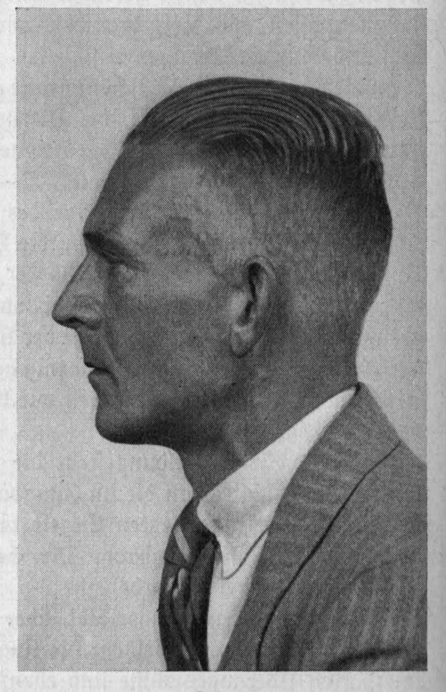


Abb. 89.
Nordisch. Mann aus Schleswig-Holstein.

dem auch die Stammbaumentwicklung entsprechen.

Daß die geistige Entwicklung der europiden Hauptrasse als schlechthin einzige Merkmalsausbildung den Europäern zur Vormachtstellung auf der Erde verhalf, braucht als selbstverständlich nur gesagt zu werden. Wo heute noch andere Rassen an europäischer Hochkultur teilnehmen, sind sie nur Lernende und Angelernte. Über europäisch-mittelalterliche Zeit wäre man heute ohne die Mithilfe der Europäer nirgends auf der Erde hinausgekommen. Wir sollten nie vergessen, daß auch dieser Adel verpflichtet.



Abb. 90. Nordisch. Friesin.

Schwieriger wird nun aber die Ableitung der anderen europäischen und europiden Unterrassen. Ihre Ahnen müßten ja im Jungpaläolithikum der letzten Eiszeit oder in den darauf folgenden Epochen zu finden sein. Es kommt also darauf an, die Funde vom Homo sapiens diluvialis nach Rassenunterschieden zu trennen und dann nach Verbindungen mit heutigen Rassen zu suchen.

Wenn wir damit auch der Jetztzeit immer näher kommen, so ergibt sich aus allem Gesagten doch, welche Schwierigkeiten sich auch hier noch der Lösung der Probleme entgegenstellen. Zum Teil beruhen die Hindernisse auf überlieferten Anschauungen, die ohne Nachprüfung weiter geschleppt werden und dann unsere Schlußfolgerungen in falsche Bahnen lenken. Wenn wir z. B. von vornherein als sicher annehmen, daß der Neandertaler nicht der Vorfahre späterer Menschenrassen sein kann, dann müssen wir natürlich unsere Rassenhypothesen auf anderer Grundlage aufbauen, als wenn wir den Neandertaler in unsere Ahnenreihe aufnehmen wollen. Ähnlich steht es nun auch mit den Menschenformen des Jungpaläolithikums am Ausgange der letzten Vereisung. Wir kennen zu dieser Zeit in Europa den Aurignac- und den Cromagnon-Typus. Es wird oft übersehen, daß sich beide nicht sicher gegeneinander abgrenzen lassen; beide kommen sowohl gleichzeitig wie auch geographisch vermischt vor. Über ihre Weichteile können wir leider nichts aussagen; aus den Knochenfunden müssen wir aber schließen, daß die Weiterentwicklung dieser Eiszeitmenschen wenigstens seit der jüngeren Eiszeit die nordische und die mediterrane Rasse des heutigen Europas ergab, wie oben ausgeführt worden ist.

Von dieser letzteiszeitlichen Menschheit Europas ist demnach ein Teil nach dem Abschmelzen der Gletscher in die frei werdenden Gebiete der heutigen Nord- und Ostseeküsten, einschließlich Jütlands und Skandinaviens, eingedrungen und ergab hier die

nordische Rasse. Aber genau wie schon zur Eiszeit zierliche Aurignactypen neben schwerknochigen, derberen Cromagnon-Formen auftraten, genau so finden wir heute innerhalb der nordischen Rasse diese Unterschiede. Sie werden in der neueren Rassenliteratur als eigentlich nordische und als fälische Rasse getrennt. Das ist also nur nach dem äußeren Erscheinungsbild berechtigt.

Von allen europäischen Unterrassen hat nämlich die nordische Rasse die eindeutigsten erblich bedingten Kennzeichen. So wie alle anderen europiden Unterrassen zwar durch Pigmentverlust „weiß" wurden, sonst aber pigmentiert blieben, ging der Farbverlust bei den Nordischen auch noch auf Haare und Augen über. Dadurch entstand an den Küsten der Nordmeere die einzige groß gewachsene, schlanke Rasse der Menschheit mit heller Haut, mit blondem Haar und blauen Augen.

Daß blonde Haare durch Pigmentverlust aus dunklen Haaren entstanden sind, ist ja einleuchtend; nicht so bekannt ist es, daß es bei den blauen Augen genau so ist. Denn die Regenbogenhaut der Blauäugigen hat keine „blaue" Farbe; sie enthält nur weniger dunkelbraunes Pigment als die braunen und schwarzen Augen. Dieser Pigmentrest schimmert dann durch die Regenbogenhaut, durch Augenwasser und Glashaut hindurch und erscheint nach optischen Gesetzen blau — so wie unsere Venen mit „blauem Blut" gefüllt zu sein scheinen.

Da nun dieser Bleichungsvorgang sonst nirgends auf der Erde stattgefunden hat, ist es wohl ausgeschlossen, daß er bei zwei gemischt durcheinander wohnenden Unterrassen gleichzeitig und unabhängig voneinander eingetreten sein soll. Nordische und fälische Rasse gehören ihrer Entstehung nach zusammen. Bei beiden war die urgeschichtliche Grundform in der letzten Eiszeit breitgesichtig mit breiten Backenknochen! Den Teil der Nordischen, der dieses Merkmal behalten hat, rechnen wir heute zur fälischen Rasse; wir könnten den Namen „Cromagnon-Rasse" auch beibehalten. Der andere, eigentlich „nordische" Teil der Rasse bekam aber durch Umwandlung das für die nordische Rasse typische Langgesicht mit hohen Augenhöhlen und schmalen Backenknochen. Wenn wir sechs oder sieben Rassen in Europa aufstellen, können wir also nicht nordische und fälische Rasse als gleichwertig mit den anderen nacheinander aufzählen. Wenn wir nach dem äußeren Erscheinungsbild beide trennen wollen, dann kann es nur in dem Bewußtsein geschehen, daß diese beiden einander näher stehen als den anderen.

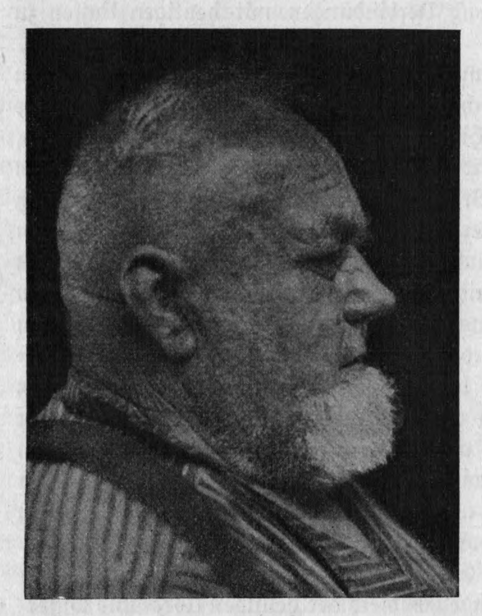


Abb. 92. Fälisch.

Die äußeren Kennzeichen der nordischen Rasse sind ja bekannt. Zu dem hohen, schlanken Wuchs gehören verhältnismäßig lange Beine; die Haut ist hell — an der

Typus des Crômagnon=Menſchen.

Abb. 92. Vorderanſicht des Schädels vom Manne von Oberkaſſel (m. eingezeichn. Geſichtsmaßen).

Abb. 93. Seitenanſicht des Schädels vom Manne von Crômagnon.

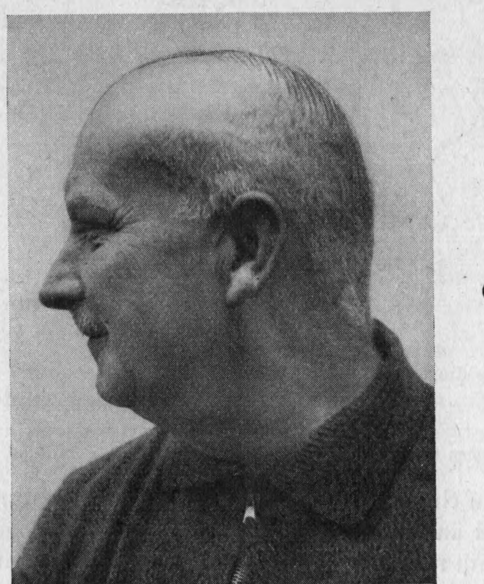
Beide vom Ausgange der letzten Eiszeit, Magdalénien=Kulturperiode.

Sonne rötend und nur langſam bis zu einem gewiſſen Grade bräunend. Behaarung des Körpers ſtark, ebenſo im Geſicht an Augenbrauen, Schnurrbart und Vollbart. Daß die Kopfform langköpfig iſt, iſt erſt recht bekannt. Viele glauben, darin ein ganz beſonderes Kennzeichen zu ſehen. Aber die Langköpfigkeit iſt gemäßigt, ſchwankt erheblich und erreicht im Durchſchnitt nicht den Grad, den wir bei Mittelmeerleuten finden. Das Geſicht iſt lang und ſchmal; Augenbrauenbögen ſind deutlich vorhanden, die Stirn eher fliehend als ſteil. Hinterhaupt vorgewölbt. Das Kinn iſt kräftig, aber keineswegs überall ſo ſtark, wie es bei Idealtypen erſcheint.

Die Haare ſind im ganzen hell gefärbt; aber nicht immer „ſemmelblond"; konſtanter iſt ſchon das helle, blaue Auge, obwohl natürlich auch hier Abweichungen vorkommen müſſen. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß hiermit nicht Abweichungen durch fremdraſſige Beimiſchung gemeint ſind!

Eingehendere Unterſuchungen der geſamten nordiſchen Bevölkerung ergaben neben dieſem eigentlich nordiſchen Geſamtbild auch eine Variationsbreite, die bei einer großen Raſſengruppe nicht verwunderlich iſt. Es war ſchon geſagt, daß „nordiſch" und „fäliſch" nicht raſſenmäßig zu trennen ſind; daß die Haarfarbe nicht bei allen Perſonen gleichmäßig blond ſein kann, iſt im Gange der Vererbung begründet. Aber auch ein nicht ausladendes Hinterhaupt müſſen wir heute als bodenſtändig in der nordiſchen Raſſe anſehen. Schon bei den älteſten Schädelfunden im nordiſchen Raum treffen wir „planoccipitale" Schädel, deren Abflachung am Hinterhaupt ſchon zur Hypotheſe alter dinariſcher Beimiſchung geführt hatte. Dieſe Erklärung müſſen wir heute als unbegründet ablehnen. Die Schädelabflachung iſt eine zur Raſſe gehörige Abänderung, die in allen Übergängen bis in die heutige Zeit überall nachweisbar iſt.

Die Rassenbeschreibungen in H. F. K. Günthers Büchern sind gut und bekannt. Es braucht deshalb hier das nicht ausführlicher wiederholt zu werden. Es bleibt aber noch die Frage nach den seelischen Eigenschaften; denn wissenschaftlich besteht kein Zweifel, daß zu einem Rassenkörper auch eine Rassenseele und ein Rassencharakter gehört. Wo das bestritten wird, liegen besondere Gründe dazu vor. Aber es sind nicht bei jeder einzelnen Person die seelischen Eigenschaften den körperlichen entsprechend; man kann



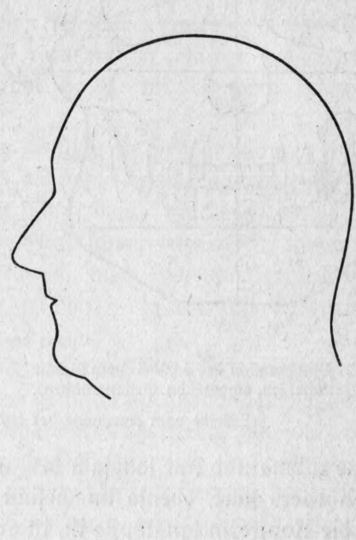


Abb. 94. Abb. 95.
Helgoländer mit abgeflachtem Hinterhaupt.

also nicht ohne weiteres bei jedem einzelnen Menschen aus seinen Körpermerkmalen seine charakterlichen Qualitäten herauslesen.

Aus dem Überblick über die Gesamtrasse der Nordischen und aus den geschichtlichen Leistungen ihrer Völker können wir aber den Rassencharakter erschließen. Ihre Beweglichkeit, ihre Unternehmungslust und Einsatzbereitschaft zeigt sich in ihrer Ausbreitung und an ihrer herrschenden sozialen Stellung, wo sie mit Völkern anderer Rasse in Berührung kommen. So sahen wir ja ihre kennzeichnenden Merkmale nach Osten hin durch ganz Asien verteilt; helle Augen und helle Haare konnten sich erblich erhalten, solange das Klima dem in Nordeuropa ähnlich blieb. In Südostasien, in Indien, verschwanden diese durch Pigmentverlust gekennzeichneten Erblinien wieder; dagegen blieben Körpergröße, Gesichtsbildung mit scharfem Profil, Bartwuchs und zum Teil auch geistige Leistungsfähigkeit besser erhalten.

Die andere Rasse, deren Stammbaum innerhalb der Europiden ebenso klar ist, ist also die mediterrane oder westische Rasse; aus dem gleichen letzteiszeitlichen Menschenmaterial Europas hervorgegangen wie die nordische Rasse. Auch sie wieder an Meeresküsten entwickelt; diesmal aber am Mittelmeer und an südlicheren Gestaden des Atlantischen Ozeans. Als „Südrasse" hat sie aber — wie schon gesagt — die einseitigen Merkmale nordischer Küstenbewohner nicht alle mit

erworben. Sie blieb pigmentreicher; die „weiße" Haut ist auch ohne Sonnenbräunung dunkler, aber besonders die Haare sind schwarz-braun — reines Schwarz ist wohl niemals europäisch — und ebenso die Augen. Die Gestalt ist kleiner und zierlicher. Das braucht nicht am wärmeren Klima zu liegen; denn es trifft nicht allgemein zu, daß die Menschen zum Pol hin größer und nach dem Äquator zu kleiner werden.

Die Mediterranen sind also kaum mittelgroß; die Männer zwischen 160 und 165 cm, die Frauen entsprechend kleiner. Dabei sind sie wirklich langköpfig, also mit einem Kopfindex unter 75. Bei ihren eiszeitlichen Vorläufern der Aurignacrasse haben wir ja auch überlangschädelige Formen mit einem Schädelindex, der noch unter 70 liegt. Auch äußerlich fällt uns deshalb die Langschädeligkeit der westischen Rasse durch die Stellung des Ohres mehr auf als bei der nordischen. Und obwohl wir im Jungpaläolithikum gegen Ende der letzten Eiszeit aus den Funden an der Riviera typische Cromagnon-Menschen kennen mit großer Körperhöhe, schwerem, starkknochigem Langschädel mit breitem Gesicht, empfinden wir heute eine derartige Körperform in der westischen oder mediterranen Rasse als fremd; trotzdem liegt kein Grund vor, die großen, fälisch gebauten Gestalten in der mediterranen Rasse nur durch Einkreuzung von Nordisch-Fälischen zu erklären. Die alten Cromagnon-Menschen von der Riviera leben nach Schädel- und Skelettbau auch heute noch und haben dabei die für die mediterrane Südrasse eigentümliche dunkle Pigmentierung in Haar- und Augenfarbe. Daß daneben auch durch sicher eingetretene Mischung von Mediterranen und Fälischen ähnliche Gestalten entstehen können, ist damit nicht abgeleugnet; aber wir können ebensogut auch mit der Bodenständigkeit des südlichen Cromagnon-Schlages rechnen, wie er aus der gleichen, letzteiszeitlichen Rassengrundlage uns im nordischen Raum als „fälischer" Typus entgegentritt. E. Fischer beschreibt neuerdings eine besondere Rassengruppe in Toscana (Italien), die er aquiline Rasse (= Adlernasen) nennt. Man sollte die Nasenbildung, die uns aus der Büste Dantes bekannt ist, nicht für dinarischen Einschlag halten.

Auch in den Berbervölkern Nordafrikas, den Guanchen auf den Kanarischen Inseln, die heute nicht mehr als solche existieren, müssen wir Angehörige von Cromagnon-Nachkommen erkennen. Vom westlichen Nordafrika über Ägypten und dann südwärts durch das Somaliland bis nach Ostafrika, von dort nach Süden zum Kap und an der Westküste wieder aufwärts ins Hereroland haben wir prähistorische und lebende Zeugen des Hamiteneinflusses. Hamitische Sprachen und hamitische Kulturen sind aber nicht durch fremdrassige Träger allein, hier also Neger, dorthin gekommen. Cromagnon-Schädel finden wir fossil in Südafrika; und es liegt kein Anlaß vor, die Felszeichnungen, die wir im südlichsten Afrika kennen und die denen der letzteiszeitlichen ostspanischen Kunst gleichen, nicht mit den Menschen in Verbindung zu bringen, deren Knochenreste ebenso deutlich an europide Rassen des Mittelmeergebietes erinnern. Und daß unter den Berberstämmen Nordafrikas heute noch blonde und helläugige Menschen leben, zeigt, wie weit sich auch in dieser Richtung nordisch-rassische Einflüsse erhalten haben. In alle diese Vorstöße südlicher-europider Unterrassen spielt nun die Vermischung mit Negriden Afrikas hinein; es ist verständlich, daß die Entwirrung von körperlichen Rassentypen ebenso wie von sprachlichen und kulturellen Einflüssen schwierigste Probleme bildet.

Es kommt ja auch noch mehr hinzu. Zu den Mittelmeerküsten gehört auch Palästina

und Kleinasien. Wir kommen so an der Südostecke des Mittelmeeres bis nach Arabien hinein in das Gebiet semitischer Sprachstämme. Aber eine semitische „Rasse" gibt es nicht; die Völker mit semitischen Sprachen gehören verschiedenen Unterrassen an.

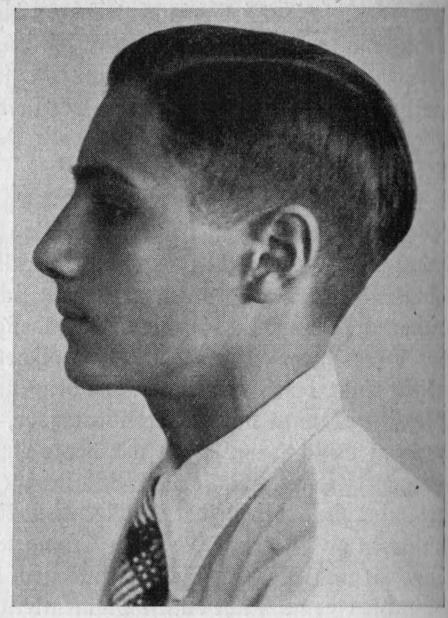


Abb. 96. Mediterran. Jüngling aus alt-persischem Geschlecht, aus Rescht am Kaspischen Meer.

Die Grundlage dieser Rasse an den südöstlichen Mittelmeerküsten ist immer noch die mediterrane, die hier also die Bezeichnung „westische" Rasse nicht verdient. Auch die Juden sind ein Volk der semitischen Sprachgruppe und körperlich Angehörige verschiedener Rassen. Ursprünglich ist die alt-mediterrane Rasse hier zweifellos die vorherrschende gewesen. Kleinwüchsige, schlanke und zarte Juden mit langem Kopf, dunklem Haar, dunklen, mandelförmig geformten Lidspalten sind deutlich Abkömmlinge mediterraner Ursprungsrasse.

Wenn wir hier noch als eine nicht europäische, wohl aber europide Rasse die orientalische einschalten, dann geschieht es aus dem Gefühl heraus, daß für die semitischen Völker die mediterranen Merkmale zur Kennzeichnung doch noch nicht ausreichen. Der konvex gebogene Nasenrücken mit fleischig verdickter Nasenspitze, der ebenso fleischige Mund mit vollen Lippen, meistens auch eine ganz besondere Stellung der Ohrmuscheln schaffen einen Typus, der häufig aber fälschlich als „jüdisch oder semitisch" bezeichnet wird. Da beide Namen aber ein Volk oder eine Sprachgruppe bezeichnen, muß für die Rasse ein eigener Name — also „orientalisch" — eingeführt werden. Für das weibliche Geschlecht kommt hier noch eine oft sehr helle Hautfarbe und Neigung zu stärkerem Fettansatz hinzu. Starke Behaarung am Kopf und Körper gehört schon zu mediterranen Rasseneigenschaften. Aufgeworfene Lippen, dunkle Hautfärbung und besonders krauses Haar sind aber sicher negerische Rasseneinschläge, für die das jüdische Volk dauernd Gelegenheit bot.

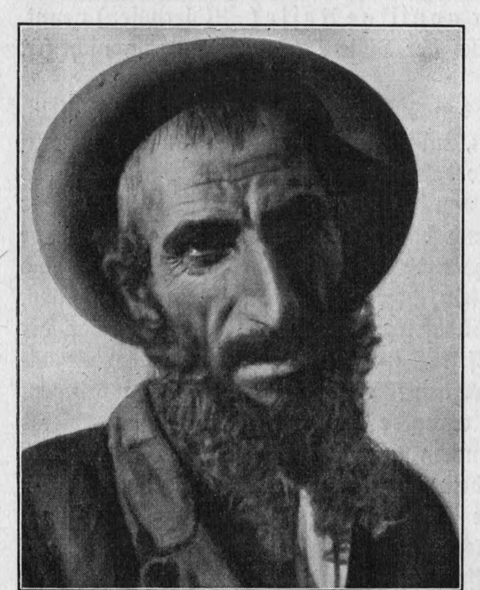


Abb. 97. Ostjude aus Armenien. Orientalisch-vorderasiatisch.

Durch die Rassenkunde Europas ist es heute ja bekannt, daß die Juden selbst wieder in zwei Wandergruppen getrennt werden. Die Westjuden kamen über Nordafrika nach Spanien — deshalb später „Spaniolen" genannt — und von dort her weiter nach Europa hinein. Sie sind daher noch am meisten „mediterran" geblieben; als die „Sephardim" nehmen sie überall eine geistig und kulturell höhere Stufe ein als die Ostjuden, die „Aschkenasim".

Dieser Zweig der orientalischen Rasse kam über Vorderasien nach Europa, also nach Südrußland und auf den Balkan. Auf diesem Wege durchsickerte er eine andere asiatische, aber ebenfalls europide Rasse, die wir geographisch als „vorderasiatisch", völkisch auch als „armenoide" Rasse bezeichnen.

Wenn anfangs schon gesagt wurde, daß wir für zwei Unterrassen Europas die stammesgeschichtliche Entstehung nachweisen können — nämlich für die nordische und die mediterrane (westische) Rasse —, dann ist es verständlich, daß uns bei den anderen Rassen der direkte Anschlußnachweis fehlt. Das bedeutet nicht, daß ihr Wert als „Rasse" damit zweifelhaft oder hinfällig werden muß. Die vorderasiatische Rasse ist als Unterrasse so gut gekennzeichnet, daß auch ohne die Kenntnis von ihrer Abspaltung am menschlichen Stammbaum ihr Rang als Rasse oder Unterrasse sicher ist.

Es sind mittelgroße Menschen mit dunklen Farben, Haar- und Augenfarbe ist sogar besonders dunkel; das Haar selbst schlicht. Ganz eigenartig die Kopf- und Gesichtsbildung. Bei schmaler Stirn ist das Hinterhaupt so gerade-abgehackt, daß ein kurzköpfiger Index von gut 85 herauskommt. Vom Hinterkopf zum Nacken fällt die Profillinie also senkrecht ab; das Ohr erscheint dadurch weit nach hinten gerückt. Was am Profil hinten fehlt, wird vorn ersetzt. Die Stirn ist hoch und steil, aber unter ihr springt die Nase stark vor — so groß wie bei keiner anderen Rasse —, der Rücken ist meistens konvex gebogen; die Spitze nach unten etwas überhängend, dabei auch fleischig verdickt. Bart und Körperbehaarung sind stark.

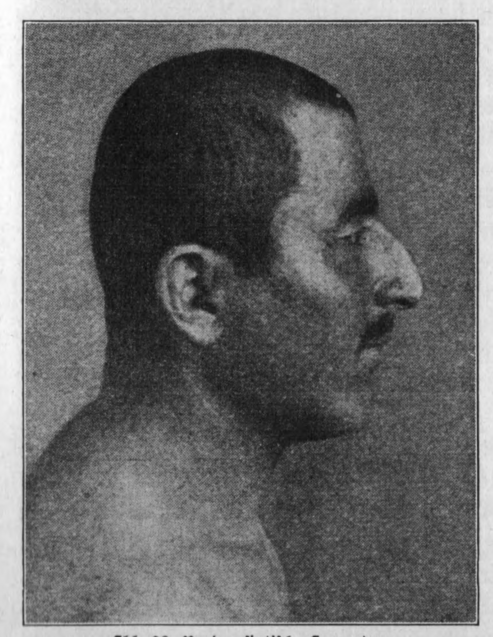


Abb. 98. Vorderasiatisch. Armenier.

Nun ist es verständlich, daß manche orientalische Rasseneigenheit durch Einkreuzung vorderasiatischer Elemente noch verstärkt wird. Die „Juden"-Nase ist deshalb nicht einfach orientalisch, sondern bei „typischer" Ausbildung vorderasiatisch. Die Ostjuden haben diesen Typus deshalb häufiger und auffallender. Körper und Gesicht erscheinen gröber, ihre niedere soziale Stellung unterstreicht das noch. Und vieles, was die Juden bei ihren Wirtsvölkern verhaßt oder verächtlich gemacht hat, ist auch auf das Äußerlich-Körperliche dieser Ostjuden zu setzen. Bei der uralten Nachbarschaft hat aber die orientalische Rasse auch immer schon diese vorder-

asiatisch-armenoiden Beinflussungen erlitten; also schon bevor die Trennung in West- und Ostjuden eingetreten war.

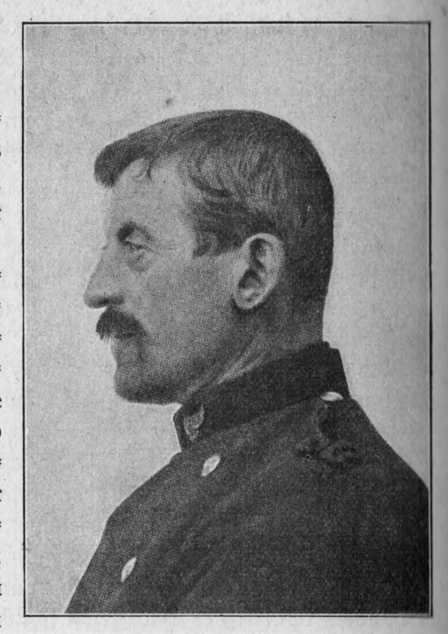


Abb. 99. Dinarisch. Mann aus Mitteldeutschland.

Die vorderasiatische Rasse selbst hat besonders in der Frühgeschichte des Orients einen hervorragenden Platz eingenommen. Aus den bildlichen Überlieferungen der Hethiter tritt sie uns so deutlich entgegen, daß auch der Name „hethitische" Rasse gebräuchlich und berechtigt ist. Ihre Rasseneigentümlichkeiten finden wir, von Kleinasien als Zentrum aus, nach allen Richtungen hin verbreitet; kulturell wurden sie aber durch alt-mediterrane-orientalische und durch nordische Völker durchsetzt und überdeckt. Auch die Hethiter (oder Chetiter oder Chatti) waren schon indogermanisch beeinflußte Nachkommen der älteren Subaräer, die noch urtümlicher-vorderasiatisch gewesen zu sein scheinen. Andere Ausstrahlungen gehen nach Arabien, nach Ägypten, nach Nordafrika und Kreta.

Für die europäische Rassenbildung war aber der Übertritt vorderasiatisch-armenischer Formen direkt nach Europa auf den Balkan gegeben. Hier müssen sie zur Bildung der dinarischen Rasse den Anlaß gegeben haben. Die kennzeichnenden vorderasiatischen Rasseneigentümlichkeiten der Kopfbildung finden sich genau so wieder, als wesentliche Abänderung erscheint äußerlich besonders die Körpergröße. Die Dinarier sind große Menschen wie die Nordischen. — Auch die entgegengesetzte Ansicht, daß die Dinarier die Urform und die Vorderasiaten ihre abgewanderten Nachkommen seien, wird vertreten.

Wenn wir also ihre stammesgeschichtliche Herkunft auch nicht nachweisen können, so ist bei ihrer Eigenart die Abgrenzung als Rasse oder Unterrasse doch berechtigt. Sie sind wie die armenische, vorderasiatische Rasse ursprünglich Bergbewohner und finden in bergiger Heimat auch die ihnen zusagende Umgebung. Von der Balkanhalbinsel, den dinarischen Alpen, aus strahlen sie in die Alpenländer, bilden hier den typischen Tiroler, und erreichen durch Bayern nach Westen und Norden Mitteleuropa. Je näher man ihrer dinarischen Ausgangsstelle kommt, um so dichter ist ihr Rassenanteil in der Bevölkerung. Bei uns in Deutschland ist ihre Gesamterscheinung in Bayern und der Ostmark sehr auffällig.

Daß wir dinarische Einzelmerkmale in ganz Europa finden, ist bei der Vermischung aller europiden Rassen erklärlich; es ist damit aber noch nicht gesagt, daß nun jedes steile oder nur schwach gewölbte Hinterhaupt und jede vorspringende Nase auf dinarischen Einschlag zurückzuführen ist. Das war bei der Beschreibung der nordischen Rasse schon hervorgehoben; es gibt zu viele Möglichkeiten, durch die Einzelmerkmale so abgeändert werden können, daß sie fremde Rasseneinschläge vortäuschen können.

Ebenso ist es mit manchen anderen Angaben. Wir können z. B. nichts Sicheres darüber sagen; wann die vorderasiatische Rasse zuerst als dinarische Rasse auf dem

Balkan auftritt. Wenn u. a. zitiert wird, daß etwa im Bronzezeitalter schon x% Dinarier unter der Balkanbevölkerung zu finden sind, dann gründet sich dieses Zitat auf eine Arbeit, in der unter einer kleinen Reihe bronzezeitlicher Balkanschädel einige Prozente waren, die der Autor für Dinarier anspricht. Wir übersehen oft, daß uns heute vor allem Weichteilbildungen den Rassentypus zeigen. Wir würden bei manchem Menschen, den wir nach Wuchs und Gesichtsbildungen einer bestimmten Rasse zuschreiben, kaum auf den Gedanken an diese Rasse kommen, wenn wir nur seinen Schädel sähen.

Wegen seiner Kurzköpfigkeit wird der Dinarier auch mit anderen Kurzkopfrassen Europas in stammesgeschichtliche Verbindung gebracht; aber die Kurzköpfigkeit der Dinarier ist eine durchaus eigene Bildung. Der Gehirnschädel ist eher schmal als breit und der gemäßigt-kurzköpfige Index von ca. 82 kommt nur durch die fehlende Hinterhauptswölbung zustande.

Die dunkle Pigmentation schließt — wie auch die vorderasiatische Heimat — die Dinarier eher noch als küstenfernere Berglandsbewohner der mediterranen Rasse an. Aber Bestimmtes aussagen können wir darüber nicht.

In den dinarischen Charakterzügen entspricht manches mehr der nordischen Rasse: Unternehmungslust und Draufgängertum gehören dazu; anderes wie Sorglosigkeit, wenig Voraussicht und Organisation, Lust an Lärm und ausgesprochene Musikalität passen in südlichere Zonen und geben wieder bessere Beziehungen zu Mediterranen. Aber diese ist ja Langkopfrasse, mit den mitteleuropäischen Kurzköpfen haben die Dinarier wohl gar nichts zu tun.

Die Grundrasse dieser Kurzköpfigen wurde von den Anthropologen schon lange als alpine Rasse bezeichnet; Günther führte dafür den Namen „ostische Rasse" ein. Die Alpinen sind untermittelgroß; im Durchschnitt 162—165 cm. Die Pigmentation ist stark, aber schwächer als bei den Mediterranen. Die Haut ist deshalb im Vergleich zu den Nordischen bräunlich; ebenso gefärbt sind Haar und Augen. Also nicht schwarz, sondern braun. Die Haarform ist schlicht, die gesamte Behaarung an Bart und Körperhaar ist schwach. Sonst kann als Kennzeichen für die Körperbildung „rund" gesagt werden. Rund ist nicht nur der Gehirnschädel mit Kopfindizes von 85 und darüber, rund und breit sind Stirn, Scheitel und Hinterhaupt. Rund ist das Gesicht; einen runden Eindruck macht die kurze und untersetzte Gestalt.

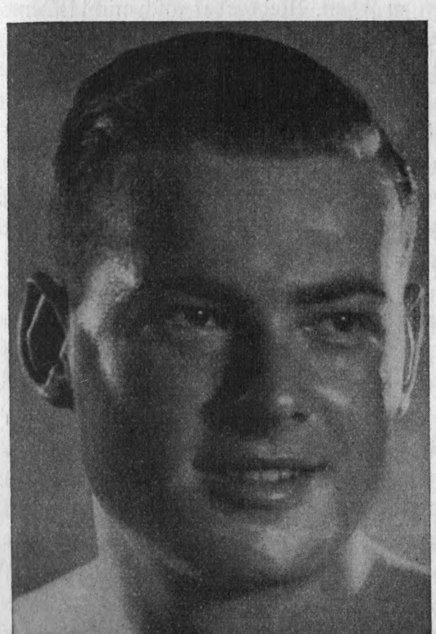


Abb. 100. Stark ostische Züge (Sammlung von Eickstedt).

Manches erinnert dabei wohl etwas an mongolische Merkmale, aber das ist noch kein Anlaß, daraufhin mongolischen Rassen-

einschlag als erwiesen anzusehen. Es ist auch kein Grund, deshalb die Rasse „ostisch" zu nennen; diese geographische Bezeichnung ist nur soweit berechtigt, als der Osten Mitteleuropas etwas mehr von Alpinen bewohnt wird als der Westen. Manche Autoren nehmen aber für die „ostische Rasse" die mongolische Verwandtschaft und Mischung als sicher an. Die urgeschichtlichen Grundlagen dafür sind aber nur folgende:

Während der gesamten Eiszeit in Europa kennen wir die schwach-langköpfigen Neandertaler und in der letzten Eiszeit die wirklich langköpfigen Aurignac- und Cro-magnon-Menschen. Skelettreste aus dieser Zeit, die sich als „alpin" oder „ostisch" deuten lassen, haben wir nicht. Am Ende der Eiszeit treten dann aber fast mit einem Male alle Schädelformen auf, die wir heute in Europa haben. Das beste Beispiel dafür ist die älteste und auch sicher datierte Fundstelle in der Ofnethöhle bei Nördlingen in Bayern. Hier fand man auf engstem Raum, dicht neben einander gepackt in zwei mit Okererde ausgeschütteten Nestern, 33 Schädel. Da die Halswirbel mit Schnittspuren noch dabei lagen, konnte man ersehen, daß den Leichen die Köpfe abgeschnitten und diese allein rituell bestattet waren.

Unter den 33 Schädeln beiderlei Geschlechts und verschiedener Altersstufen haben wir nun Lang-, Mittel- und Kurzköpfe. Also zum ersten Male wirkliche Kurzköpfe (Brachykephale) in Europa. Aus der gleichen Zeit finden wir auch in Belgien, Frankreich und auf der Pyrenäenhalbinsel ähnliche Schädel; nach dem belgischen Fundplatz hat man auch einmal von der „Furfoozrasse" gesprochen. Alle diese Schädelformen — über die Skelette ist nicht viel bekannt — entsprechen nun in manchen Kennzeichen auch der Cromagnon-Rasse und zeigen daneben Merkmale, die wir auch als alpin ansprechen können. Es stände also nichts im Wege, in diesen spät- und nacheiszeitlichen Menschen die unmittelbaren Vorläufer unserer Alpinen zu sehen. Mehr aber auch nicht! Denn ein Beweis, daß es bis an den äußersten Westen Europas vorgedrungene Mongolen sind, besteht nicht; meines Erachtens besteht auch keine Aussicht, diesen Beweis noch einmal zu bringen.

Wir können nicht annehmen, daß in der Ofnethöhle Angehörige zweier ganz verschiedener Rassen wie Europide und Mongolide so einheitlich und so dicht beisammen bestattet worden sind. Viel näher liegt der Schluß, daß die Bevölkerung ihrer rassischen Zusammensetzung nach einheitlich war, daß sie aber bereits in der Erscheinungsform so sehr variierte. Und dann bestünde der Name „alpine Rasse" zu Recht!

Im Gegensatz zu ursprünglich langköpfigen, schlanken und beweglichen Küstenformen hätte sich dann im Binnenland eine untersetztere, kurzköpfige und kurzbeinige Menschenform herausgebildet. Von der allgemein-europiden Rassenbeschreibung, die besonders im Hinblick auf die Nordischen und Mediterranen (Westischen) gegeben war, weichen die Alpinen-Ostischen durch ihre Körperproportionen am deutlichsten ab. Kurze Gliedmaßen und langer Rumpf scheinen typisch zu sein, und das erinnert ja an mongolide Verhältnisse. Wie schwer es aber ist, solche Merkmale durch Messung zu erfassen und dann statistisch zu verwerten, zeigt eine Zusammenstellung der Ergebnisse verschiedener Untersucher, die im Lehrbuch der Anthropologie von Martin (Bd. 1, II. Auflage 1928) zitiert werden.

Danach schwankt die relative Stammlänge — also der Prozentsatz der Sitzhöhe zur ganzen Körperhöhe — innerhalb der ganzen Menschheit zwischen 46,5 und 54,8%;

sie bleibt also unter der halben Körpergröße fast ebensoviel zurück, wie sie darüber hinausgeht. Das Mittel liegt aber nicht bei 50%, sondern etwa bei 52%.

Auffällig ist nun an diesen Angaben, daß der niedrigste Wert nicht für nilotische Neger, sondern für Australier angegeben wird. Zweifellos hat aber keine Menschenrasse so lange Beine — und damit eine so geringe relative Stammlänge wie diese Neger. Davon abgesehen bleiben aber alle eigentlichen Neger unter der Proportionszahl 51; und ebenso liegen die Zahlen der Mongolen über 52. Vergleichen wir aber europäische Völker, dann ist das Ergebnis doch wohl überraschend. Für nordische Stämme haben wir die hohen Zahlen 52,8; 52,9 und 53; für Frauen 53,3. Da die Messungen von verschiedenen Autoren vorgenommen sind, ist ihre gute Übereinstimmung eine Gewähr für die Richtigkeit. Und nun dazu die Zahlen mongolischer Völker: bei Kalmücken 52,7; Jakuten 53; Tibetaner und Südchinesen 53,2; Nordchinesen 53,7. Man würde wohl auffälligere Unterschiede erwartet haben.

Es können deshalb innerhalb der Europiden für die kurzbeinigen Unterrassen (Alpine und Ostbaltische) keine meßbaren Unterschiede erwartet werden. Nach Bach beträgt die relative Stammlänge bei deutschen Turnern aller Unterrassen im Mittel 52; dasselbe gilt für Franzosen. Liven, Esthen, Albaner und Balkantartaren zeigen Werte von 52,5—52,6. Den höchsten Wert erreichen Lappen mit 53,1.

Bei allen Rassen nimmt der relative Stammlängenwert mit steigender Körpergröße ab. Nach den Messungen Bachs betrug dieser Wert in Deutschland

bei einer Körperhöhe von 147 cm = 54,6,
" " " " 171 cm = 52,0,
" " " " 189 cm = 50,6.

Im allgemeinen wird also eine große Körperhöhe durch die Länge der Beine bedingt, weniger durch die Rumpflänge. Die Proportionen der Ostischen sind deshalb kein Beweis für mongolide Stammesverwandtschaft oder für einen entsprechenden Rasseneinschlag. Auch die Neandertalmenschen hatten ja einen langen Rumpf und kurze Beine; das war also die Grundlage für alle heutigen Rassen. Da nun auch noch eine pyknische Konstitution zur ostischen Rassenform gehört, ist die Stammbaumstellung dieser Unterrasse noch schwieriger zu klären. Die Frage „Konstitution oder Rasse?" ist ja ein Problem, das hier nur angedeutet sein soll.

Was wir also heute als ostische Rassenmerkmale am einzelnen Menschen beobachten und auch feststellen können, finden wir zum Teil nicht nur bei uns in Europa. Wenn etwa Einflüsse gleicher Art, die mutierend oder erblich abändernd wirken können, auf Menschen verschiedener Rassen einwirken, dann muß auch ein ähnliches — nicht gleiches — Ergebnis erzielt werden können.

So mögen auch die Mongolen in Asien in ihrer entsprechenden Eigenart ähnlichen Einflüssen wie die Alpinen oder Ostischen Europas unterworfen gewesen sein. Sie konnten kurzköpfig werden als Berglands- und Binnenlandsbevölkerung, während küstenbewohnende Eskimos langköpfig blieben oder gar überlangköpfig wurden. Daß heutige Küstenmongolen wie die Japaner kurzköpfig sind, ist kein Gegenbeweis, so lange wir annehmen können, daß sie noch nicht allzulange mit dem Meer in Berührung gekommen sind. In Amerika und Afrika haben wir die gleiche Erscheinung; Pygmäen, die in das innere Bergland ihrer Heimat gedrängt sind, sind kurzköpfiger als ihre Nachbarn.

Der Gedanke ist auch deshalb nicht von der Hand zu weisen, weil wir wissen, was dem Binnenlandsmenschen, besonders dem Bergbewohner, dem Küstenmenschen gegenüber fehlt. Das ist das Jod. Jodmangel in abgeschlossenen Bergtälern führt ja in seiner extremsten Form zu Kretinismus. Und daß das Jod, durch Atmen, Essen und Trinken in den Körper gebracht, geeignet wäre, erbliche Änderungen hervorzurufen, ist nach unseren neueren Vererbungsexperimenten wohl anzunehmen.

Als Beweis können wir diese Gedanken noch nicht annehmen; aber sie haben viel mehr für sich als die ganz unbeweisbare Einwanderung von Mongolen nach Westeuropa. Es bliebe ja auch dabei die Frage offen, wo und woher dann die Mongolen ihre Rasseneigenschaften bekommen haben, denn die ältesten asiatischen Funde sind Pithekanthropus- und Neandertalformen, langköpfig wie in Europa — und keine Mongolen.

Daß die Alpinen in ihren nach Osten gerichteten Berührungszonen mit Asien auch mongolische Einmischungen erfahren haben und dauernd weiter in sich aufnehmen, ist damit nicht bestritten; und es ist klar, daß manche wirklich mongolische Eigenschaft so leicht zu erklären ist. Und wenn eine Mongolen-Einkreuzung bei einem ostischen Menschen sichtbar wird, so wirkt sie dort natürlich „echter" als bei einem nordischen Typus. Aber für die Gesamtheit der alpinen Rasse Europas spricht doch mehr ihre Bodenständigkeit, die ja selbst eine ihrer hervorragendsten rassischen Charaktereigentümlichkeiten ist.

Die alpine oder die ostische Rasse war, besonders im Vergleich zu der nordischen, in eine wenig günstige Beurteilung gekommen. Es hat auch keinen Zweck und wäre wissenschaftlich falsch, diese Unterschiede zu leugnen. Wir sollen nur nicht vergessen, daß auch solche Einschätzungen wandelbar sind. Äußerliche körperliche Eigenschaften der ostischen Rasse im weiblichen Geschlecht sind auch einmal sehr beliebt gewesen; besonders sollte man aber bedenken, daß äußerliche Körpermerkmale an einzelnen Menschen nicht immer als Rassenmerkmale zu bewerten sind und daß sie vor allen Dingen nicht immer als Zeichen für charakterliche Anlagen und Leistungen zu erkennen sind.

Am besten läßt sich die alpine Rasse auch auf die letzteiszeitliche Cromagnon-Gruppe zurückführen. Wir haben sie als Binnenlandsform in ganz Europa; heute auch mit allen anderen europäischen Rassen so vermischt, daß einigermaßen reine Bezirke selten sind. Und da bei der Vermischung mit nordischen Menschen bestimmte Eigenschaften der mediterranen und dinarischen Rasse in ähnlicher Richtung liegen wie die der alpinen Rasse, ist beim Einzelmenschen die Erkennung des anderen Rasseneinschlages sehr oft nicht eindeutig möglich. Ganz besondere Vorsicht ist auf die Bewertung des Kopfindex zu legen. Es trifft zu, daß gegenüber der jüngeren Steinzeit in Deutschland und in Europa der Prozentsatz der Rundköpfigen dauernd zugenommen hat; daß das nur auf Kosten der Vermischung mit Alpinrassischen zu setzen wäre, ist nicht anzunehmen, da die gleiche Abänderung auch in nordischen Gebieten auffällt, in denen eine nennenswerte Vermischung mit ostischen Formen nicht nachzuweisen ist.

Das beste Beispiel für die Schwierigkeit dieses Problems bildet die letzte Rasse, die für Europa jetzt aufgezählt wird.

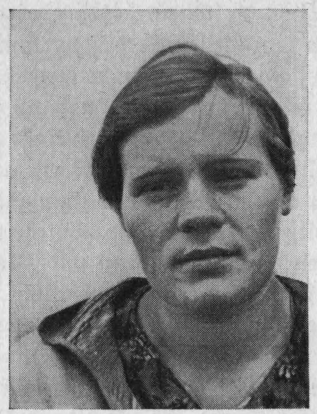


Abb. 101. Ostbaltisch. Lettin aus Kukšin, Kurland.

Als besondere Erscheinungsform fielen im nordöstlichen Europa schon immer Menschen auf, denen deswegen eine eigene Unterrassenbezeichnung gegeben wurde. Osteuropäische, osteuropide und heute ostbaltische Rasse kennzeichnet ihr hauptsächliches Verbreitungsgebiet. Man kann natürlich immer eine Menschengruppe mit besonderen Merkmalen, durch die sie sich von anderen unterscheidet, als Rasse oder Unterrasse bezeichnen; aber man verbindet damit doch den Gedanken einer selbständigen Stellung am Stammbaum. Wenn wir nachweisen können, daß die besondere Erscheinungsform noch auf die Vermischung aus zwei oder mehreren Rassen zurückzuführen ist, würde man einen eigenen Rassennamen nicht für richtig halten.

Bei der ostbaltischen Rasse haben wir nun einen im wesentlichen alpinen oder gar mongoliden Körperbau, einschließlich des Kopfes, mit allgemein nordischer Farbtönung. Es fragt sich also, ob nach Lage der Dinge an eine derartige Rassenmischung gedacht werden darf. Das Verbreitungsgebiet der Osteuropiden liegt ja so, daß darin Nordische und Asiatisch-Mongolide zusammenstoßen müssen; im Süden kommt auch noch eine Berührung mit Ostisch-Alpinen dazu. Hätten wir nur eine moderne Mischung zwischen Nordischen und Mongolen in den Ostbaltischen vor uns, dann müßte sich nach allen Erfahrungen aus der menschlichen Erblehre doch etwas anderes daraus ergeben. Man könnte erwarten, daß das schwarze und straffe Mongolenhaar sich auch hier wie sonst dominant erweist, nicht aber zugunsten von blond und schlicht rezessiv würde. Auch die Mongolenfalte müßte dominant bleiben. Für alpine Merkmale gälte entsprechend dasselbe. Andererseits ist es aber auch nicht gut denkbar, daß die Aufhellung in Haut-, Haar- und Augenfarbe so dicht neben den Nordischen selbständig entstanden sein soll, auch wenn noch gewisse Unterschiede in derselben Farbtönung bestehen. Die Entstehung und Erhaltung dieser Farben ist nur denkbar, wenn sie von vornherein auf die Aufhellung der großen Nordrasse zurückgeführt wird und in dem dauernden Aufenthalt in gleichem Wohngebiet auch beibehalten worden ist. Die mongoloiden oder alpinen Körperformen müssen ebenfalls auf alte Rassenelemente bezogen werden, die nicht eigentlich mongolisch waren.

Es kommen noch eigene ostbaltische Merkmale hinzu, von denen die Nasenform wohl am bekanntesten geworden ist. Kurz, stumpf mit konkavem Rücken, beginnt sie mit breiter flacher Wurzel und endet in ebenfalls breiten Flügeln und aufgeworfener Spitze. Sie gibt dem ostbaltischen Gesicht etwas Kennzeichnendes, das ist aber andererseits kein Grund, nun jede Nase mit konkavem Rücken bei uns auf ostbaltischen Einschlag zurückzuführen.

Es ist also doch nicht möglich, die Osteuropiden oder Ostbaltischen als Mischrasse heutiger Rassenkomponenten hinzustellen, so daß wir mit der „Ostbaltischen Rasse" weiterarbeiten müssen. Ihre stammesgeschichtliche Entstehung ist dabei noch ein Problem, zu dessen Klärung die fossilen Grundlagen noch nicht vorhanden sind.

Daß die Durchdringung Europas mit der alpinen Rasse und auch deren Berührung mit ostbaltischen und mongolischen Elementen nicht nur das „alpine" Europa betraf, sehen wir aber an den Lappen Norwegens und Finnlands. Sie verdienen ebenfalls als Rasse Europas aufgezählt zu werden, wenn man sie nicht — wie v. Eickstedt — zu den Alpinen selbst rechnen will. Körperform und Proportionen sind alpin oder mongolenähnlich; die Nasenform erinnert an Ostbaltische, die Pigmentation ist aber dunkel. Daneben gibt es aber auch Menschen mit fast nordischem Profil, mit hohen Nasen und betontem Kinn. Lappen werden deshalb im allgemeinen nicht glatt in Alpinen aufgehen; gerade in ihrer Heimat, eingesprengt in das Ausstrahlungsgebiet der nordischen Rasse, liegt ein Grund, sie als etwas Besonderes herauszuheben. v. Eickstedt bezeichnet sie als protoalpin, also als alteuropäisch-alpine Rasse. Dazu paßt manches in ihren heutigen Merkmalen, wir dürfen aber nicht vergessen, daß der Anschluß an die letzten Eiszeitformen besser für die Nordischen zu finden ist als für alle Kurzkopfrassen, die wir fossil erst am Ende der Eiszeit finden.

Im Berührungsgebiet der ostbaltischen und alpinen Rassen — also bei zwei Komponenten, die an sich schon nicht leicht nach erblichen Merkmalen zu trennen sind — wird eine Menschenform beschrieben, die O. Reche als „sudetische Rasse" bezeichnet hat. Als erkennbare Rasse tritt sie aber nirgends gehäuft genug in Erscheinung, auch nicht in ihrem Hauptgebiet: Polen, besonders Südpolen, Schlesien und Böhmen. Dabei sind ihre körperlichen Merkmale auch so in der alpinen und ostbaltischen Rasse verteilt, daß eine reine Herausschälung des sudetischen Typus nicht leicht möglich ist. v. Eickstedt nennt ihn deshalb auch lieber einen „Gautypus", andere lehnen die besondere Aufstellung überhaupt ab. Der Name soll aber hier mit genannt sein, weil er in vielen neueren Rassenbüchern mitsamt der Beschreibung zitiert wird.

Da also die Aufzählung und Kennzeichnung der europäischen „Systemrassen" nach der neuesten Rassenliteratur als bekannt angenommen werden dürfte, ist hier von einer ausführlicheren Beschreibung abgesehen worden. Es kam mehr darauf an, die Einteilung der weißen, europiden Hauptrasse in ihre Unterrassen zu betrachten und die Schwierigkeiten zu zeigen, die entstehen, wenn man ihre Herkunft nachweisen will. Auch das konnte in diesem Rahmen nur kurz sein, es muß wieder auf die urgeschichtliche Rassenarbeit verwiesen werden. Wir werden dabei aber über ganz bestimmte Schwierigkeiten nie hinauskommen.

Ein Kennzeichen der Rasse im Gegensatz zur Art ist ja die dauernd fruchtbare Kreuzung verschiedener Rassen untereinander; hier in Europa, wo es sich nur um Unterabteilungen einer großen Menschenrasse handelt, wo die Kultur die stärksten Vermischungen durch alle Verkehrsmöglichkeiten schuf, ist eine Einordnung einzelner Personen meistens nicht möglich. Wir werden immer mit Hypothesen arbeiten müssen und werden deshalb die bekannte Einteilung als „Arbeitshypothese" weiter anzuwenden haben.

Da die Vermischungen heute nicht nur bestimmte Gebiete betreffen, sondern sich fast auf jeden einzelnen Menschen ausdehnen, ist es ebenfalls nur annähernd möglich, eine Verteilung der europäischen Unterrassen für Europa oder nur für Deutschland

anzugeben. Man ist dabei weitgehend auf Schätzungen angewiesen, da wohl noch niemals ein wirkliches Durchzählen der Bevölkerung auf ihre Rassenbestandteile unternommen ist. Eine solche Arbeit könnte auch kaum wissenschaftlich befürwortet werden, da man den einzelnen Menschen nach äußerlichen Merkmalen nicht auf seine Zugehörigkeit zu einer Rasse mit diesen oder jenen Einschlägen festlegen kann. Der prozentuale Anteil der verschiedenen Unterrassen müßte dann auch die einzelnen Personen noch prozentual aufteilen. Vollkommen unmöglich ist es schließlich, die Wirkung der rezessiven (= überdeckten, unsichtbaren) Vererbung und die Tatsache der polymeren (= vielanlagigen) Vererbung fast aller Rassenmerkmale in Rechnung zu stellen.

Die Aufteilung in Unterrassen muß also gefühlsmäßig bleiben; zu entbehren ist trotzdem ein solcher Versuch wohl nicht. Ich zitiere H. F. K. Günthers Einteilung, der sie auch selbst nur als einen „Versuch" bezeichnet, „dessen wissenschaftlicher Wert recht *gering* sein muß".

Danach hat den größten Anteil

die *nordische* Rasse mit 50 % (in Norddeutschland 55 %, in Süddeutschland 40 %),
die *ostische* Rasse hat 20 % (im Norden 15 %, im Süden 25 %),
die *dinarische* Rasse 15 % (im Norden 5 %, im Süden 20—25 %),
die *ostbaltische* Rasse 8 % (im Osten 15 %),
die *fälische* Rasse 5 % (im Nordwesten 10 %, sonst 2—3 %),
die *westische* Rasse höchstens 2 % (im Süden vielleicht 5 %).

Günther betont auch dabei, daß die Menschen nicht reinrassig sind. Wenn die nordische Rasse auch die Hälfte des deutschen Volkes ausmachte, wären doch nur 6—8 % reinrassig nordisch.

Es war schon gesagt, daß eine Diagnose auf Reinrassigkeit bei uns Menschen nicht mehr zu stellen ist; dazu brauchen wir nicht nur die Untersuchung des Erscheinungsbildes, sondern auch die Sippschaftstafel und den Vererbungsversuch für die Nachkommenschaft. Und den können wir beim Menschen nicht anstellen.

Statt der Verteilung der Unterrassen in Europa ist ihr gegenseitiger Zusammenhang wichtiger und auch wissenschaftlicher Forschung zugänglich.

Es mag von vornherein gesagt sein, daß zur Erkenntnis solcher Zusammenhänge der Kopfindex ein denkbar schlechtes Mittel ist. Gleiche Indexzahlen können auf die verschiedenartigste Weise zustande kommen, und es ist ganz sicher, daß dieselben Werte bei Rassen auftreten, die gar nichts miteinander zu tun haben. Trotzdem verliert dadurch der Kopfindex nicht seine Bedeutung für die Abgrenzung einer Rasse gegen eine andere; man darf nur nicht dabei vergessen, daß solche Verhältniszahlen wie alle Merkmale ihre Schwankungsbreite haben, so daß die Indexzahlen zweier im Kopfindex verschiedenen Rassen sich doch noch überschneiden.

Bleiben wir bei den acht genannten europiden Rassen, so ergeben sich vier Gruppen von je zwei Rassen, die sich stammesgeschichtlich nahe stehen; nämlich 1. nordisch und fälisch, 2. alpin = ostisch und ostbaltisch (auch sudetisch), 3. mediterran = westisch und orientalisch, 4. vorderasiatisch und dinarisch. Andere Zuordnungen könnten nur entstehen bei der orientalischen und bei der ostbaltischen Rasse. Es war bei der Kennzeichnung der einzelnen Unterrassen ja schon der Grund dafür angegeben. Die Orientaliden haben auch Beziehungen zu den Vorderasiaten, so daß die Gruppen 3 und 4

überhaupt wieder untereinander näher zusammengehören. Die ostbaltische Rasse könnte wegen ihrer Aufhellung auch zu den Nordischen gestellt werden.

v. Eickstedt stellt z. B. zusammen:

I. Der Nordgürtel der gebleichten Formen. 1. Nordische (mit Fälischen), 2. Ostbaltische.

II. Der Zentralgürtel der Kurzkopfrassen. 1. Alpine, 2. Dinarier, 3. Vorderasiaten.

III. Der Südgürtel dunkler Langköpfe. 1. Mediterrane, 2. Orientaliden.

Es kommt also darauf an, welche Merkmale man bewerten will. Es muß in diesem Rahmen natürlich darauf verzichtet werden, die Kultur der europiden Rasse zu schildern, weil bei Australiern oder bei Pygmäen einiger Raum darauf verwandt wurde. Aber zweier Dinge wollen wir uns doch dabei bewußt bleiben: Einmal, daß die heutige Hochkultur auf der Erde von der weißen Rasse gemacht und bedingt wird. Und zweitens, daß Europäer und Europäer doch noch nicht dasselbe ist.

Wenn wir uns überlegen, wer denn die Leistungen heutiger Hochkultur schafft, dann ist das schließlich nur ein kleiner Kreis von Menschen; Angehörige nur weniger europider Unterrassen, auch wenn sie über alle Erdteile verstreut sind. Zufällig kommt hier gerade eine Statistik recht, die Dr. L. Reuter (Mexiko) über die Verteilung der wissenschaftlichen Nobelpreise veröffentlicht. Genannt sind nur die größeren Staaten, deren Einwohnerzahl annähernd gleichen Prozentsatz liefern kann. Es entfielen auf:

	Deutschland	Großbritannien Kanada, Indien	Frankreich	USA. Nordamerika
für Physik	10	8	7	3
„ Chemie.	16	5	4	2
„ Physiologie u. Medizin	6	7	4	2
„ Literatur	5	5	5	1
Preise zusammen	37	25	20	8

Das Ergebnis ist nicht nur für die Rassen der Erde interessant (denn für alle Nichteuropäer hätte noch nie ein Bedürfnis für eine derartige Preisaussetzung vorgelegen), sondern auch für den vermutlichen Anteil der europiden Unterrassen an diesen Forschungen. Der Anteil der nordischen Rasse würde noch deutlicher sein, wenn alle Staaten genannt wären.

Und wenn es heute keine Frage ist, daß der kleine Zipfel des großen asiatischen Kontinents, den wir Mittel- und Westeuropa nennen, ganz allein imstande ist, die „Kultur" der modernen Menschheit zu schaffen und zu tragen, dann kann das auch ein Hinweis auf die Entwicklung der Menschheit selbst sein. Es ist als selbstverständlich dabei zu beachten, daß Europäer in Amerika und allen anderen außereuropäischen Ländern doch „Europäer" sind; und es ist ferner zu bedenken, daß alle neuzeitlichen Kulturleistungen, die von Nichteuropäern — besonders also in Ostasien — hervorgebracht werden, doch *europäisches* Kulturgut sind, dessen Gewinnung nur durch Anleitung und Unterweisung durch Europäer möglich ist. Die Schaffung solcher Kulturwerte würde sofort aufhören, wenn der Europäer aufhören würde, die geistigen und technischen Mittel dazu zu liefern.

Wenn Europa als Randzone, als Sackgasse oder als Rückzugsgebiet von einem großen Ausstrahlungszentrum in Hochasien bezeichnet wird, so zeigt uns also die heutige Menschheit, daß gerade in diesen geographischen und klimatischen Bedingungen d i e Menschenrasse erstand, die alle anderen Rassen kulturell weit überflügelte. Wo früher schon einmal — wie bei Mongolen und Indianern — hohe Kulturen entstanden, da sind sie spätestens im „Mittelalter" steckengeblieben. Die unter den europäischen Umweltsverhältnissen aufgewachsene europide Menschenrasse zeigt also, wozu sie befähigt ist — und es liegt kein Grund vor, ihre Entstehung nach Tibet oder in die Wüste Gobi zu verlegen.

Alle fossilen Reste weisen — wie schon gesagt — bis jetzt auf Europa. Das gilt bereits für die ersten unmittelbaren Vorläufer des gesamten Menschengeschlechts; das gilt für die große europide Hauptrasse und das gilt letzten Endes auch für die nordische Rasse, die heute den Hauptanteil der modernen Kulturpioniere stellt. Wir haben keinen Grund, den Ort unserer Entstehung außerhalb unseres Erdteiles zu suchen.

VI. Schluß.

Ausblick.

Es war natürlich nicht möglich, in diesem engen Rahmen alle Unterrassen und Rassensplitter der Menschheit zu beschreiben. Es sollte aber einmal darauf hingewiesen werden, daß es nicht nur in Europa und in Deutschland Menschenrassen gibt. Unsere eigene Stellung und auch unser eigener Wert sind aber nur zu ermessen und zu verstehen, wenn wir die ganze Menschheit in ihrer Entstehung und Entfaltung zu erkennen suchen. Und wir müssen dann zu dem Schluß kommen, daß der Ursprung der Menschheit heute sicherer nachzuweisen ist und klarer vor uns liegt als die später einsetzende Rassenspaltung. Es wird sogar so sein, daß für dieses große Problem immer Fragen ungelöst bleiben müssen.

Und dazu kommt noch eins, was am Schlusse zu betonen ist. Die Rassenbildung der Menschheit ist kein abgeschlossenes Ereignis; es ist ein Vorgang, der stets im Fluß bleibt und nie zur Ruhe kommt, solange die Menschheit besteht. Wohl können wir aber erkennen, zu welchem Ziele dieser Vorgang hinstrebt. Die Menschheit ist zwar einheitlich entstanden; ganz gleich waren aber schon die Wesen nicht, die zum ersten Male den Namen „Vormensch" oder „Affenmensch" verdienten. Und diese Ungleichwertigkeit ist mit der Ausbreitung des Menschengeschlechtes gewachsen. Viele Rassenteile sind im Laufe der Menschheitsentwicklung vergangen, ausgerottet oder überdeckt von anderen Rassen, die besser den Anforderungen der Umwelt entsprachen. Heute ist die Kultur Europas bestimmend für den Bestand der großen Rassen; wer sich dieser Kultur nicht anschließen kann oder will, über den geht die Weiterentwicklung hinweg. Trotzdem ist es nicht ausgeschlossen, daß einmal Umstände eintreten, die anspruchslosere Rassen für den Weiterbestand befähigter machen als die hochkultivierten Völker. Diese Möglichkeit ist besonders dann gegeben, wenn die anspruchslosen Rassengruppen doch imstande sind, sich die kulturellen Errungenschaften Europas zunutze zu machen. Wir wissen, daß das heute bereits der Fall ist!

Aber auch innerhalb der eigenen Rasse und auch innerhalb unseres eigenen Volkes sind die Unterrassen und Rassenbestandteile nicht gleichmäßig und nicht gleichwertig. Der Wert liegt nicht am äußeren Erscheinungsbild oder an der sozialen Stellung des einzelnen Menschen. Für die Zukunft liegt er im Werte des Erbgutes.

Jede Rassenkunde wäre nur eine oberflächliche Beschreibung und hätte ihren Sinn verfehlt, wenn nicht diese Erkenntnis daraus entspringen und zum einsichtsvollen Handeln führen würde.

VII. Übersichtstafel.

linke, schwarze Linie	mittlere Linie		rechte, gelbe Linie
Neger Hottentotten Buschmänner Pygmäen	Europide Hindu=Indide Polynesier Ainu	Heller Teil	Indianer Eskimo Mongolen Malaien
	Negrito Melanesier Tasmanier Dravida Weddide Wedda Australier	Dunkler Teil	

Diese Anordnung stellt also keinen Stammbaum dar!

VIII. Literatur.

Das Literaturverzeichnis der neuesten Rassenkunde ist ein umfangreiches Buch; das liegt auch bereits vor. Hier können nur einige zusammenfassende Werke genannt sein.

Die Bücher über Rassenkunde von H. F. K. Günther, J. F. Lehmann, München, besonders: Rassenkunde des deutschen Volkes. Rassenkunde Europas. Rassenkunde des jüdischen Volkes. Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes. Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens.

G. Schwalbe und E. Fischer, Anthropologie in „Kultur der Gegenwart" V. Abt., B. G. Teubner, Leipzig 1923.

E. Baur, E. Fischer, F. Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre. 3., 4. u. 5. Aufl. J. F. Lehmann, München 1931, 1936 u. 1940.

L. F. Clauß: Die Nordische Seele. J. F. Lehmann, München.

E. von Eickstedt, Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit. 2. Aufl. F. Enke, Stuttgart 1938.

W. Scheidt, Allgemeine Rassenkunde. J. F. Lehmann, München 1925.

C. Schuchhardt, Alteuropa. W. de Gruyter, Berlin 1926.

R. Martin, Lehrbuch der Anthropologie. 2. Aufl. G. Fischer, Jena 1928.

Aus dem Gebiete der Völkerkunde in allgemeinverständlicher Fassung:

G. Buschan und Mitarbeiter, Illustrierte Völkerkunde. Strecker u. Schröder, Stuttgart 1915.

M. Schmidt, Völkerkunde. Ullstein, Berlin 1924.

Von eigenen stammesgeschichtlichen Büchern, auf die hier verwiesen wurde:

H. Weinert, Menschen der Vorzeit, 1930. Ursprung der Menschheit, 1932. Biologische Grundlagen für Rassenkunde u. Rassenhygiene 1934. Entstehung der Menschenrassen 1938 u. 1941. Der geistige Aufstieg der Menschheit 1940. Alle im Verlage F. Enke, Stuttgart erschienen.

Sachregister.

Das Bauerntum

als Lebens- und Gemeinschaftsform

Von Prof. Dr. H. F. K. Günther

1939. VIII, 673 S. Geb. RM 16.—

„... Ein beinahe unfaßbarer Reichtum an Stoff, an Einsicht und Planung ist in diesem, dem Reichsbauernführer gewidmeten Werke zusammengetragen, wie stets bei Günther, lebensvoll, anschaulich und anregend. Das Buch ist als die umfassendste Darstellung bäuerlichen Lebens und Wesens anzusehen und als solche für jede künftige Arbeit an der Erforschung des Bauerntums von einer heute nur schwer abzumessenden Bedeutung... Wir haben Günther für dieses Werk einen herzlichen Dank auszusprechen, wie immer für jede Tat, die der Erhaltung unseres Volkes und seiner Gesundheit dient." (Der Norden.)

„Das Buch hat in der Darstellung noch einen besonderen Vorzug: es ist deutsch geschrieben und nicht, wie die meisten Schriften über ‚Kulturbiologie' usw., in einer künstlichen Fachsprache. Das Buch will nicht scheinen, sondern Leistung sein und verrät damit wie in seinem Aufbau — das ist etwas sehr Schönes an dem Buch — die bäuerliche Gesinnung des Verfassers selbst." (Der Erbarzt.)

„Auf volkspolitischer und sozialbiologischer Grundlage wird unter scharfer Kontrastierung von Stadt und Land eine Gesamtschau der bäuerlichen Gemeinschaftswerte vermittelt, wie sie in dieser Form einzigartig ist. Dem gut ausgestatteten Buche ist weiteste Verbreitung zu wünschen." (Raumforschung und Raumordnung.)

Vom gleichen Verfasser liegt vor:

Die Verstädterung

Ihre Gefahren für Volk und Staat vom Standpunkte der Lebensforschung und Gesellschaftswissenschaft

3. Aufl. 1938. 54 S. Kart. RM 1.60

„In der tiefgründigen, sachlich ruhigen, im einzelnen maßvollen, im ganzen unerbittlich klar auf die wahren Ziele des Großdeutschen Reiches hinweisenden Art, die wir aus allen Werken Günthers kennen, ist die Schrift vor allem für alle diejenigen unentbehrlich, die heute berufen sind, die richtigen Anschauungen unter ihren Volksgenossen zu verbreiten, während sie oft genug selbst noch nach Klarheit ringen. Deshalb möchte man das Büchlein besonders in den Händen derer sehen, die in irgendeinem Sinne etwas mit ‚Schulung' zu tun haben." (Volk und Rasse.)

Familie / Rasse / Volk

Grundlagen und Aufgaben der Volkssippenforschung

Von Stud.-Ass. Dr. H. Banniza von Bazan

1934. 74 S. Kart. RM 2.— (Best.-Nr. 5245)

„In wissenschaftlichem, sittlichem und vaterländischem Ernst erörtert der Verfasser den Zusammenhang der Familie mit Rasse und Volk und gibt damit der Familienforschung, wie sie in den Kreisen des Sprachvereins schon immer Freunde hatte, neuen Antrieb und tieferen Sinn. Die Sprache ist rein und klar." (Muttersprache.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Die Judenfrage in der deutschen Geschichte

Von Dr. W. Grau. 3. Aufl. 1939. 32 S. mit 8 Tafeln. Kart. RM 1.20

„Wir empfehlen jedem, der wissen will, warum der Antisemitismus durch das Auftreten des Judentums in der allgemeinen und besonders der deutschen politischen Geschichte notwendig und ebenso historisch wie soziologisch und rassisch zum Bestandteil der völkischen Idee geworden ist, das Lesen der wissenschaftlich einwandfreien und überaus gründlichen Darstellung Graus, deren klare Anschaulichkeit durch die Beigabe von 8 Tafeln mit Abbildungen von Urkunden aus der Geschichte des Judentums in Deutschland noch besonders gefördert worden ist." (Deutschlands Erneuerung.)

Die Rasse als Lebensgesetz

in Geschichte und Gesittung

Von R. Eichenauer

Leiter der Bauernhochschule in Goslar

3. Aufl. 1939. VI, 143 S. mit 76 Abb. und 2 Taf. Kart. RM 2.60 [Best.-Nr. 5241]

„Nachdem Eichenauer die rassekundlichen Grundlagen gegeben hat, zeigt er, wie sich das Rasseerbgut als lebendige Kraft in Geschichte und Gesittung offenbart. Alle Fragen des völkischen Lebens werden dabei angeschnitten. Die Darstellung ist einfach, klar und allgemeinverständlich und doch wissenschaftlich vollkommen einwandfrei. Die Schreibart ist frisch und packend, so daß man sich schwer von dem Buche lösen kann." (Nordische Rundschau.)

Indogermanen und Germanen

Von Prof. Dr. W. Schulz

Direktor der Landesanstalt für Volkheitskunde, Halle/S.

2. Aufl. 1938. VIII, 104 S. mit 98 Abb. Kart. RM 2.40 [Best.-Nr. 5244]

„Prof. W. Schulz legt hier einen vorzüglichen kleinen Leitfaden der indogermanischen Kultur- und Rassengeschichte vor, den wir aufs wärmste empfehlen möchten. Er bietet in leicht lesbarer Darstellung eine Zusammenfassung der Ergebnisse der Sprach-, Rassen- und Vorgeschichtsforschung ..." (Germanien.)

Der Zug nach dem Osten

Die kolonisatorische Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter

Von Prof. Dr. K. Hampe

5. Aufl. 1939. 108 S. Geb. RM 1.80 (ANuG. Bd. 731.)

„Der Wert der kleinen Schrift besteht darin, daß es dem Verfasser, dank seiner umfassenden Forschungen, möglich ist, den Zug nach dem Osten auf dem Hintergrunde der weltgeschichtlichen Zusammenhänge zu zeichnen und aus ihnen verständlich zu machen, ferner politisches Geschehen und kulturelle und soziale Verhältnisse zu einem einheitlichen Bilde zu vereinigen ..." (Zeitschrift für Deutschkunde.)

Deutsche Ostsiedlung

Von Arbeitsführer e. h. Prof. K. Schöpke

1941. 63 S. mit 5 Kartenskizzen. Kart. RM 1.—

(Heft 7/8 der Zeitspiegel-Schriftenreihe „Deutschland und die Welt") [Best.-Nr. 5375]

Wir haben hier erstmalig eine kleine wohlfeile Schrift über die deutsche Ostsiedlung als Ganzes vor uns, die gut lesbar ist und eine übersichtliche, einprägsame und bei aller Kürze erschöpfende Darstellung der gesamten Besiedlungsgeschichte des deutschen Ostens und Osteuropas von der indogermanischen Urzeit bis zur Gegenwart bringt.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin